


DIE  TEMPELRITTER

eLias aImery

Der Kampf mit
dem DRACHEN

ROMAN



DIE TEMPELRITTER

DIE TEMPELRITTER

Elias Aimery

**Der Kampf
mit dem Drachen**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2006 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung: akg-images/Erich Lessing
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2006
Buch-Nr. 019796
www.derclub.de

Henri führt seine Freunde ins lombardische Lodi, wo es zu einem Wiedersehen mit Anna und Francesco kommt. Doch die Freude darüber ist getrübt, denn in der Stadt geht die Angst um: An nahe gelegenen See treibt ein Drache sein Unwesen und bedroht die Bewohner der Stadt. Ein zwielichtiger Ritter bietet der Stadt seine Hilfe an als Drachentöter an, doch seine Forderungen sind hoch. Gleichzeitig nehmen Henri und seine Gefährten sich des gefährlichen Ungeheuers an – und sie machen eine überraschende Entdeckung...

ERSTER TEIL

Spätsommer 1319. Lodi, Lombardei

Der See war in letzter Zeit stark angeschwollen, bald würde er über seine Ufer treten – wieder einmal. Aber diesmal war etwas anders als sonst. Es hatte wochenlang nicht geregnet, woher kam also das Wasser? Niemand wusste es. Auch die beiden jungen Männer nicht, die an diesem Abend am Ufer des Sees saßen.

Das Wasser kam und ging. Manchmal war der See so tief, dass es schien, als reiche er bis ins Erdinnere, dann wieder blieb nur ein riesiger, ausgedehnter Sumpf zurück, in dem es gurgelte und aus dem allerlei seltsame Geräusche aufstiegen, die manchmal sogar wie menschliche Stimmen klangen. Lag irgendwo dort unten zwischen den ganzen sumpfigen Wassermassen der Eingang zu Orten, über die man lieber nichts Genaueres erfahren wollte?

Schon bei dem Gedanken an diese Frage wurde den beiden jungen Männern mulmig. Das sacht wogende Wasser reichte ihnen jetzt bis an die Füße. Jedes Mal, wenn sie hierher kamen, hatten sie das unbestimmte Gefühl, dass gleich etwas geschehen würde oder dass sich während ihrer Abwesenheit irgendetwas ereignet habe. Diesen Ort schien ein Geheimnis zu umgeben, und sie wollten es ergründen. Aber bisher hatte der Lago Gerundo nichts von seinen Rätselfragen preisgegeben.

Zwei Flüsse kamen hier zusammen wie Nachbarn, die sich lange nicht gesehen und daher viel zu erzählen hatten: Die Adda brachte dunkles Wasser mit sich, die Serio helles und

klares. Dort, wo die beiden zusammenflossen, rauschte und schäumte es, es bildeten sich mächtige Strudel, Gischt sprühte mannhoch auf, und dann vereinten sich Adda und Serio und flossen weiter in Richtung Po, der breit und gemächlich auf sie wartete.

Die jungen Männer blickten über die schimmernde Oberfläche des Sees, in dem sich der rot und weiß leuchtende Abendhimmel spiegelte. Heute wirkte der Lago Gerundo ruhig. Das Wasser schien bis an den Horizont zu reichen. Deshalb hieß der See in den Legenden auch *Mare Gerundo*, aber er war kein Meer, sondern ein Binnensee. Die beiden jungen Männer hatten ihn schon einmal zu Fuß umrundet.

Gerardo erinnerte sich gern an diesen Ausflug und sprach immer wieder davon. Als Sohn einer der großen Familien von Lodi erlebte er gern etwas, das er hinterher zu einem großen Abenteuer aufbauschen konnte, ganz so, als wäre er allein zu herausragenden Heldentaten fähig. Auch sein Freund Luca fieberte großen Abenteuern entgegen, und wenn sich keine ergaben, musste man sie eben erfinden. So kam es, dass Gerardo und Luca mit ausgedachten Geschichten den Mädchen in Lodi zu imponieren versuchten. In einer davon waren die beiden jungen Männer sogar schon einmal einem ausgewachsenen Lindwurm begegnet.

»Da!«, entfuhr es Gerardo. »Hat sich da nicht etwas bewegt?«

»Wo?«

»Da drüben, in der Seemitte. Jetzt rollen leichte Wellen auf das Ufer zur Rechten zu, siehst du das nicht?«

»Ein Fisch«, meinte Luca. »Nichts Besonderes.«

»Mir schien, als sähe ich einen Kopf.«

»Einen Kopf? Wie sah er aus?«

»Eine Art Drachenkopf, es kann aber auch ein Kalbskopf gewesen sein, und menschliche Züge besaß er auch. Hast du wirklich nichts gesehen?«

»Nein. Aber wir wollen den See weiter im Auge behalten. Vielleicht zeigen sich heute Abend noch die Ungeheuer. Das wäre was! Wenn wir sie zur Strecke brächten, könnten wir für alle Zeit große Helden sein!«

Luca besaß ein leicht mädchenhaftes Wesen, er schwärmte viel und errötete schnell. Nicht zuletzt deshalb fühlte sich der kräftigere Gerardo zu ihm hingezogen. Dieser erwiderte nun: »Ich kann mir richtig vorstellen, wie man uns verehren wird! Vielleicht errichtet man sogar ein Denkmal für uns! Darauf steht: ›Sie befreiten Lodi von den Ungeheuern!‹«

Lucas Wangen glühten. »Oder sie schreiben neue Lieder, um uns zu feiern! Und die Mädchen führen Tänze dazu auf!«

»Still! War da nicht wieder was?«

»Wo?«

»Rechter Hand, fast am Ufer.«

»Sollen wir hinübergehen?«

»Hm, ich weiß nicht...«

»Beobachten wir einfach weiter, was geschieht. Das ist wirklich ein seltsamer Abend heute. Es scheint, als würden alle Dinge lebendig werden.«

»Unheimlich! Vielleicht liegt das daran, dass viele behaupten, unseren See gäbe es gar nicht!«

»Dummes Gerede! Wir sitzen ja jeden Abend an seinem Ufer!«

»Und doch verleugnen ihn viele! Sie sagen, hier sei ein großer Sumpf, der nur aus Überschwemmungswasser bestünde. So als seien Adda, Serio und Brembo dauernd höher als ihre flachen Ufer.«

»Nun, gerade ein Sumpf kann viele Geheimnisse bergen.«

»Und was für welche!«

»Hast du schon davon gehört?«

»Bevor meine Familie vor zwei Jahren nach Lodi zog, lebten wir nördlich von Mailand. Dort kamen mir viele Legenden über den Lago Gerundo zu Ohren. Erstaunlich viele! Jeder dort kennt unseren See! In den meisten Geschichten hieß es, dass seit dem Beginn der Schöpfung ganz tief auf dem Grund des Sees Drachen lebten und man schon vor Jahrhunderten ihre Knochen und Skelette gefunden hätte.«

»Die stammten aber von toten Drachen, nicht von lebenden.«

»Gewiss! Aber ein besonders großer und böser Drache soll noch immer auf dem Grund unseres Sees hier leben. Und wenn es ihm gefällt, taucht er auf und holt sich seine Opfer.«

»Ich kenne solche Geschichten auch. Und ich glaube nicht, dass es bloß Legenden sind. Und du sicher auch nicht, sonst würdest du nicht immer mit mir hierher kommen wollen. Außerdem sind wirklich schon Menschen spurlos verschwunden, die sich hierher gewagt haben!«

»Es wurden auch schon halb zerfleischte Tiere gefunden, deren Verletzungen nur ein wahrhaft gigantisches Maul verursacht haben kann!«

»Sei still, mich schaudert es schon richtig!«

»Da, sieh doch!« Gerardo deutete aufgeregt zur Seite. »Jetzt habe ich es deutlich gesehen! Es kommt und verschwindet wieder!«

Luca starrte hinüber. Manchmal glaubte er, sein Freund wolle ihm absichtlich Angst machen. Aber es stimmte, an den Ufern des Lago Gerundo waren in der Tat schon viele Menschen verschwunden. Dieser See barg ein Geheimnis. Luca war nicht übermäßig mutig, aber er kam trotz der Gefahren hierher, es versetzte ihn in eine besondere Spannung. Dennoch sagte er jetzt zu seinem Freund: »Ich sehe nichts. Du bist überreizt.«

»Ich bin überhaupt nicht überreizt!«, entgegnete Gerardo lauter als beabsichtigt.

»Vielleicht existieren große Fische auf dem Grund des Sees«, überlegte Luca, weiter angestrengt die Stelle beobachtend, auf die Gerardo gedeutet hatte. »Sie kommen herauf, um Luft zu schnappen, und manchmal ziehen sie Hirten, die zu nahe ans Wasser kommen, aus Versehen mit hinab. Vielleicht gibt es auch auf einer der vielen flachen Inseln in der Mitte unseres Sees einen Drachen, der nur selten Nahrung braucht, weil er von Luft und Feuer lebt.«

»Ich will es herausfinden!«, sagte Gerardo.

»Wie denn?«, wollte Luca wissen, der bei dem Gedanken innerlich erschauerte.

»Wir können mit einem Boot hinausfahren, möglichst bei Nacht, dann zeigen sich Ungeheuer am liebsten.«

»Vielleicht sollten wir uns darauf beschränken, zu beten und Gott zu bitten, dass sich das Untier endlich zeigt«, sagte Luca leise. »Noch heute Nacht zünden wir in der Kirche Kerzen an und bitten Gott, uns das Ungeheuer zu schicken.«

»Ja, und dann? Wenn wir nur erzählen, ein Ungeheuer gesehen zu haben, wird uns niemand glauben. Wir müssten es schon erlegen und in die Stadt bringen, damit alle es sehen können!«

»Du willst mit dem Drachen kämpfen?«

»Wie sollen wir ihn denn sonst besiegen?«

Luca schwieg. Er fühlte sich unbehaglich. Er musste daran denken, dass es außer seiner Heimatstadt Lodi noch andere Orte gab, die am Lago Gerundo lagen. Warum kamen nicht von dort Jungen wie sie und fingen das Ungeheuer? Sollten sie mit dem Drachen kämpfen! Luca kannte Burschen von der kleinen Insel Fulcheria und aus Orzinuovi am Ostufer, denen eine solche Tat durchaus zuzutrauen war. In Vaprio am Nordufer beklagte man den Tod einer jungen Frau, die im See verschwunden war, sollten doch die Einwohner von dort auf die Jagd gehen! Und in Pizzighetone am Südufer hatte der

Priester bei einer Prozession sogar öffentlich zum Kampf gegen das Untier aufgerufen, aber geschehen war nichts. Alle haben Angst, dachte Luca, daher blieb wohl an ihm und Gerardo hängen, die Sache aufzuklären.

In diese Gedanken hinein sagte Gerardo: »Vor mehr als drei Jahren fand man im flachen Wasser am Westufer einen Altar der Göttin Mephite. Darauf lagen Knochen, die so groß waren, dass jeder einzelne von ihnen aufrecht hingestellt einen ausgewachsenen Mann überragte.«

»Wer ist Mephite?«, fragte Luca.

»Das ist die Herrin der Sümpfe, du Dummkopf! Vielleicht ist sie ein weiblicher Drache, der Menschenopfer fordert!«

»Aha.«

»Und bei Acquaria ist man auf Pfahlbauten gestoßen, ebenso wie auf Einbäume und wieder auf tierische Knochen. Es gab schon immer Leben im See – menschliches und tierisches, aber die Knochenfunde hier am Lago Gerundo sind etwas ganz Besonderes. Immerhin kann eine neun Fuß lange Rippe kaum von uns bekannten Wesen stammen.«

»Da hast du Recht. Und eben, weil das so ist, behaupten viele Leute, unseren See gäbe es gar nicht.«

»Vielleicht hat es ihn früher nicht gegeben. Vielleicht ist er erst vor hundert Jahren entstanden, als die Mönche herkamen.«

»Welche Mönche?«

»Was weiß ich – Cluniazenser, Zisterzienser, Benediktiner! Die legten Kanäle für die ausgedehnten Ländereien an, die sie urbar machen wollten. Die leiten noch heute Wasser um, stauen es auf, bauen Wehre, die im Volksmund selbst Mönche heißen. Dadurch entstehen überall Seen, und es gibt Wasser, wo es früher nichts als Ödland gab.«

»Aber einen so großen See wie unseren Lago Gerundo können sie nicht aufgestaut haben. Nein, dieses Wasser hat einen anderen Ursprung, es kommt mit Sicherheit aus den

tiefsten aller Quellen. Und diese Quellen führen Dinge mit sich, von denen wir uns gar keine Vorstellung machen können.«

»Da! Wieder! Jetzt habe ich es deutlich gesehen! Ein Kopf! Ein schuppiger Schwanz! Blitzschnell ist er wieder weg!«

»Mir wird ganz übel vor Aufregung! Ich muss mal kurz in den Wald, mir dreht sich der Magen um. Ich bin gleich wieder da! Rühr dich besser nicht vom Fleck, sonst...«

»Nun geh schon!«

Luca stand auf und verschwand im Wald. Er blickte sich noch einmal um und sah Gerardo am Ufer sitzen. Dann suchte er eine passende Stelle im Unterholz, um sich zu erleichtern. Nein, für solche Abenteuer war er nicht geschaffen. Sollte Gerardo in Zukunft doch allein herkommen und auf das Ungeheuer warten. Es würde sich ihm ohnehin nicht zeigen, nur Auserwählte oder Heilige wurden seiner ansichtig, ihre ganze Warterei war daher reine Zeitverschwendung.

Aber wenn der Drache doch auftaucht? Dann will ich auf jeden Fall dabei sein, dachte Luca. Damit ich den Mädchen davon erzählen kann und den anderen Jungs in Lodi, die immer mit ihren Turniererfolgen und ihrer Degenfechtereier herumprahlen, deren Zunge so flink ist wie ihre Waffe und die unaufhörlich Streit vom Zaum brechen. Aber etwas richtig Spannendes haben sie noch nicht erlebt.

Luca ging zurück.

Kurz bevor er den Rand des Unterholzes erreichte, hörte er etwas. Er blieb stehen. Es knackte, ganz so, als ob Holz bräche – oder Knochen. Luca vernahm einen unterdrückten, überraschten Laut, dann hörte er ein Gurgeln und ein Rauschen. Es klang ganz unnatürlich, und Luca wusste sofort, dass diesmal wirklich etwas geschehen war. Er machte einige Schritte vorwärts, schob hastig ein paar Zweige und Äste beiseite, stolperte über eine Wurzel. Und dann sah er es.

Irgendetwas machte sich an Gerardo zu schaffen. Etwas, dessen Umrisse Luca nicht genau erkennen konnte, zog den Freund vom Ufer fort und in den See hinab. Luca erkannte einen riesigen, unheimlichen Kopf, kantig und faltig, mit tiefen Augenhöhlen. Voller Entsetzen erblickte er ein Maul, in dessen Innerem zwei Reihen dolchartiger Zähne zum Vorschein kamen. Auf der dem Kopf gegenüberliegenden Körperseite besaß das Ungeheuer einen langen, dicken Schweif, der jetzt das Wasser peitschte.

Gerardo zappelte, aber Luca schien es, als sei er bereits tot, als wären alle Knochen in seinem Leib bereits zerbrochen. Der Körper des Freundes zappelte nur deshalb noch, weil der Drache seinen Kopf hin und her warf, um sein Opfer besser zerbeißen und dann verschlucken zu können.

Luca taumelte. Ihm wurde schwarz vor Augen. Kurz bevor er das Bewusstsein verlor, zu Boden sank und sich den Kopf an einer Wurzel aufschlug, sah er noch, wie Gerardo im Maul des Untiers verschwand und der Drache wieder ganz ins Wasser eintauchte. Später glaubte Luca, sich daran erinnern zu können, zwei menschliche Gestalten gesehen zu haben, die auf dem Kopf des Ungeheuers saßen und lachten. Aber das bildete er sich wohl nur ein. Auf dieser Bestie hätte niemals jemand sitzen können.

Als Luca das Bewusstsein wiedererlangte, lag der See ganz ruhig da, so, als wäre nichts geschehen. Die Abendsonne spiegelte sich auf seiner glatten Oberfläche. Gleich musste die Sonne untergehen. Luca fühlte eine eisige Kälte in sich aufsteigen. Er zwang sich auf die Beine. Er musste sofort zurück nach Lodi laufen, um anzukommen, bevor es dunkel wurde. Dort, wo Gerardo zuvor gesessen hatte, waren noch deutlich die Spuren eines Kampfes erkennen: zerwühlter Sand, geknickte Gräser und ein Fetzen von Gerardos Hemd.

Die Händler auf dem Markt von Lodi bauten gerade ihre Stände ab. Es war ein langer Tag gewesen, und die Geschäfte waren schlecht gegangen. Die Bauern von außerhalb trauten sich kaum noch in die Stadt, denn auf dem Weg dorthin mussten sie Sumpfland passieren, das als gefährlich galt.

Ein Bauer hatte behauptet, er sei von einem Drachen angefallen worden. Das Untier habe all seine Schafe gefressen, er selbst habe nur mit Mühe und Not entkommen können. Seitdem fürchteten sich die Menschen in und um Lodi. Und der Markt von Lodi litt darunter.

Während die Stände geleert, Körbe und Kannen eingepackt und das Federvieh verstaubt wurde, unterhielten sich die Marktleute über die unbefriedigende Lage. Wenn nicht bald etwas geschah, so die einhellige Meinung, standen ihnen noch viel schlechtere Zeiten bevor. Wenn sich immer weniger Landarbeiter auf den Markt trauten, was dann?

»Der Drache sitzt in den Sümpfen«, sagte die Eierverkäuferin, »ich weiß es genau! Mein Mann hat ihn sogar schon gesehen!«

»Wahrscheinlich hat er dir gerade ins Gesicht geblickt, Alte!«, warf der Schlachterlehrling ein.

Einige der Umstehenden lachten, aber die Stimmung blieb gedrückt.

Und die Eierverkäuferin ließ sich nicht beirren. »Auf dem Kopf des Ungeheuers prangt ein Kamm. Wenn es läuft, streckt es die Zunge vor und heult und gähnt und lässt seine fürchterlichen Zähne sehen. Das Gefährlichste an ihm aber ist sein mächtiger Schwanz!«

»Davon kann ich nur träumen!«, rief eine junge Bäuerin.

»Der von meinem Mann ist seit längerem völlig ungefährlich!«

Wieder lachten die Leute, jetzt schon etwas lauter.

»Unterbrecht mich doch nicht dauernd!«, rief die Eierverkäuferin. »Der Drache kann sogar fliegen! Er fliegt hoch, zerteilt die Lüfte mit seinen mächtigen Flügeln. In der Nähe seiner Lagerstatt verpestet er die Luft mit seinem Atem und verbreitet Pest und Cholera! Wenn er eines Tages das ganze Land überrennt, werdet ihr es schon merken! Dann dröhnt nämlich die Erde. Und wenn er schreit, schwillt der Wind zum Sturm an! Dann wird es Heulen und Zähneklappern geben!«

»Ach, du phantasierst doch, Alte! So etwas gibt es nicht!«, rief ein kräftiger Landmann, der gerade Hühner an den Beinen zusammenband und schulterte. »Du machst dich nur wichtig!«

»Und ob es Drachen gibt!«, warf eine Bäuerin ein. »Die meisten von ihnen leben im Meer. Es sind grausame Ungeheuer, lang und groß wie Landdrachen, nur dass sie keine Flügel haben. Dafür haben sie knotige Schwänze und einen kleinen Kopf. Und ihr Biss ist für uns Menschen ebenso giftig wie für die Fische im Meer!«

»Ist nicht die gesamte Erdscheibe von unterirdischen Höhlen durchzogen, in denen unzählige Feuer speiende Drachen hausen?«, wollte der Korbmacher wissen.

»Mach uns keine Angst, Mann!«, warf der Schlachter ein. »Das wäre ja eine fürchterliche Vorstellung! Bei jedem Schritt könnten wir einbrechen und zur Beute für diese Ungeheuer werden!«

Der Korbmacher winkte ab. »Das ist vielleicht etwas übertrieben. Aber die Mönche, die unsere Wälder und Auen urbar gemacht haben, berichten davon, dass Drachen in Flüssen gelebt haben, in Seen, in Wäldern, in schroffen Gebirgen und dunklen Höhlen. Und dass sie unter die Erde verschwunden sind, als die Mönche kamen, um die unerforschten Landstriche zu erkunden. Die Mönche müssen es doch wissen!«

»Das stimmt!«, mischte sich ein Wollhändler aus Mailand ein. »In einem dicken Buch eines Zisterziensers las ich einmal davon. Er hatte alles aufgeschrieben. Aber ihr könnt gewiss nicht lesen, sonst wüsstet ihr wirklich etwas von diesen Dingen.«

»Was schrieb der Zisterzienser denn?«, wollte einer aus der Menge wissen.

»Dass diese Wesen im Wasser zu Hause sind. Sie heißen Leviakon. Sie haben vier klauenbewehrte Füße wie ein Greif und große breite Flossen wie Flügel, damit sie einen weiten Sprung außerhalb des Wassers tun können, glaube ich. Überdies haben sie große Mäuler mit riesigen Gebissen. Mit ihren langen Klauen, dem gefährlichen Maul, dem großen Schwanz und durch den Flügelschlag stellen diese Wesen eine enorme Bedrohung dar. Manchmal sollen sie so viel Wasser in sich hineinsaugen, dass ein ganzer See verschwindet, als wäre er niemals da gewesen.«

»Das würde erklären, warum unser See manchmal völlig verschwunden ist und nur Sumpf übrig bleibt!«, sagte ein junger Bauer eifrig.

»Vielleicht. Denn diese Wasserdrachen blasen das Wasser irgendwann auch wieder hinaus, und wer davon etwas in die Augen bekommt, wird blind.«

»Das alles haben die Zisterzienser aufgeschrieben?«

»Wenn ich es euch doch sage! Schließlich kann ich lesen, und schreiben übrigens auch!«

»Können diese Drachen denn auch Feuer speien, wie manche Leute es erzählen?«

»Davon habe ich nichts gehört. Aber wahrscheinlich können sie auch das. Hat man nicht schon oft erzählen hören, dass aus den Gipfeln einiger Berge plötzlich glühende Asche ausgestoßen wird? Wahrscheinlich sitzt dann ein Drache im Berg und spuckt Feuer.«

»Na, klar! Wer sonst könnte so etwas machen? Etwa mein Hausdrache Gina, der noch dazu giftige Dämpfe ausspeit, wenn er erfährt, dass ich wieder in der Schenke war?«

Wieder lachten einige Marktleute. Im weiteren Verlauf des Gesprächs wurde man sich rasch darüber einig, dass es neben fliegenden Drachen auch riesige Würmer geben müsse, die ebenso gefährlich seien wie die Drachen. Und man war überzeugt davon, dass Wesen wie diese in großer Zahl ganz in der Nähe hausten. Musste der Statthalter mit seinen Vögten nicht endlich dagegen vorgehen?

»Leute, was schwatzt ihr herum? Es wird dunkel. Und nach Einbruch der Dunkelheit ist das Markttreiben verboten, das wisst ihr doch! Also sputet euch!«

»Immer mit der Ruhe, Büttel!«

Der Marktbüttel kreuzte die Arme vor seiner breiten Brust und ging gewichtig umher. Mit Argusaugen überblickte er den gesamten Marktplatz und suchte die Aufräumarbeiten, die nur langsam vorangingen, zu beschleunigen. Hatte er dann ein Opfer gefunden, blieb er vor dessen Stand stehen und klopfte mit seiner Peitsche gegen die Gerätschaften, die noch wegzuräumen waren.

»Was sagt die Obrigkeit dazu, dass Drachen unser Leben bedrohen, Büttel?«, wollte einer der Marktleute wissen.

»Ach, das interessiert mich nicht. Räumt auf und trollt euch nach Hause. In einer halben Stunde will ich hier niemanden mehr sehen. Sonst gibt es Marktverbot!«

»Wir beeilen uns ja schon!«

»Das mit dem Drachen ist alles Gerede!«, erklärte der Büttel mit fester Stimme. »Es gibt nämlich überhaupt keine Drachen!«

»Ach, und woher willst du das wissen, Stubenhengst?«

»Weil ich es weiß, basta!«

»Keinen einzigen Drachen? Nicht mal kleine? Und woher stammen die Knochen, die man im Lago Gerundo gefunden hat? Habe ich die etwa da hingelegt?«

»Es gibt keine Drachen, und Schluss! Beeilt euch endlich, es wird dunkel, die Sonne ist schon untergegangen! Was für Flausen ihr immer in euren Köpfen habt! Drachen! Kindischer Unfug!«

In diesem Moment erschien eine Gestalt am Rand des Marktplatzes. Ein Junge, der herantaumelte, als habe er zu viel Wein getrunken.

»Seht doch, da kommt Luca! Wie sieht der denn aus! Er ist ja totenbleich!«

»He, Luca! Du verträgst wohl gar nichts!«

»Seht doch, es muss was anderes sein! Der trinkt doch nichts. Da scheint was passiert zu sein!«

Luca taumelte über den Platz. Da sahen die Händler, dass seine Kleidung an vielen Stellen zerrissen war. Sein Gesicht war mit Kratzern übersät, aus denen Blut tropfte. Der Junge sah aus, als wäre er durch dichtes Dornengestrüpp gerannt. Luca blieb in der Mitte des Platzes stehen und sah sich um. Dann drehte er sich halb herum und deutete stumm in die Richtung, aus der er gekommen war.

»Was ist, Luca? Hast du was gesehen? Willst du uns was berichten? Nun sag schon!«

Der Junge schüttelte den Kopf. Er ging weiter. Plötzlich drehte er sich um und sagte: »Gerardo ist tot.«

Der Korbmacher, der Luca am nächsten stand, packte ihn am Arm. »Was sagst du?«

»Der Drache hat ihn geholt. Er hat Gerardo zu sich geholt.«

»Junge! So erzähl doch, was geschehen ist!«

»Ich bin so schnell gelaufen, wie ich konnte. Der Wald hat versucht, mich aufzuhalten.«

»Was redest du denn da? Was ist mit Gerardo?«

Luca schluckte. Dann erzählte er stockend, was er am See erlebt hatte.

Inzwischen umstanden ihn alle Händler, die sich noch auf dem Markt befanden. Etliche schlugen ein Kreuz. Der Büttel rannte mit seinen kurzen, stämmigen Beinen los, um den Vogt zu alarmieren.

Im Inneren des Regierungspalastes herrschte an diesem Morgen emsiges Treiben. Abgesandte der Kommune in blauweißen Umhängen, Vertreter des mächtigen Geschlechts der in Mailand ansässigen Visconti in ihren roten und schwarzen Farben und die Stadtvertreter mit den Zünften in schlichtem Weiß liefen geschäftig umher und nahmen dann allmählich ihre Plätze ein. Im Sitzungssaal thronte bereits der Stadtfürst Orsini, flankiert von zwei Stellvertretern. Hinter ihm saß der Bischof. Seinem mürrischen Blick nach zu urteilen, passte es ihm überhaupt nicht, dass er in der zweiten Reihe saß. Aber Fürst Orsini hatte ihm diesen Platz zugewiesen, also musste er damit vorlieb nehmen.

In den dahinter liegenden Reihen teilten sich die anderen Ratsbeisitzer die Plätze. Das waren die Führer der Nachbarschaften, der *vicinie*, die adeligen *consorterie*, die religiösen Bruderschaften und Genossenschaften der Handwerker und Kaufleute. Alle erschienen in ihren Farben; die Herren der *consorterie* trugen sogar ihre Schwerter bei sich.

»Lasst Signal geben, wir fangen an«, sagte Orsini zu seinem Stellvertreter Malvolio. Der winkte einem Diener. Dessen auf den glänzenden Marmor geschlagener Zeremonienstock war weithin zu hören. Die letzten Ratsteilnehmer eilten in den Saal und nahmen Platz. Von den Rängen aus verfolgten zahlreiche Bürger das Schauspiel.

»Nein, wartet noch! Wir können nicht ohne den Statthalter anfangen!«, sagte der Bischof. »Er ist schon unterwegs!«

Auf den Gängen des Rathauses schlugen die Türen zu. Einige vom starken Wind, andere durch die Hände aufgeregter Bürger. Alle rannten die Gänge hinunter in Richtung des Versammlungssaales. Die Bauern, die in letzter Zeit immer wieder Vieh verloren hatten, das ihnen niemand ersetzte, weil niemand wusste, wo die Tiere geblieben waren, rannten besonders schnell. Sie konnten es kaum erwarten, ihre Stimme zu erheben und Vergeltung zu fordern. Und dazu hatten sie an diesem Morgen im Versammlungssaal Gelegenheit.

Dort war es schon überfüllt, und man redete wild durcheinander. Alle Viehbesitzer der Gegend waren anwesend. Die hielten Pergamente in die Höhe, auf denen die Verluste aufgelistet waren, die sie in den letzten Jahren hatten verzeichnen müssen.

Mitten in dieses Chaos hinein öffnete der Statthalter die hintere Pforte des Saals, trat ein und setzte sich in seinen Thronsessel.

Einige Bürger hatten Luca herbeigeholt, obwohl er sich geweigert hatte, mitzugehen. Sie mussten den jungen Mann regelrecht vor sich herschieben, er schien wie gelähmt. Er stand noch so sehr unter dem Schock, den das Geschehen am See hervorgerufen hatte, dass er jetzt kein Wort herausbrachte.

Auch der Statthalter vermochte nicht, ihn zum Reden zu bringen. Galeazzo, der in Lodi für Recht und Ordnung zu sorgen hatte, ließ nichts unversucht. Doch schließlich sah er ein, dass es unmöglich war, und erteilte der versammelten Menge das Wort.

Schnell brach ein Sturm los. Alle redeten wild durcheinander und wedelten mit ihren Verlustlisten. Es dauerte lange, bis sich ein Gehilfe des Magistrats Gehör verschaffen konnte. Eine

dermaßen aufgeregte Versammlung hatten die Stadtherren noch nie leiten müssen.

»Wir verhandeln erst den Fall des jungen Luca. Dann kommen wir zu den Forderungen der Viehbesitzer!«

Dem Stadtmagistrat von Lodi stand ein Statthalter der Viscontis aus Mailand vor. Die Leute in Lodi wussten nicht, ob er dem Stadtfürsten Orsini übergeordnet war oder nicht. Orsini selbst wusste es natürlich, aber er behielt es für sich. Er war eitel und ehrgeizig, und so zahlte er lieber dem Statthalter Galeazzo regelmäßig große Summen, die er aus Steuereinnahmen aufbrachte, als nach außen hin seine allumfassende Autorität in Frage gestellt zu sehen.

Der Statthalter ließ ihn gewähren. Da er sich der Unterstützung der einflussreichen Visconti sicher war, konnte er die anfallenden Geschäfte gelassen aus dem Hintergrund regeln. Ihm reichte es zu wissen, dass in Lodi niemand gegen ihn und den Magistrat regieren konnte.

Als Gianbattista Galeazzo an diesem Tag von dem Unglück am See erfahren hatte, war er gerade dabei gewesen, einen Brief nach Mailand zu diktieren. Er berief sofort die Versammlung ein. Und jetzt wartete er darauf, dass wieder Ruhe einkehrte.

Der Statthalter war ein geschickter Diplomat, deshalb kommentierte er den Bericht, den an Lucas Stelle der Korbmacher gab, in wohl überlegten Worten. Galeazzo war bewusst, dass leicht eine Panik ausbrechen konnte. Er sprach deshalb betont ruhig, und die Menge hörte ihm zu. Galeazzo, der sich sehr gewählt ausdrückte und dabei mit seinen schlanken, gepflegten Händen durch die Luft fuhr wie ein Musicus, wollte sich nicht auf eine Bewertung festlegen. Vielleicht log dieser Luca. Konnte es sich nicht auch um einen ganz gewöhnlichen Mord handeln?

Als der Statthalter diese Vermutung äußerte, machte Luca endlich den Mund auf.

»Der Drache holte ihn, Exzellenz«, sagte er leise, aber deutlich. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Hier, seht dieses Stück von dem Hemd des Unglücklichen. Ich fand es am Ufer. Es ist blutig.«

»Nun, ich glaube dir, mein Sohn«, sagte Galeazzo freundlich. »Aber ein Beweis ist das nicht. Doch sei's drum.

Ich werde bewaffnete Streifen aussenden, und zwar sofort.«

Er winkte seinem Gehilfen zu und gab Anweisungen, einen Trupp zum Lago Gerundo zu entsenden. Der Gehilfe rannte hinaus, die Tür schlug hinter ihm zu, und man hörte, wie sich seine Schritte über die Korridore entfernten. Die Menge seufzte erleichtert auf, als sei Rettung schon in Sicht.

»Exzellenz«, sagte Luca. »Lasst ganze Armeen gegen den Drachen ausrücken! Anders wird er nicht zu besiegen sein. Es ist ein unvorstellbar schreckliches Ungeheuer!«

»Beruhige dich, mein Sohn!«, meinte Galeazzo. Er machte dem hinter ihm sitzenden Bischof ein Zeichen, der daraufhin zu ihm herüberkam. »Wie war das damals in Lodi, bevor ich hier Statthalter war? Gab es nicht schon einmal einen Vorfall mit einem Drachen?«

Der Bischof schüttelte unwillig den Kopf. »Das ist nur eine Legende. Es gab nie einen Drachen in Lodi.«

»Aber natürlich gab es einen Drachen!«, widersprach Malvolio. »Das weiß jeder. Der Herr Bischof mag nur nicht gern daran erinnert werden, denn gilt ihm ein Drache nicht als Sinnbild des Satans? Und darf es sein, dass der Teufel in unserer Stadt und im Kirchensprengel des Bischofs einmal eine Heimstatt hatte? Aber um die Wahrheit kommt niemand herum!«

»Wie war das damals, erzählt doch!«, befahl Galeazzo.

Malvolio holte tief Luft. »Es war der 1. Januar 1300, also der Beginn des ersten Heiligen Jahres, das die Kirche im Namen von Papst Bonifatius VIII. ausgerufen hatte. Vielleicht erinnert sich der Herr Bischof deshalb ungern daran, denn das Erscheinen eines Drachen passt schon gar nicht in ein solches Jubeljahr.«

»Schweift nicht ab, Malvolio! Wir wollen nur kurz Eure Erzählung hören und dann rasch den Jungen weiter zu dem Vorfall am See befragen.«

»Ja, natürlich, entschuldigt bitte. Also, damals befand sich dort, wo sich heute der Lago Gerundo erstreckt, ein riesiges Sumpfloch. Dort hauste der furchtbare Drache Tarànto, eine gewaltige Schlange mit einem riesigen Kopf. Das Untier kam ursprünglich aus dem Dorf Soncino, wo der überall verhasste Tyrann Ezzelino da Romano lebte. Um den gefährlichen Drachen zu töten, machte der Bischof unserer Stadt, Bernardino Tolentino, damals Jagd nach ihm. Zuvor hatte er zusammen mit allen Bürgern der Stadt Gott angefleht, die Gemeinde von dem Untier zu befreien, dessen Gifthauch eine Seuche ausgelöst hatte. Drei Tage lang zog eine feierliche Prozession um den See, und jeder in der Gemeinde gelobte, beim Wiederaufbau der Kirche des Heiligen Christophorus, die am Sumpfufer lag, zu helfen. Am 1. Januar des neuen Jahres ging der Bischof dann allein zum See hinunter, und dort wurde er Zeuge von zwei Wundern.«

»Nun, und welche waren das?«, fragte der Stadtfürst.

»Der Drache starb, und der See trocknete aus.«

»Hm, Eure Geschichte scheint mir so, wie Ihr sie erzählt, nicht ganz richtig zu sein«, warf der Statthalter ein. »War es nicht vielmehr so, dass ein Ritter aus Calvenzano, der Stammvater der Familie Visconti, für die ich jetzt arbeite, den Drachen tötete? Immerhin führen die Visconti seitdem eine

Riesenschlange, die ein Kind verschlingt, in ihrem Stadtwappen. Und das ist wohl kein Zufall.«

Malvolio zuckte mit den Schultern. »Zu der Geschichte mit dem Wappen kann ich nichts sagen. In Lodi galt jedenfalls stets der Bischof als Bezwinger des Drachen. Und seit diesem Tag hängt in unserer Kirche St. Christophorus eine riesige Rippe dieses Untiers von der Decke der Krypta – das wisst Ihr doch, Herr Bischof!«

»Das ist nicht die Rippe eines Drachen«, entgegnete der Bischof unwirsch. »Der Knochen stammt von irgendeinem Urvieh aus einer Zeit, als hier noch keine Menschen siedelten.«

»Zurück zu Luca«, sagte der Statthalter und wandte sich wieder der Versammlung und dem Jungen zu.

»Was hast du also wirklich gesehen?«, mischte sich der Stadtfürst ein. »Sprich die Wahrheit, oder wir werden dich dazu zwingen müssen.«

»Aber Orsini!«, tadelte Galeazzo den Fürsten. »Wir wollen den armen Jungen doch nicht verängstigen. Er ist kein Verdächtiger!«

»Was wollt Ihr denn tun, Galeazzo?«, giftete Orsini den Statthalter an. »Ihr kommt mir, verzeiht, reichlich hilflos vor!«

»Ich habe einen Trupp zum Lago Gerundo geschickt, Ihr habt es doch gesehen! Wir sollten abwarten, was die Soldaten berichten! Jede übertriebene Eile ist fehl am Platz.«

Da begann Luca plötzlich ganz leise zu sprechen. »Es war am Ostufer des Sees, also muss nicht der ganze See abgesucht werden. Die Spuren des Kampfes müssen noch zu sehen sein.«

»Warum sagst du das nicht gleich?«, schrie Orsini. »Warum machst du dein Maul nicht auf?«

»Ich bin ganz verwirrt«, verteidigte sich der Junge mit leiser Stimme. »Mir fällt erst nach und nach wieder ein, wie es war.

Erst jetzt kommen mir langsam wieder Einzelheiten in den Sinn.«

»Dann erzähle!«, befahl Orsini. »Was kommt dir gerade noch so in den Sinn?«

»Kurz bevor ich das Bewusstsein verloren habe, glaubte ich, zwei menschliche Gestalten zu sehen.«

»Zwei Gestalten? Was für Gestalten? Und wo hast du sie gesehen?«

»Ich konnte sie nicht genau erkennen, aber sie saßen auf dem Kopf des Ungeheuers.«

»Was?«, die Stimme des Stadtfürsten überschlug sich.

»Daran könnt Ihr sehen, dass der junge Luca offenbar den Verstand verloren hat, meine Herren«, sagte der Bischof. »Er hat sich die Sache mit dem Drachen in seinem überreizten Kopf nur eingebildet! Nichts davon ist wahr! Zwei Menschen auf dem Kopf eines Drachen! Ja, sind wir denn...?«

»Moment!«, sagte der Statthalter. »Er sprach nicht von Menschen, sondern von menschlichen Gestalten, vielleicht hat er ja nur Umrisse gesehen. War es nicht so, Luca?«

»So ist es, Exzellenz. Ich bin mittlerweile allerdings überzeugt, dass ich mich getäuscht habe, denn es ist unmöglich, dass Menschen auf dem Kopf des Drachen gesessen haben. Wenn ich die Bilder genau überdenke, die ich seit dem Vorfall vor Augen habe, muss ich aber darauf bestehen, dass sich da irgendetwas auf dem Kopf des Ungeheuers befindet, etwas, das Gesichter hat.«

»Kaum zu glauben«, sagte Malvolio.

»Ebenso wenig wie die ganze Geschichte«, wandte der Stadtfürst ein. »Ein Drache im See von Lodi? Vielleicht haben ihn unsere Feinde geschickt? Dass ich nicht lache!«

Jetzt fühlte sich der Bischof genötigt, auf etwas zu verweisen. Er sagte mit erhobenem Zeigefinger: »Begegnungen mit Drachen, ihr Herren, sind nun wahrhaftig keine Seltenheit!

Aber nur Drachen, die in der Heiligen Schrift vorkommen, sind richtige Drachen. Wir Christen können ein Lied davon singen!«

»Ihr habt schon mit einem solchen Ungeheuer gerungen, Bischof?«, höhnte Orsini.

»Natürlich nicht! Wer behauptet das? Aber ich habe mit Heiden gerungen. Und gesiegt! Und sind diese nicht gleichzusetzen mit Drachen? Blicken nicht von all unseren Kirchendächern Drachenköpfe herunter, die das Böse abwehren sollen? Sind Drachen daher nicht allgegenwärtig?«

»Es sind symbolische Ungeheuer, Bischof! Sie sollen das Böse nur erschrecken, damit es keinen Zutritt erhält, es sind keine wirklichen Drachen!«

»Das weiß ich!«, sagte der Bischof unwillig. »In unseren Schriften kennen wir jedenfalls viele Drachenkämpfe. Denkt nur an den Sieg des heiligen Georg über den Drachen, und erwuchs daraus nicht der mächtige Santiagoorden in Spanien? Auch las ich vom Bodensee, dass dort der heilige Pirmin einen riesigen Wurm von der Insel Reichenau vertrieb, als er dort das Kloster gründete. Und von dem westlich unseres Lago Maggiore liegenden Ortasee sagen die Schriften, dass der heilige Julius, der aus Griechenland kam, von der Seeinsel Isola di San Giulio die Drachen verjagen musste. Und dann kennen wir alle die Erzählung von Martha von Bethanien, nicht wahr?«

»Nein, die kennen wir nicht!«, sagte Orsini.

»Nun. Sie kam aus Palästina und gehörte zum engsten Freundeskreis unseres Herrn Jesus Christus. Als sie mit ihren Geschwistern in einem steuerlosen Boot über das Mittelmeer trieb, landete sie schließlich in Marseille und gründete ein Kloster. In jener Zeit gab es bei Tarascon im Rhonetal einen Drachen, der Menschen fraß. Das Untier trug den Namen Tarasque.«

»Davon hörte ich!«, rief eine dicke Frau von der Galerie herunter. »Was wurde aus diesem Drachen?«

Der Bischof sah nur kurz auf. »Martha zähmte das Untier mit Kreuzeszeichen und Weihwasser, und dann führte sie es wie ein Lamm an einer Leine nach Arles, wo sich der Tarasque in den Fluss stürzte und davonschwamm.«

»Das sollten wir mit unserem Drachen auch versuchen!«, rief erneut die dicke Frau.

»Noch wissen wir nicht, ob wir es überhaupt mit einem Drachen zu tun haben«, beschwichtigte sie der Stadtfürst.

»Recht habt Ihr, Galeazzo«, warf der Stadtfürst ein. »Die Soldaten sollten erst einmal Bericht erstatten.«

»Bei Jesaja«, ergriff der Bischof wieder das Wort, »heißt es: ›Zu der Zeit wird der Herr heimsuchen mit seinem harten, großen und starken Schwert den Leviathan, die flüchtige Schlange, und den Leviathan, die gewundene Schlange, und er wird den Drachen im Meer töten.‹ Sollten wir davon ausgehen, dass dies der einzige Drache gewesen ist, den es je gab? Ich weiß es nicht.«

»Die Soldaten! Sie kommen zurück!«

Ein Poltern war auf den Gängen zu hören. Die Versammlung verstummte. Man hielt den Atem an. Die Türen zum Saal wurden aufgestoßen, und die bewaffneten Männer stürmten herein.

Orsini erhob sich. »Nun, was habt ihr herausgefunden, Soldaten?«, fragte er.

»Ihr hohen Herren!«, sagte der Hauptmann, ein erfahrener Kämpfer mit rotem Haar. »Es muss einen Kampf gegeben haben! Am östlichen Ufer, geradewegs in Richtung unserer Stadt, fanden wir Spuren, Abdrücke von Sandalen und einen Fetzen Stoff. Hier ist er. Außerdem fanden wir...«

»Was? Was fandet ihr?«

»Nun, wir sahen Abdrücke von riesengroßen Klauen! Sie können nur von einem Ungeheuer stammen! Ein riesiges Monster muss aus dem Wasser gekommen sein und den armen Gerardo mit sich genommen haben.«

»Habt ihr auch das Ungeheuer gesehen?«

Der Soldat schüttelte den Kopf. »Von ihm fehlt leider jede Spur, es muss sich im Wasser versteckt halten.«

»Aber wann kommt es wieder heraus? Das ist die entscheidende Frage!«

»Ruhe!«, ermahnte Galeazzo die Versammlung. »Luca, stimmen die Schilderungen der Soldaten mit dem überein, was du am See gesehen hast?«

»Haargenau! Ich sagte ja, es war am Ostufer!«

»Dann muss es dort tatsächlich einen Drachen geben«, stellte Galeazzo fest. »Und wir müssen eine Armee dorthin schicken, um ihn zu töten.«

»Gott stehe uns bei!«, entfuhr es dem Bischof. Er schlug mehrere Kreuze. »Das wird eine schwere Glaubensprüfung. Es kommen schlimme Zeiten auf uns zu!«

»Haltet Euch mit Euren Unkenrufen zurück!«, herrschte Orsini den Geistlichen an. »Wir sind schon mit ganz anderen Herausforderungen fertig geworden.«

»Ich unke nicht, mein Sohn! Drachen künden Unheil an, das war schon immer so.«

»Übertreibt nicht, Bischof. Ich denke eher...«

»Heißt es nicht im Buch Hiob«, sagte der Bischof jetzt mit erhobener Stimme, und jeder im Saal hielt den Atem an: »»Siehe da den Behemoth, den ich geschaffen habe wie auch dich, Mensch. Er frisst Gras wie ein Rind. Siehe, welche Kraft ist in seinen Lenden und welche Stärke in den Muskeln seines Bauches! Sein Schwanz streckt sich wie eine Zeder; die Sehnen seiner Schenkel sind dicht geflochten. Seine Knochen sind wie eiserne Röhren, seine Gebeine wie eiserne

Stäbe. Er ist das erste der Werke Gottes, der ihn gemacht hat. Die Berge tragen Futter für ihn, und alle wilden Tiere spielen dort. Er liegt unter Lotosbüschen, im Rohr und im Schlamm verborgen. Lotosbüsche bedecken ihn mit Schatten, und die Bachweiden umgeben ihn. Siehe, der Strom schwillt gewaltig an, der Drache dünkt sich sicher, auch wenn ihm der Jordan ins Maul dringt. Kann man ihn fangen Auge in Auge und ihm einen Strick durch seine Nase ziehen?« Nein, das kann niemand. Niemand kann ihn töten.«

»Es wird Unheil geben in Lodi, der Bischof hat Recht«, flüsterte eine Frau auf der Galerie. »Vielleicht wird sogar die Welt untergehen. Denn ein Tier wie dieses ist immer ein Zeichen für die Herrschaft des Bösen, und dann wandelt sich alles.«

»Ich muss ein Glas Dünnbier trinken gehen, mir ist ganz übel«, flüsterte ein Gerber, der neben ihr saß.

»Trinke nur, das Weltende ist ja nah«, spottete eine Frau.

Der Gerber schoss in die Höhe und wankte von der Galerie hinunter, er stolperte auf der Treppe und wurde von der Wache hinausgelassen.

Im Saal herrschte nach den Worten des Bischofs Schweigen. Allmählich wurde den Versammelten bewusst, welche große Gefahr ihnen drohte.

Luca brach das Schweigen. Mit seiner hellen Stimme sagte er: »Ich werde an der Stelle am Seeufer, wo Gerardo verschwunden ist, Blumen niederlegen. Gerardo liebte Blumen, vor allem die des Spätsommers.«

»Vielleicht ist für uns alle der allerletzte Spätsommer gekommen!«, sagte Malvolio. »Der Drache wird uns alle verschlingen, denn wir haben in Sünde gelebt.«

»Ganz recht, mein Sohn!«, sagte der Bischof. »Aber noch ist es nicht zu spät. Lasst uns alle gemeinsam in die Kirche gehen und eine Messe feiern. Der Herr wird uns erhören.«

Spätsommer 1319. In Eis und Schnee

»Wir schaffen es nicht. Die Berge sind noch immer mit Schnee bedeckt.« Madeleines Stimme klang vor Angst ganz gepresst. Und es betrückte Henri de Roslin, dass er der schönen jungen Frau nicht widersprechen konnte.

Die Reise über die Alpen war ohne eine bewaffnete Schutztruppe und einen kundigen Führer viel zu gefährlich.

Henri blickte sich zu den anderen um. Uthman ibn Umar ritt an Madeleines Seite. Er wirkte tatendurstig und fixierte die hoch aufragende Alpenkette trotzig mit seinen dunklen Augen, vor einer solchen Herausforderung hatte sich der Sarazene noch nie gefürchtet. Sean of Ardchatten ritt am Schluss der kleinen Gruppe, sein Blick wanderte zwischen den Bergen, Uthman und seinem Herrn Henri hin und her, er schürzte selbstbewusst die Lippen.

Henri verhielt sein Pferd und wendete es. Er sagte: »Wir können die Reise abbrechen, wenn ihr wollt. Oder wir warten, bis ein Kaufmannszug den gleichen Weg nimmt, und schließen uns an.«

»Nein, nein«, rief Madeleine. »Nicht aus Rücksicht auf mich. Es brach nur plötzlich aus mir heraus, als ich die Eisgipfel erblickte. Ich fühle mich sicher an eurer Seite.«

Schon in dieser Höhe, am Fuß der Berge, war es spürbar kälter. In den Tälern lag die Sonne des Spätsommers mit ruhiger Kraft, aber am Hang gingen kalte Winde. Madeleine hatte eine Decke um sich gehüllt, schweigend ließ sie ihre

Blicke erneut über die Berge wandern. Ja, es war kalt. Und die Berge waren unvorstellbar hoch.

Henri musste an die letzten Tage in Deutschland denken. Auch dort war es warm gewesen und eigentlich auch friedlich, wenngleich sie einem falschen Mönch das Handwerk legen mussten, einem Mönch, der die Tempelritter verleumdet hatte. Henri hatte ihn nach einem letzten Kampf einfach in den Rheinstrom geworfen. Vielleicht trieb dieser elende Lügner noch immer flussabwärts! Henri stellte sich mitleidlos die fette, zappelnde Gestalt vor.

Jetzt galt es, diese menschenfeindlichen Alpen zu überqueren, auf Pässen, die sie nicht kannten. Aber Hannibal war sogar mit Elefanten über die Alpen gezogen. Dann werden wir es auch schaffen, dachte Henri. Er blickte zum Himmel hinauf. Hilf uns, Herr, betete er. Schau milde auf uns herab!

Die Gefährten hatten nach ihrer Abreise aus Speyer in Basel kurz Rast gemacht und versucht, sich innerlich auf die beschwerliche Reise vorzubereiten. Wenn sie die Alpenkämme erst überquert hätten, erwartete sie auf italienischer Seite ein warmer, milder Herbst in der schönen Lombardei. Im Moment kam Henri diese Aussicht paradiesisch vor.

Es war Anfang September, in vier Wochen hoffte Henri in Lodi zu sein. Bei seiner einzigen Alpenüberquerung vor vielen Jahren hatte er einen anderen Weg genommen. Auch damals hatte er unter Eis und Schnee zu leiden gehabt. Jetzt war mit Schnee auf dem St. Gotthard zu rechnen – spätestens jetzt. Man hatte ihnen in Basel gesagt, schon auf den Passhöhen in den Vierwaldstätter Alpen könnten sie zu jeder Jahreszeit unangenehme Überraschungen erleben.

Henri hatte sich damals auf einer Pilgerreise nach Rom befunden. Obwohl das Schicksal seines Ordens in jenen Tagen noch keine schlimme Wendung ahnen ließ, wollte er für das Wohlergehen der Armen Ritter Christi vom Tempel Salomonis

beten. Denn konnte man wissen, was der Herrgott für sie vorgesehen hatte? Voller Bitterkeit dachte Henri an die Dinge, die sich inzwischen ereignet hatten. Der Templerorden war zerschlagen worden, die Brüder hatte man ermordet!

In Lodi hatte er damals Rast gemacht und war in die Auseinandersetzungen zweier führender Familien hineingezogen worden, denen eine blutige Familienfehde zugrunde gelegen hatte. In der Komturei hatte man den hohen Templer aus Paris, der den Templerbesitz betreute, mit großer Freude willkommen geheißen. Wenn Henri jetzt an die Zeit zurückdachte, in der er sich als Tempelritter frei und offen bewegen konnte, drückte ihn ein unstillbarer Schmerz in der Brust, denn heute konnte er sich nur noch als Kaufmann getarnt bewegen.

Henri sah die Entschlossenheit in den Mienen seiner Gefährten. Er gab sich einen Ruck. Jetzt wollte auch er nicht mehr zweifeln. In Lodi erwartete sie das Paradies!

Sie ritten weiter. Die Tage und die Nächte kamen und vergingen wieder im Gleichmaß des Tempos, das die Pferde vorgaben.

In einem kleinen Dorf namens Barnen, in dem es runde Weißbrote und weißen Wein gab, trafen sie einen Mann, der sich ihnen anschloss. Der Luzerner reiste mit seiner Frau und zwei Gesellen in einem überdachten Fuhrwerk nach Mailand. Er erklärte den staunenden Gefährten, er wolle dort vergoldete Messingräderwerke für Sonnenuhren einkaufen. Er hieß Zurwiler und schwatzte ohne Unterlass, aber seine unbedingte Hilfsbereitschaft in allen Situationen nahm Henri für ihn ein. Und Madeleine freundete sich schnell mit seiner Frau Pattie an, deren verschmitztes Gesicht unter einer Fülle ungebändigter, krauser Haare hervorlugte.

In dieser Gesellschaft schien den Freunden die Reise weniger gefährlich. Zudem waren dem Schweizer Ehepaar die Alpenpässe wohl vertraut.

»Die Berge sind ein Mythos«, sagte Zurwiler. »Eine Art Symbol für das Unendliche und Schwierige. Aber glaubt mir, wir können sie passieren. Und wenn wir erst die norditalienische Ebene erreicht haben, werden sie euch wie ein ferner Traum vorkommen.«

»Wir haben die Reise schon sechsmal gemacht, hin und zurück«, fügte Pattie hinzu. »Und ich habe mir keine einzige Frostbeule geholt.«

Aber Madeleine rief in diesem Moment: »Mir ist so kalt! Was kann ich nur tun, damit mir wärmer wird?«

Uthman beugte sich zu der jungen Frau hinüber und umarmte sie. Dann legte er ihr noch eine Decke über die Schultern.

Kurz hinter Barmen wurde der steinige Weg abschüssig. Zurwiler, der das Fuhrwerk lenkte, musste kräftig die Zügel einsetzen. Nachdem sie langsam, immer wieder Kommandos rufend, mehrere Meilen zurückgelegt und dabei verlassen wirkende Dörfer mit windschiefen Ställen passiert hatten, kamen sie in einen namenlosen Ort. Das liege daran, erklärte Zurwiler, dass mehrere durchziehende Armeen die Bewohner immer wieder gezwungen hätten, ihren Ort umzubenennen. Das sei ihnen derart zuwider geworden, dass sie mittlerweile lieber in einem namenlosen Ort lebten.

Zurwiler war Henri zwar sympathisch, aber er begriff allmählich, dass der Kaufmann auch eine Belastung für die Gruppe darstellte. Denn es gab umständliche Transportprobleme. Die Kutsche musste zerlegt werden.

Das Dorf, in dem Zurwilers Kutsche auseinanderggebaut wurde, damit sie über die Berge transportiert werden konnte, war voller Leben. Maultiertreiber liefen zwischen Herden hin und her, Stellmacher demontierten Kutschen und verstaute

die Teile auf Packtiere, die die Kutsche auf die andere Bergseite bringen sollten, wo sie für die Weiterfahrt nach Süden wieder zusammengebaut werden musste. Da es keinen einzigen annehmbaren Gasthof gab, trieb jeder Reisende die Stellmacher zur Eile an. Es war fast ein Wunder, wie schnell sie eine Kutsche zerlegen und ihre Teile aufpacken konnten.

Von dieser Station aus setzten sich viele Reisegruppen in Bewegung, aber es waren keine darunter, die unter bewaffnetem Schutz standen. Henri wunderte sich darüber, dass einige Reisegruppen nur aus Frauen bestanden.

Den Frauen und Mädchen wurden für die tagelange Reise über den Berg Sänften vermietet, die eigentlich nur aus einem Korbsessel auf zwei Stangen bestanden, den Träger rasch und scheinbar mühelos trugen. Für die ebenfalls nach Süden reisenden Männer waren Maultiere bestimmt.

Nach einer kurzen Stärkung am Straßenrand, wo in heißem Fett gebackene, mit Zimt gewürzte Teigringe und Apfelmost verkauft wurden, ging es weiter.

Auf dem Gipfelplateau wehte nach dem Aufstieg über steile Serpentina ein eisiger Wind. Hier lag dicker Schnee. Die Aussicht über Grate, Bergklüfte, weiß bestäubte Baumwipfel, schroffe Hänge mit Sturzbächen und grünbraune Ebenen zwischen den Gipfeln war atemberaubend. Wolken zogen rasch dahin, und immer wieder durchbrachen einzelne Lichtstrahlen die Nebelschleier.

Diese Bergmassive, die so unförmig und doch so erhaben über die gewöhnliche Gleichmäßigkeit der Natur emporragten, verkleinerten den Menschen zu dem, was er wirklich war, dachte Henri, zu einem Nichts. Zu weniger als einem Staubkorn. Und doch nahm er sich so wichtig.

Henris Gedanken wurden durch hektisches Treiben unterbrochen. Die Teile der Kutsche und Zurwilers umfangreiches Gepäck wurden auf lange Schlitten aus

Baumzweigen umgeladen, vor die die Führer Maultiere und Esel spannten. Je vier Personen hatten auf einem Schlitten Platz. Madeleine zog es vor, dort Platz zu nehmen, so konnte sie sich besser in die Decken einhüllen. Die anderen drei Gefährten ritten auf ihren Pferden weiter.

Den Reisenden wurden an einer kleinen Station Handschuhe, Mützen, Socken aus Biberfell, Muffs und Decken angeboten, und das meiste wurde auch gekauft, denn je tiefer die Sonne stand, desto kälter wurde es.

Schnell machten sie sich an die Abfahrt. Vor ihnen fuhren andere Schlitten, gingen andere Sänfenträger und Maultiere. Ein Zug von Reisenden, wie ihn Henri in dieser Einöde nicht für möglich gehalten hatte, war auf dem Weg in die mailändische Ebene.

Die Tiere verfielen hin und wieder in einen sprunghaften Galopp, sodass der aufgewirbelte Schnee den Reisenden ins Gesicht wehte. Dann musste der Schlittenführer mit Eisenkrampen, die an seinen Schuhen steckten, die Schlitten abbremsen oder sogar zum Stehen bringen.

Die Reisenden hielten den Atem an und wagten nicht, in die Tiefe zu schauen, in der die Felsen zusammenzuwachsen und alles zu zerquetschen schienen. Nach mehreren Tagen erreichten sie jedoch wieder die schneefreie Zone. Dort lag eine Poststation, in der heißes Wasser ausgeschenkt wurde. Es wurde wieder umgeladen und die Schlitten von den Maultieren den Berg hinaufgezogen.

Auf dem weiteren Weg kamen sie an einem Höensee vorbei, der nicht vereist war, warmer Dunst stieg aus seinen Tiefen auf. Ein zweiter See tauchte einige Zeit später auf. An seinem Ufer lag ein Gasthof, in dem es gebratene Saiblinge gab.

Die Nacht verbrachten sie dicht an dicht mit den anderen Reisenden auf Strohsäcken. Es war unbequem, und es stank nach den Ausdünstungen der vielen Menschen. Und doch

schliefen alle fest und wachten erst durch das Poltern der Treiber auf, die kurz vor Sonnenaufgang zum Aufbruch drängten.

Jetzt ging es an Gletschern und Gipfeln vorbei, deren Spitzen nicht nur die Wolken berührten, sondern an den Himmel selbst zu stoßen schienen.

Ein langer Bergbach, der nach Süden abfloss, diente ihnen zwei weitere Tage lang als Orientierung. In der Nähe lag ein Kloster, in dem Zisterziensermönche lebten. Hier stürzte der Bach, der auf seinem Weg durch tauenden Schnee angereichert worden war, jäh zu Tal. Sein Getöse wurde als Echo von Felsen und Schluchten zurückgeworfen.

Die Reise ging an gefährlichen Abhängen vorbei. Auf Felsvorsprüngen sah man wilde Ziegen und mitunter sogar zottige Braunbären. Dann mussten sie eine schwankende Brücke überqueren, die nur aus zusammengebundenen Kieferstämmen bestand. Jetzt konnten sie nur auf Gott und ihre Maultiere vertrauen. Wenig später entdeckten sie die ersten trockenen Moosflechten, danach spärliche Lärchen und Tannen. Wider Erwarten lag auf dem St. Gotthard kein Schnee mehr, und es wehte ein milder Wind.

Ein großer Stein markierte die Grenze zu Italien. Dann hielten sie an einem Schlagbaum und mussten einen immens hohen Zoll bezahlen. Erst dann ging es ungehindert weiter.

Madeleine zupfte Henri am Ärmel und wies auf ihre Begleiter. Das Ehepaar Zurwiler hatte blau gefrorene Gesichter, und beide saßen zusammengekrümmt auf ihren Maultieren.

»Was habt ihr?«, fragte Henri.

»Wir schaffen es nicht. Diesmal ist es doch sehr anstrengend für uns.«

»Wollt ihr zurückkehren?«

»Nein, wir bleiben eine Weile in Airolo, wo die Fuhrwerke wieder zusammengesetzt werden.«

»Wir werden bei euch bleiben.«

»Nein, nein. Reist nur weiter! Wir wissen ja nicht, wie lange es dauert, bis wir uns wieder erholt haben!«

In Airolo, einem Bergdorf mit gelben Häusern, das von den Felsen fast erdrückt zu werden schien, musste die Gruppe zwei Stunden auf die Stellmacher warten. Es fiel ihnen auf, dass viele Dorfbewohner große Kröpfe und fleischige Zysten unter dem Kinn hatten, einige so groß, dass sie mit einem zusammengebundenen Leinenstreifen unter dem Kinn gehalten werden mussten. Henri erinnerte sich, schon bei seiner früheren Alpenüberquerung etwas Ähnliches gesehen zu haben.

Als die Fuhrwerke wieder montiert waren, trennten sich die Gefährten von den Zurwilers. Man wünschte sich eine gute Reise, und dann ließen die Gefährten das Bergdorf hinter sich.

Jetzt waren sie wieder auf sich allein gestellt. Auch Uthman und Sean, die sich während der bisherigen Reise zurückgehalten hatten, erwachten wieder zum Leben. Sie spürten wohl, dass es jetzt, wo sie erneut ohne Führer waren, auf jeden Einzelnen ankam.

Madeleine bedachte Uthman mit einem liebevollen Blick, sie wusste, dass das Schlimmste vorüber war. Uthman musste sich darauf konzentrieren, beim Reiten nicht in die Schluchten zu stürzen, was seine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Er schien Henri abgemagert zu sein, und mit seinem wilden Bart wirkte er ziemlich verwegen. Sean war hingegen kräftiger geworden, der Junge schien noch immer zu wachsen.

Er sagte: »Ich habe mir in den letzten Tagen vorgenommen, einmal genaue Karten von den Alpen anzufertigen. Irgendwann in ferner Zukunft wird das Reisen hier dann

weniger beschwerlich sein. Mit meinen Karten wird man problemlos und ohne Führer ans Ziel kommen.«

Madeleine flachste: »Problemlos und ohne Führer? Nicht ans Ziel, in den Abgrund, meinst du wohl!«

»Nein. Meine Karten werden zuverlässig und genau sein. Vielleicht liegt eher darin meine Zukunft als im Waffendienst als Knappe.«

Henri blickte ihn aufmunternd an. »Was immer dir gefällt!«, sagte er.

Tagelang ging es an einem herabstürzenden Fluss entlang, und schließlich kamen sie nach Bellinzona. Von dort war der Weg über den Monte Ceneri nicht mehr besonders gefährlich. Eine befestigte Straße führte nach Lugano, einer lebendigen Stadt an einem See, in dem Madeleine zum ersten Mal in ihrem Leben ein römisches Bad aufsuchte.

Die Pferde wurden an einer Station mit einem weitläufigen Stall gewechselt, man rastete drei Tage lang, um sich von den ärgsten Strapazen zu erholen, und schlief seit langer Zeit erstmals wieder in einem richtigen Bett. Die Betten in der Herberge an einer alten, römischen Brücke waren zwar nicht frei von Flöhen, dennoch schliefen die Gefährten darin tief und fest.

Schon hatten die Reisenden die südliche Ebene vor Augen. Aber als letzte Hürde musste der Monte Generoso überwunden werden. Und am nächsten Morgen war die Kälte wieder da!

Es war Ende September, und der kalte Wind wehte zwei Tage lang. Böen aus Norden trieben dicke Regenschauer vor sich her. Als sich die Gefährten schon auf einen längeren Aufenthalt einrichteten, war das schlechte Wetter plötzlich vorüber. Am nächsten Morgen stand eine warme, strahlende Sonne am klaren Himmel. Es roch wieder nach Spätsommer. Und in den Gärten wuchsen noch immer die bunten Herbstblumen an den Zäunen.

Von Lugano aus waren es noch einmal zwei Tage, und bei Mendrisio erreichten sie die mailändische Ebene. Hier ging es nach Osten in Richtung Bergamo und Brescia und über Como geradewegs nach Mailand.

Am Fuß der Alpen war der Sommer noch allgegenwärtig, die Reisenden vergaßen die unwirtliche Kälte der Bergregionen augenblicklich. Deshalb mochten sie auch kaum glauben, wovor sie ein alter Mann an einer Pferdestation warnte.

»Die Straße nach Mailand wird von einer Bande Veroneser Räuber beherrscht!«, sagte er. »Die Kerle entführen unschuldige Reisende, um Lösegeld zu erpressen, und morden und rauben obendrein!«

»Aber wie kommen wir dann nach Mailand und von dort aus weiter nach Lodi?«

»Ihr müsst wohl noch einmal in die Berge zurück. Weicht aus über den Bellagiopass. Es ist der einzige Weg, der in den Bergen von West nach Ost führt, und die Räuber benutzen ihn bestimmt nicht, denn dort ist sonst niemand, der über die Alpen heruntergekommen ist. Nehmt den Bellagiopass!«

»Noch einmal in die Berge? Das möchte ich nicht«, sagte Madeleine.

»Aber es ist sonst zu gefährlich«, beharrte Henri. »Wir müssen diesen Weg nehmen.«

Madeleine sah schließlich ein, dass es der einzig sichere Weg war. Und so führten die Gefährten ihre Pferde am Mittag erneut einige steile Pfade hinauf, die stellenweise so schmal waren, dass sie einzeln hintereinander reiten mussten.

Die nächste Nacht verbrachten sie in schlechter Stimmung. Denn es war eiskalt in der Höhe, und nach den warmen Temperaturen in der Ebene spürten sie das besonders. Madeleine zitterte erbärmlich und lief Gefahr, sich eine schwere Erkältung zuzuziehen, daher nahm Uthman sie in der Nacht, die sie in einer einfachen Herberge verbrachten, die

eher eine Hütte für Schafhirten war, in den Arm und wärmte sie.

Fünf Tage lang zogen sie in halber Höhe durch ein Gelände, das karg und einsam war. Wilde, nackte Felsen begleiteten ihren Weg, und Wildbäche dröhnten in ihren Ohren. Aber jeden Abend erreichten sie irgendein kleines Dorf, in dem es Trinkwasser, Brot, Käse, pochierte Eier und Schinken gab ebenso wie ausführliche Hinweise, welchen Weg sie am folgenden Tag einschlagen mussten. So war es letzten Endes einfacher, die Strecke zu bewältigen, als sie zunächst befürchtet hatten.

Am sechsten Tag ritten die Freunde wieder in die Ebene hinab. Bei Erba kamen sie an einem Hain von Pfirsichbäumen vorbei, und da wussten sie, dass sie die gefährliche Straße hinter sich gelassen hatten.

Als sie bei Cantu einen See passierten, gerieten sie auf eine breite, prächtige Allee. Über viele Meilen hinweg führte sie immer weiter nach Süden, und die Gefährten konnten sich an der schönen, fruchtbaren Landschaft, die sie begrenzte, nicht satt sehen. Die Reisezeit verging jetzt wie im Flug.

Als die Stadt Seregno mit ihren zahlreichen Türmen und Kuppeln vor ihren Augen auftauchte, befanden sich die Freunde mitten in ausgedehnten Weinbergen, die teils wie ein Amphitheater angelegt waren. Der erste Anblick von Seregno machte auf sie einen unvergesslichen Eindruck, umso mehr, als die elenden Vorstädte und defekten Wälle, aus denen Steine bröckelten, die Stadt verunstalteten.

Die schnurgeraden Straßen waren so angelegt, dass sie an ihrem Ende eine Aussicht auf die grandiose Kulisse gewährten, die die Hügel und die hängenden Weingärten bildeten. Auf den größeren Plätzen gab es beeindruckende Säulengänge, über denen sich Balkone befanden.

Sie suchten ein Kloster auf, dessen Mönche den heiligen Hieronymus besonders verehrten. Die Brüder waren keine Geistlichen, sie lasen keine Messe, hielten keine Predigt und verfügten nur über geringe Bildung. Dafür aber beteten sie siebenmal am Tag und brauten voller Stolz scharfe Getränke, für die sie weithin bekannt waren. Die Schnäpse wurden als Medizin gegen alle erdenklichen Krankheiten angewendet. In ihrer Kirche sahen die Reisenden den größten pfeilerlosen Saal, in dem sie je gestanden hatten. Und in ihrem schön bemalten Refektorium wurden am Abend die köstlichsten Speisen aufgetragen. Vor allem die Beigaben schmeckten allen, sie hießen Mostardas und bestanden aus kandierten Quitten, Apfelsinen und anderen Früchten. Henri fühlte sich wohl in diesem Kloster. Und Madeleine fand, dass die jungen Mönche außerordentlich attraktiv aussahen.

So gut es ihnen in Seregno auch gefiel, Henri drängte zum Weiterreiten. Sie wechselten an einer Poststation noch einmal die Pferde. Henri wirkte ungeduldig. Murrend nahmen es seine Gefährten zur Kenntnis.

»Können wir uns nicht ein wenig aufwärmen?«, fragte Madeleine.

»Wir haben noch den ganzen Herbst vor uns«, erwiderte Henri milde. »Und wir müssen noch nach Lodi, und Mailand haben wir auch noch vor uns.«

Wieder gesellten sich andere Reisende zu ihnen, eine Familie aus Venedig, die in Mailand Geschäfte machen wollte. Aber man trennte sich bereits vor Desio, weil das Oberhaupt der Familie ständig trank und am Abend wüste Reden gegen die Franzosen führte. Er beschimpfte sie als Hurenböcke des Satans, und Henri riet ihm, Eselsmilch zu trinken, damit sein Verstand nicht vollständig eintrockne. Am Ufer eines Flusses, der sich kristallklar dahinschlängelte, verabschiedete man sich voneinander.

Jetzt war es nicht mehr weit bis Mailand. Jedenfalls schien es Henri so, und unbewusst trieb er die Gefährten immer mehr zur Eile an. Madeleine hatte sich von ihrer Erkältung zwar wieder erholt, aber man sah ihr an, dass sie am Ende ihrer Kräfte war. Henri machte sich Vorwürfe, dass er der jungen Frau die Strapazen dieser beschwerlichen Reise zugemutet hatte. Zumal es jetzt wieder zu regnen begann.

Am nächsten Tag klarte die Sicht überraschend auf, sodass die fernen Gipfel zu sehen waren. Die Sonnenstrahlen warfen prächtige Lichtflecken auf grasbewachsene Hügel, kleine Orte und Dörfer mit weiß getünchten Häusern schimmerten in der Ebene. Im Hintergrund erhoben sich noch immer die hohen Bergmassive, davor allerdings lag ein weites, von Olivenbäumen und Orangenhainen durchzogenes Tal. Die Berggipfel hatten nach dem Regen eine tiefblaue Farbe angenommen. Die Sonne tauchte die Wälder am Fuß der Berge in ein gleißendes Licht, sodass sie strahlten wie kurz vor einem düsteren Gewitter. Zahlreiche schlanke und hohe Kirchen mit roten Turmaufsätzen säumten die Ufer des Flusses, dessen Wasser Strudel bildete und weiß schäumte.

Es war eine Landschaft, die jeden Künstler entzückt hätte. Und als Henri sie erblickte, zweifelte er zum ersten Mal daran, dass er seiner tatsächlichen Bestimmung gefolgt war. Gab es die wahren Schönheiten nicht immer auf der Erde zu schauen, fragte er sich, mehr noch als im Himmel? Waren nicht die Künstler die wahren Heiligen? Heiliger als die Prediger, die Kämpfer und die Herrschenden? Wer oder was entscheidet über den eigenen Lebensweg? Hatte Gott seine lenkende Hand dabei im Spiel, oder war der Mensch frei genug, solche Entscheidungen selbst zu treffen?

Henri wusste keine Antworten auf diese Fragen. Und bei den schönen Bildern, die er jetzt auf dem Weg nach Mailand vor sich sah, suchte er auch keine mehr.

Ende September 1319. Die mächtige Stadt

Bevor die Gefährten Mailand erreichten, führte sie ihr Weg durch eine noch prächtigere Landschaft als jene, die sie bereits ausgiebig bestaunt hatten. Ein bernsteinfarbener Himmel mit tief hängenden, violett schimmernden Wolken, die jeder Windhauch zu neuen phantastischen Gebilden verschob, wölbte sich über endlosen, sich sacht im Wind wiegenden Wiesen. In der Nähe der ersten, schilfbewachsenen Sümpfe trafen sie auf pechschwarze Rinderherden, die reizvolle Farbflecken auf der lichtüberfluteten Ebene bildeten, hinzu kamen weiße Möwen, dicke Borstenschweine und zahlreiche Stelzvögel an Bächen und Seen. Die Wiesenränder wiederum wurden von Myriaden von Wasservögeln verdunkelt.

Viele Reisenden ließen ihr Gepäck auf Flöße verstauen, die hier Zatte genannt wurden. Aber die Gefährten behielten ihre Sachen bei sich.

Hin und wieder überholte sie ein Postkutscher, der in höchster Eile auf seine Pferde eindrosch. Kurz vor der Stadt hielten sie päpstliche Gendarme auf, die nach ihrem Ziel fragten. Henri gab ihnen freimütig Auskunft und entrichtete daraufhin den verlangten Wegezoll.

Und dann sahen die Gefährten zum ersten Mal die mächtige Stadt am Lambro.

Uthman war von dem grandiosen Anblick, der sich ihm bot, mehr als überrascht. »Es ist eine Fata Morgana, eine Luftspiegelung, wie die arabischen Wissenschaftler sie beschreiben!«, rief er erstaunt aus.

»Aber nein«, erklärte Sean, der bereits eine ganze Zeit lang Zeichnungen von den beeindruckenden Ansichten angefertigt hatte, die ihnen unter die Augen gekommen waren, »es ist die Wirklichkeit. Hier in der Ebene wirkt durch das Licht alles ganz anders als in unseren Breiten.«

»Sean lernt schnell«, sagte Uthman zu Henri.

Ein Schleier aus Licht lag über allem. Die Farben wechselten ständig, die jetzt vorherrschenden brünetten Töne im Widerschein der Mittagssonne ließen Mailand wie eine bronzene Stadt erscheinen.

»Was wird uns dort erwarten?«, fragte Madeleine, und der bange Tonfall ihrer Stimme schnitt Uthman ins Herz. Was war aus ihrer Unbeschwertheit geworden? Er nahm sich vor, sich von nun an wieder ein wenig mehr um sie zu kümmern.

Er sagte: »Es wird besser werden als irgendwo, wo wir waren. Was soll uns hier, in dieser paradiesischen Umgebung, schon groß geschehen?«

Henri hatte vor vielen Jahren, als er zum ersten Mal hierher gekommen war, ebenso gedacht, war am Ende aber enttäuscht worden. Er schwieg jetzt.

Eine Brücke führte die Freunde über den Fluss auf Mailand zu. Das Land blieb flach, durchzogen von Wasserläufen, geschmückt mit von Arkadengängen umsäumten rosa getünchten Villen. Dahinter erhoben sich weitläufige Weinberge und prächtig gedeihende Obstgärten. Kurz darauf passierten die Gefährten das Kastell, ein riesiges Festungswerk vor den Toren von Mailand. Danach kamen die ersten Kirchtürme in Sicht. Henri wusste noch, dass es die Türme von Santa Giustina und der Basilica di Sant Antonio waren. Auch an den Palazzo della Ragione, der von den Einheimischen nur *Sanne* genannt wurde, konnte er sich noch erinnern. Der Rest von Mailand war ihm nicht mehr vertraut, zu viel Zeit war seit seinem letzten Besuch hier vergangen.

Die Gefährten entrichteten den verlangten Stadtzoll und ritten ein. In dem Gewimmel von Fuhrwerken, Kutschen, Sänften, Reitern und Fußgängern fielen sie als Fremde nicht auf.

»Suchen wir uns zunächst eine Unterkunft, denn ich möchte erst morgen nach Lodi weiterreiten«, sagte Henri. »Am schnellsten finden wir wohl einen Gasthof in den kleinen Gassen am Marktplatz.«

Die Freunde folgten dem Strom der Händler und erreichten kurze Zeit später den zentralen Markt der Stadt. Quer über den Platz floss ein Bach, der die Abfälle mit sich führte.

Der Marktplatz war ein Geviert, eng umschlossen von fünfstöckigen schmalen Häusern, die hoch aufragten. Nur ein weißer Palazzo und der schlanke, rötliche Turm einer Kirche durchbrachen die Einförmigkeit der Baustruktur. Auf dem Platz selbst tummelten sich Händler und Händlerinnen an Ständen unter aufgespannten Sonnendächern aus Segeltuch, hoch bepäckte Planwagen und hochrädige kleine Fuhrwerke.

Als sie den Platz überquerten, erblickten die Gefährten eine Herberge, in der sie dann auch unterkommen konnten. Vor dem Gebäude stand ein Händler mit einem Karren in schreienden Farben, vergoldet und mit Papierlaternen in Ballonform verziert, umlagert von Menschen, die Unmengen von Makkaroni verspeisten, die ihnen aus einem dampfenden Kessel in Schüsseln gefüllt wurden. Neben dieser Köstlichkeit bot der Verkäufer auch Wassermelonen an. Madeleine überkam sofort Heißhunger auf diese erfrischende Nascherei, sie kaufte eine Scheibe und schloss beim Abbeißen selig die Augen.

In einem Stall unweit der *Albergo* konnten die Freunde ihre Pferde unterstellen. Ein kleiner, flinker Junge versorgte sie. Der Wirt, ein Sardinier mit buschigem Bart, wies ihnen Zimmer zu. Es waren hohe, helle Räume mit transparenten

Tüchern vor den Fenstern, die nach hinten hinaus über die Stadt bis zu den Flussläufen zeigten.

Als die Gefährten nach dem Abendessen durch die Stadt gingen, fühlten sie sich ungemein entspannt. Spätestens von diesem Augenblick an hatten sie die Strapazen ihrer Reise vergessen.

Henri ließ sich Zeit. Während er die große, betriebsame Stadt durchstreifte, erinnerte er sich allmählich daran, wie Mailand, die große Stadt der Kaufleute und des Handels, strukturiert war. Es gab hier mehrere große Viertel, eines für die Barchentstoffe, eines für die Wollmanufakturen und eines für die Waffenherstellung, außerdem eines für die Kaufleute, die mächtige Unternehmer zu sein schienen. Im inneren Viertel um die Kathedrale herum hatten sich wiederum die Bankiers und Geldverleiher niedergelassen, in prächtigen Anwesen, die wie kleine Kopien des Palazzo Visconti wirkten.

Als sich die Freunde dem Domplatz näherten, stoben an der westwärts gelegenen Piazza Mercanti Scharen von Tauben auf, die einen kurzen Moment lang den Himmel verdunkelten. An dem rechteckigen Platz hatten die Zünfte und Händlerorganisationen ihre Häuser.

Als Henri seine Gefährten zum Dom führte, fielen ihm die Baugeräte und Hütten auf. Schon damals war hier gebaut worden. Diese Kirche wurde anscheinend nie fertig, die Türme wuchsen noch immer in die Höhe. Baumeister und Steinmetze beugten sich über Pläne, Arbeiter gingen in Schürzen und unter Kapuzen herum, einige schleppten Steine.

Uthman blieb auf dem Domplatz zurück, die anderen betraten das auf den Namen Santa Maria Nascente geweihte Gebäude, die alte Kirche der Karolinger. Henri fragte sich, ob die andächtige Atmosphäre in dieser Halle dadurch, dass sie nun auf fünf Schiffe erweitert wurde, nicht verloren gehen könnte. Doch als er zusammen mit Sean und Madeleine inmitten der

betenden Menschenmenge zum Chorraum schritt, spürte er die Faszination, die dieses herrliche, im Entstehen begriffene Gebäude auf seine Besucher schon jetzt ausübte. An Skulpturen und Glasgemälden vorbei, durch ein Meer brennender Kerzen und unter einem Weihrauchkessel hindurch, der hoch oben über der ganzen Länge des Mittelgangs hin- und herschwenkte, zog es sie voran. Am Chor angekommen, fielen sie schließlich auf die Knie und beteten. Inmitten des andächtigen Gemurmels der anderen Gläubigen fühlten sie sich plötzlich gut aufgehoben. Das laute Getöse der Bauarbeiten, die überall im Gange waren, störte sie in ihrer Andacht nicht.

Gerade als sie auf die Knie sanken, begann der Bischof seine Lesung. Henri und seine Gefährten lauschten den Worten mit Spannung. Sie verstanden, dass es um bewegende Dinge ging. Die helle, mahnende Stimme des Bischofs erfüllte einen großen Teil des Kirchenbaus.

Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.

Und sie war schwanger und schrie in Kindsnöten und hatte große Qual bei der Geburt. Und es erschien ein anderes Zeichen am Himmel, und siehe, ein großer, roter Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen, und sein Schwanz fegte den dritten Teil der Sterne des Himmels hinweg und warf sie auf die Erde. Und der Drache trat vor die Frau, die gebären sollte, damit er, wenn sie geboren hätte, ihr Kind fräße.

Dieser Text stammt aus der Apokalypse des Johannes, erinnerte sich Henri. Aber warum liest der Bischof gerade daraus vor? Wird die Stadt von Feinden bedroht oder gar von einer Seuche?

Und sie gebar einen Sohn, einen Knaben, der alle Völker weiden sollte mit eisernem Stab. Und ihr Kind wurde entrückt zu Gott und seinem Thron. Und die Frau entfloh in die Wüste, wo sie einen Ort hatte, bereitet von Gott, dass sie dort ernährt werde tausendzweihundertundsechzig Tage lang.

Vielleicht steht Mailand eine Hungersnot bevor, argwöhnte Henri. Der Sommer war lang gewesen und die Ernte möglicherweise verdorrt. Aber wenn dem so wäre, hätten sie im Verlauf ihrer Anreise doch Anzeichen dafür ausmachen müssen.

Und es entbrannte ein Kampf im Himmel: Michael und seine Engel kämpften gegen den Drachen. Und der Drache kämpfte und seine Engel, und sie siegten nicht, und ihre Stätte wurde nicht mehr gefunden im Himmel. Und es wurde hinausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt: Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt, und er wurde auf die Erde geworfen, und seine Engel wurden mit ihm dahin geworfen.

Kraftvolle Worte, dachte Henri. Aber ob sie die Gläubigen erreichten?

Und ich hörte eine große Stimme, die sprach im Himmel: Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes geworden und die Macht seines Christus. Denn der Verkläger unserer Brüder ist verworfen, der sie verklagte Tag und Nacht vor unserem Gott. Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebt, bis hin in den Tod. Darum freut euch, ihr Himmel und die darin wohnen! Weh aber der Erde und dem Meer! Denn der Drache kommt zu euch hinab und hat einen großen Zorn und weiß, dass er wenig Zeit hat. Und als der Drache sah, dass er auf die Erde geworfen war, verfolgte er die alte Frau, die den Knaben geboren hatte.

»Eine düstere Lesung«, flüsterte Madeleine. »Was bezweckt sie? Warum ängstigt er die Gläubigen mit dem Drachen?«

»Es muss einen Anlass dafür geben«, gab Henri zurück. »Über Drachen wird immer dann gesprochen, wenn eine Gefahr für die Allgemeinheit droht. Lasst uns hinausgehen in die Sonne.«

Draußen wartete Uthman auf sie. Sie schlossen sich der Menschenmenge an, die zum Palazzo Visconti strömte. Personen jeden Alters, allein, in Paaren oder Gruppen hielten auf diesen zentralen Platz zu. Einige der reichen Bürger kamen sogar in Sänften hierher, getragen von kräftigen Burschen in weißen Gewändern.

Die Menge wurde von mehreren Wachen kontrolliert. Nicht jeder durfte den Herrscherpalast betreten. Henri erinnerte sich, wie er damals im Audienzsaal gestanden hatte. Sicherlich, er hatte große Pracht erwartet, aber was er schließlich zu sehen bekommen hatte, hatte all seine Erwartungen weit übertroffen. Der Boden war von rotem und weißem Marmor bedeckt gewesen, in den Wänden befanden sich filigrane Schlitze, sodass Tageslicht einfallen konnte, als gäbe es keine Mauern. An den Wänden waren ihm schlanke Säulen mit kunstvollen Kapitellen aufgefallen, die allerdings gar nichts trugen, sondern keinem anderen Zweck als dem der Zierde dienten. In einer Stadt wie Mailand gaben eindeutig die weltlichen Herrscher den Ton an.

Welcher Visconti wohl gerade in Mailand herrschte? Henri wusste es nicht. Damals war es ein Matteo gewesen.

Die Freunde gingen noch eine Weile durch die Straßen der großen Stadt einher und legten sich dann früh zu Bett. Die Bilder der Stadt wirkten noch lange in ihnen nach.

Am nächsten Morgen brachen sie in aller Frühe nach Lodi auf.

Nein, dachte Loredano di Bergamo und reckte seine kräftige Gestalt, sie führen mich nicht an der Nase herum. Ich bin es, der sie an der Nase herumführt.

Der Ritter mit den lang herabfallenden, dünnen, blonden Haaren, dem markanten Kinn und den sanften blauen Augen blickte aus dem Fenster seiner Stadtvilla in die Ebene hinab. Dort war gerade noch ein Zipfel des Flusses Adda zu erkennen, und dahinter lagen die Hügel von Loredanos Weinbergen. Schon seit einiger Zeit hielt der Ritter konzentriert nach dem unheimlichen Drachen Ausschau, von dem mittlerweile alle sprachen. Aber dann war er plötzlich selbst erstaunt darüber, dass er erwartete, das Untier von seiner Villa aus sehen zu können, und er musste vernehmlich lachen. Ja, er lachte so laut, dass es durch den ganzen Palazzo hallte. Der See war doch viel zu weit entfernt!

Aber in diesen Tagen waren alle in Lodi ein bisschen verrückt. Verständlich war das allerdings schon, denn vielleicht war es ja doch möglich, dass dieser Drache, der bereits unzählige Tiere und Menschen verschlungen hatte, sein Versteck verließ und sich auf seinen dicken, knotigen Beinen auf den Weg nach Lodi machte. Loredano erschauerte, als sich dieses schreckliche Bild vor seinem inneren Auge konkretisierte. Daran dachte er zum ersten Mal. Er musste auf der Hut sein!

Loredano hatte lange nachgedacht, bevor er mit seinen Vorbereitungen begonnen hatte. Weil er nicht zu den angesehenen Adligen der Stadt zählte – seine Familie war erst vor zwei Generationen aus Bergamo hierher gezogen, wo sie ein Stück Land besaß –, hatte er sich etwas einfallen lassen müssen. Er war ehrgeizig. Also würde er dem Stadtmagistrat einen Vorschlag unterbreiten. Und hoffentlich würde dieser ihn annehmen.

Und wenn er es nicht tat? Dann musste Loredano sich etwas Neues einfallen lassen. Er würde jedenfalls nicht aufgeben, bis er sein Ziel, mehr Land und Macht zu erhalten, erreicht hatte. Denn er wollte anerkannt werden, die Zeit der Demütigungen sollte ein Ende haben, die Leute brachten nur demjenigen Achtung entgegen, der Besitz und Einfluss besaß.

Es war so weit. Der Ritter kleidete sich vollständig an. Diesmal besorgte er dieses allmorgendliche Geschäft selbst, sein Knappe Gulio hätte ihn nur gestört mit seinen beiden linken Händen. Loredano stand am Fenster. Sogar das Kettenhemd streifte er über, und er setzte den Helm auf den Kopf. Jetzt sah er aus, als ritte er in die Schlacht. Und war es nicht auch so? Ging es nicht darum, gegen einen Feind zu ziehen?

Es herrschte Krieg in Lodi. Reich kämpfte gegen Arm. Die Alteingesessenen gegen die Zugezogenen. Die Papsttreuen gegen die reichen Familien. Täglich wurden wegen Grundbesitz und Lehnrechten kleine Scharmützel geführt, Grenzen neu abgesteckt, Streitigkeiten um jeden Meter Land geführt. Loredano war für diesen Kampf gerüstet. Er hatte ein ganz bestimmtes Lehnrecht im Auge. Und an diesem Morgen würde sich entscheiden, ob er es bekam.

Der Ritter holte sein Pferd aus dem Stall. Der Stallknecht hatte es bereits hergerichtet. Die Satteldecke leuchtete in den blauen und roten Farben des Rittergeschlechtes der Bergamo, die geflügelte Schlange symbolisierte Kraft und Geschmeidigkeit.

Loredano saß auf, ein Vorgang, der wegen seines stattlichen Gewichts einige Zeit in Anspruch nahm. Das Pferd warf den Kopf und schnaubte unter der gewohnten Last. Loredano ließ sich seine Fahne reichen und trabte an.

In den Straßen von Lodi war man diesen Anblick gewohnt. Ritter in vollem Harnisch waren keine Seltenheit, obwohl sie

keine Waffen tragen durften. Schon seit Jahren galt ein Waffenverbot, und es wurde nur selten gebrochen. Die Ritter litten am meisten unter diesem Gesetz, denn sie waren es nicht gewohnt, Befehle entgegenzunehmen. Aber die Städte der Lombardei wurden immer selbstbewusster und versuchten, die Macht des Adels zugunsten der Zünfte und Patrizier zurückzudrängen. In Lodi war es nicht anders als in Crema, Vicenza und Mailand, das wusste Loredano auch.

Er lenkte sein Pferd durch die Gassen. In der Nacht hatte es leicht geregnet, jetzt wirkte der Ort wie blank poliert. Loredano gefiel das, er mochte keinen Schmutz, er hasste alles Unordentliche und Dreckige. Jedes Unkraut in seinem Garten, das zwischen den Kieselsteinen hervorblitzte, ärgerte ihn so sehr, dass er manchmal sogar mit seinem Schwert darauf einschlug. Er wollte immer und überall, dass man sich seiner Herrschaft beugte.

Herrschen war es, was er wollte. Und dazu benötigte er Land.

Als er das Rathaus erreichte, auf dessen umlaufendem Balkon die Fahnen der Stadt, des Umlandes und aller großen Rittergeschlechter flatterten, spürte Loredano seinen Kampfgeist erneut. Er würde dieses Rathaus der Eitelkeiten und des kaufmännischen Gehabes erstürmen, er würde dieses Broletto erobern, auf das sie alle so stolz waren!

Loredano ließ sein Pferd versorgen. Langsam und schwerfällig stapfte er die Stufen des Broletto empor. Oben angekommen, boten sich Bedienstete an, ihm unter die Arme zu greifen, aber Loredano winkte ab, und die Diener kümmerten sich um andere Ritter und Besucher der Versammlung.

Loredano erreichte den großen, geschmückten Ratssaal. Er postierte sich neben dem Eingang wie eine Wache und pflanzte seine Fahne auf. Obwohl er selten in der Stadt war und sich eigentlich nur zu öffentlichen Feiern blicken ließ, kannte man

seine Eigenwilligkeiten hier längst. Man ließ ihn gewähren, und so stand der Ritter stets wie ein Standbild neben dem Eingang. Als die Sitzung begann, die Türen geschlossen wurden und jeder seinen Platz einnahm, war man auf den zu erwartenden Auftritt Loredanos gespannt.

Die Bauern am Ufer des Sumpflands, das in den großen See überging, hatten an diesem Morgen alle Mühe mit ihrem Vieh. Lorenzo konnte seinen Schafen kaum noch folgen, und auch der Hütehund vermochte nicht, sie in Schach zu halten. Tomaso, der Ochsenhirte, schlug mit einer langen Rute auf seine störrischen Tiere ein.

»Was haben die Viecher nur? Seit heute Nacht sind sie wie besessen!«, schrie Lorenzo.

»Halte sie vom Ufer weg, sonst ersaufen sie noch allesamt!«

Der Regen hatte nachgelassen. In manchem Sumpfloch schmatzte und gurgelte es. Der Spiegel des Lago Gerundo war in den letzten Tagen deutlich angestiegen. Am Ostufer hatte der See schon die Moose und Flechten überspült. Lorenzo rief seinem Hütehund Befehle zu, der daraufhin um die gesamte Herde herum lief, um sie zusammenzuhalten. Aber er konnte einfach nichts ausrichten. Die Schafe blökten und bestiegen sich, rannten sich schier über den Haufen in dem Bemühen, zum Wasser zu kommen, die Ochsen und wenigen Kühe brüllten und wetzten ihre Hörner aneinander.

Lorenzo stemmte die Arme in die Hüften und blieb keuchend stehen. Das war nichts für ihn, Laufen strengte ihn an, seitdem der Bader den Furunkel an seiner Leiste entfernt hatte. Seit einem Jahr saß dort der Schmerz. Er sah seinem Nachbarn Tomaso zu, der einen aussichtslosen Kampf gegen die eigensinnigen Ochsen führte. Sie konnten sich beide keine

Knechte leisten, daher mussten sie sich selbst um ihre kleinen Herden kümmern.

Lorenzo sah, dass einige unbewachte Jungschafe sich immer mehr dem Ufer näherten. Er fluchte leise in sich hinein. Wenn die Mutterschafe sich nicht mehr um die eigene Brut kümmerten, dann war irgendwas faul. Noch einmal schrie er dem Hütehund zu, er solle für Ordnung sorgen, aber der blieb plötzlich stehen und sträubte die Nackenhaare.

»Was hat er?«, rief Tomaso herüber. »Folgt er dir nicht mehr?«

»Vielleicht spürt er was, er hat eine feine Nase!«

»Deshalb ist er ja Hütehund.«

»Ja, aber heute Morgen wittert er offenbar etwas ganz Außergewöhnliches. So wie jetzt habe ich ihn noch nie erlebt.«

Beide Bauern ließen ihren Blick über die Herde, das Ufer und den See schweifen. Was war mit diesem See? Irgendetwas stimmte nicht. Die beiden waren nicht ängstlich und glaubten weniger als alle anderen an das, was in vielen Legenden und Schauergeschichten berichtet wurde, aber dieser See verströmte einen Gifthauch, der sich über alles legte.

»Am besten, wir verschwinden von hier!«, rief Tomaso herüber. »Suchen wir uns andere Weiden!«

»Aber diese hier sind die fettesten! Nirgendwo sonst gibt es Vergleichbares!«

»Ich weiß, aber ich habe immer so ein merkwürdiges Gefühl, wenn ich in dieser Gegend bin. Ich ziehe weiter.

Oberhalb des Hügels nach Norden gibt es auch gute Weiden.«

Lorenzo zuckte mit den Schultern. »Treib deine Ochsen ruhig dorthin. Ich bleibe noch ein wenig hier. Wenn der Hund die Jungtiere zusammengetrieben hat, ziehe ich auch ein Stück weiter landeinwärts.«

»Tu das. Und zögere nicht zu lange, sonst stürzen sich deine Schafe noch in den See, oder irgendetwas anderes passiert!«

»Was sollte den passieren?«

»Was weiß ich? Wie gesagt, ich habe hier immer so ein seltsames Gefühl. Daher mache ich mich jetzt auch auf die Socken.«

Lorenzo schaute zu, wie Tomaso seine Ochsen von der Weide trieb, und musste lächeln. Tomaso war nicht sonderlich geschickt, und so dauerte es lange, bis sich seine Herde tatsächlich langsam in Bewegung setzte. Er dirigierte die Tiere mit der Rute, weil er keinen Hütehund hatte. Aber nach und nach folgten ihm die Ochsen, sie brüllten jetzt seltener und trotteten dicht gedrängt landeinwärts.

Lorenzo sah langsam ein, dass er sich an diesem Tag überhaupt nicht auf seinen Hund verlassen konnte. Er seufzte. Dann musste er sich eben allein um die Schafe kümmern.

Er setzte seinen Hirtenstab vor sich auf den sumpfigen Untergrund und sank manchmal bis über die Knöchel in den Morast ein. Ein Jungtier stand bereits besonders nahe am Wasser, es starrte auf die sich kräuselnde Oberfläche des Sees und blökte jämmerlich.

»Hierher! Kommst du endlich zur Herde zurück, du verfluchtes Vieh?«

Lorenzo drohte dem Tier mit dem Hirtenstab, erreichte jedoch nur, dass es sich noch ein Stück weiter entfernte und hinter einem dichten Busch verschwand, der an einer Seite vom Wasser umspült wurde.

Als er dem Tier folgte, holte sich Lorenzo nasse Füße. Dann blieb er auch noch mit dem linken Fuß im Morast stecken, und als er ihn mühsam wieder herauszog, blieb seine Sandale zurück. Lorenzo bückte sich, um die Sandale aus dem Schlick herauszuziehen. Als er sich wieder aufrichtete, bemerkte er, dass seine Schafe nicht mehr blökten.

Lorenzo umrundete den Busch, hinter dem das Jungschaf verschwunden war. Und als er auf der anderen Seite ankam, erstarrte er vor Entsetzen. Er konnte keinen Schritt weitergehen. Völlig kraftlos ließ er seine Sandale fallen und spürte, wie er immer tiefer in den morastigen Untergrund einsank.

Genau vor sich sah der Schafhirte ein riesiges Maul, in dem zwei scharfe Zahnreihen aufblitzten. Das Monster, zu dem der grauenhafte Schlund zu gehören schien, fiel über ihn her. Lorenzo war unfähig, sich zu wehren. In dem Moment, als das Maul ihn packte, dachte Lorenzo noch, dass er die fallen gelassene Sandale wohl nie wieder finden würde, dann zog ihn das Ungeheuer, dessen Schlund er nur noch als riesiges, finsternes Loch wahrnahm, in den See hinab. Und das Wasser schlug über Lorenzo zusammen.

Wenig später beruhigte sich der See wieder, die Wellen ebten ab, und die Wasseroberfläche glättete sich, bis nichts mehr auf das grausige Ereignis hindeutete.

Als er mit seiner Herde auf dem Hügel angekommen war, schaute Tomaso sich um. Er blickte über das gesamte Ufer und den ganzen See. Wie groß er doch war, dachte der Ochsenhirte fast ehrfürchtig.

Doch plötzlich stutzte Tomaso. Er sah die Schafherde und den Hütehund. Aber wo war Lorenzo? Und was war das, dort im Wasser?

Tomaso erblickte eine riesige Welle und dann etwas Dunkles, das sich heftig bewegte, bis es allmählich versank.

Der See lag ruhig im Morgenlicht. Aber Lorenzo war verschwunden. Und seine Schafe blökten wild durcheinander. In Tomasos Ohren klangen ihre Laute wie Klagerufe.

Ende September 1319. Der Ritter

»Seit vor etwa dreißig Jahren der Alpenübergang am St. Gotthard eröffnet wurde, hat Mailand genug damit zu tun, sich um seinen immer stärker werdenden Handel zu kümmern. Die hohen Herren dort interessieren sich nicht für uns, sie brauchen uns nicht.«

Die Ratsversammlung war im vollen Gange. Ritter Loredano stand noch immer wie ein Fels neben dem Eingang. Seine Fahne hing schlaff herab, aber der Ritter hatte eine kämpferische, entschlossene Miene aufgesetzt.

»Wenn Mailand also Handel treibt, müssen wir unsere Tuche selbst verkaufen«, sagte der hohe Rat Malvolio. »Unsere Wollwebereien müssen besser gefördert werden. Denn im Wettbewerb mit den anderen Städten können wir nur bestehen, wenn wir uns auf das besinnen, was wir haben. Wir haben keine Großbanken wie Siena, keine Seidenproduktion wie Lucca, keine Bodenschätze wie Massa Marittima, keinen Safran wie San Gimignano, keine großen Fernmessen wie Piacenza. Wir haben nicht einmal die gerissenen Wucherer und Geldhändler wie Asti. Aber wir sind in Lodi nicht nur stolz, sondern auch frei.«

»Das ist seit fast zwei Jahrzehnten so, und so soll es auch bleiben!«, bestätigte der Stadtfürst.

»Unseren Kaufleuten und Gewerbetreibenden müssen aber Steuervorteile eingeräumt werden«, sagte ein Zunftvertreter. »Wir fordern, dass nicht nur das Großbürgertum, die Richter, Notare, Handelsherren und Kirchenvertreter Privilegien haben.

Das Herz einer Stadt ist das produzierende Gewerbe. Und doch ist die Zunft der Juristen am angesehensten. Warum?»

»Seid nicht unmäßig in euren Forderungen!«, wies Orsini den Mann zurecht.

Doch der Vertreter der Tuchhändler fuhr ungerührt fort: »Schon seit längerem kommen alle steuerlichen Vorteile den della Roccas zugute. Sie verdienen blendend. Und nachdem sich zwei ihrer Nachkommen sogar verheiratet haben, sind sie noch mächtiger geworden. Die anderen werden unterdessen nur unzureichend unterstützt. Gewiss, sie dürfen zollfrei ausführen. Aber reicht das?»

Jetzt meldete sich der Vertreter der Seidenhersteller zu Wort. »Diese beiden Familien haben hier in Lodi doch schon einen Stand inne, der dem des kaiserlichen Vikars gleicht, den die großen Visconti in Mailand innehaben!« Bei diesen Worten hob der Vertreter der Seidenhersteller die Hand zum Gruß gegen den anwesenden Sekretär des Herrschergeschlechtes. »Sie sind sehr mächtig. Aber wir dürfen sie nicht derart aufwerten, dass sie sich als Signori fühlen, die unserer Stadtrepublik den Garaus machen und die alten Kollegialorgane ausschalten!«

»Sehr richtig«, wandte Fürst Orsini energisch ein. »Denn diese Gefahr besteht, wenn sie noch mächtiger werden. Und wenn sie sich einig sind, dominieren sie uns allzu sehr.«

»Diese Gefahr sehe ich nicht, mein Fürst«, sagte Malvolio. »Unsere großen Familien sind nicht alt. Sie haben ihre Privilegien erst im Kampf gegen die Staufer erhalten, und dessen sind die sich bewusst. Daher halte ich unsere della Roccas für ungefährlich. Sie wollen den Frieden, und sie sind mit ihrer Stellung zufrieden.«

»Unfug, sie tun den ganzen Tag lang nichts anderes, als ihre Goldflorin und Gulden zu zählen«, warf ein Gesandter des Richterstandes ein. Alle lachten unterdrückt.

»Beleidigt unsere Familien nicht«, mahnte Malvolio, »erst recht dann nicht, wenn sie abwesend sind. Und wie ihr genau wisst, verzichten sie bewusst darauf, heute hier zu sein. Allein daran seht ihr, dass die großen Familien von Lodi nicht über Gebühr Einfluss ausüben wollen und keine eigene Politik verfolgen.«

»Und das ist auch gut so«, meldete sich aus der Reihe der Stadtgesandten ein Vertreter der Geldwechsler. »Denn die wichtigen Ämter müssen in der Hand der Gewerbetreibenden bleiben, nur so kann vernünftig gewirtschaftet werden, denn wir sind *Il popolo*, das Volk. Die großen Händler können von den Mailänder Familien Kredite aufnehmen, aber dazu muss ein Beschluss des Rats vorliegen, und die Händler müssen dann selbst entscheiden können, ob sie sich auf solche Geschäfte einlassen – denn die Visconti nehmen hohe Zinsen.«

»Ihre Zinsen sind aber immer noch niedriger als die unserer lombardischen Geldverleiher und Bankiers und die der unheiligen Juden«, warf ein Zunftvertreter ein.

»Dennoch verdienen sie genug. Und weil sie an uns gut verdienen, stehen sie auch in unserer Schuld!«, sagte Fürst Orsini, und alle anderen verstummten. »Aber zurück zu den anderen Anliegen. Wir haben einiges zu regeln, und die Zeit drängt.«

Ja, die Zeit drängt, dachte Loredano, der immer noch am Eingang stand. Er wusste, dass nun sein Auftritt nahte. Er rührte sich leicht und wollte soeben schon mit dem Fuß seiner Standarte auf den Boden klopfen, um sich Gehör zu verschaffen, was jeder Delegierte, der ein Wappen führte, in Gesprächspausen durfte, da entstand plötzlich ganz unvermutet Lärm. Schritte polterten die Flure entlang und hielten vor der Saaltür inne. Jemand schrie, ein Schwert fiel zu Boden. Dann wurde die Tür aufgerissen, und ein Wächter stürzte herein.

»Verzeiht die Störung, hoher Rat!« Der Bedienstete wurde abwechselnd rot und weiß. »Es ist etwas Schreckliches geschehen!«

Hinter dem Soldaten wurde ein Hirte sichtbar, der über und über mit Schlamm bedeckt war.

»Sprich! Es muss sich um etwas wirklich Außerordentliches handeln, dass du es wagst, uns zu unterbrechen!« Fürst Orsini war aufgestanden und musterte die Neuankömmlinge mit einem strengen Blick.

»Dieser Bauer hier berichtet, sein Nachbar, der Schafhirte Lorenzo, sei von einem Ungeheuer in den See hinabgerissen worden!«

Sofort kam es zu einer Unruhe im Saal. Einige Delegierte sprangen auf, die Zuhörer auf der umlaufenden Empore gestikulierten wild und schrien durcheinander.

»Der Drache ist zurückgekehrt!«, rief ein Handwerker.

»Ruhe!«, brüllte der Leutnant des Statthalters in die Menge hinein. »Oder ich lasse den Saal räumen.«

»Der Bauer soll sprechen!«, entschied Statthalter Galeazzo, der Orsini mit einer deutlichen Geste zu schweigen gebot.

Tomaso trat vor. Er zitterte, auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Mit sich überschlagender Stimme erzählte er von dem schrecklichen Ereignis am Lago Gerundo, und er schloss seinen Bericht mit den Worten: »Ich habe den Satan aus der Hölle kommen sehen! Und er spie Feuer gegen mich! Und ich entkam mit letzter Mühe! Aber den armen Lorenzo, den zog der Unhold mit sich hinab!«

»Ist das wahr?«, fragte Orsini aufgebracht.

»So wahr, wie ich hier stehe!«

Ritter Loredano schickte ein Dankgebet zum Himmel. Dieser Zwischenfall kam ihm wie gerufen! Welch hervorragende Gelegenheit! Ein Dichter hätte sie nicht besser erdenken können! Loredano trat vor und rief mit kräftiger Stimme: »Ihr

Herren! Hört mich an! Ihr kennt mich! Ich bin Loredano di Bergamo!«

»Gewiss, wir kennen Euch, Ritter! Was ist Euer Begehrt?«, fragte Malvolio, der am Rand des Thronpodests stand.

»Ich will Euch helfen, hohe Herren! Ich biete Euch meine Dienste an. Ich kann den Drachen, dieses furchtbare Ungeheuer, töten!«

Erneut kam Unruhe auf; Gemurmelt setzte ein, und jemand rief etwas Unverständliches. Loredano schaute unverwandt auf die Abgeordneten.

»Tretet näher und tragt uns Euer Anliegen ausführlich vor, Ritter!«, sagte Malvolio.

Loredano genoss seinen Auftritt. Mit gemächlichem Schritt und klirrendem Harnisch durchschritt er den Saal. Alle Anwesenden starrten ihn an. Vor einigen Jahren hatte angeblich schon einmal ein Ritter eine ganze Stadt von einem furchtbaren Ungeheuer befreit, und später hatte er in Mailand die Visconti an die Macht gebracht. War dieser Loredano, der sich in Lodi bisher noch nicht besonders hervorgetan hatte, vielleicht ein ebenso kühner Held?

»Mein Name ist Loredano di Bergamo«, sagte der Ritter.

»Seit zwei Jahren lebe ich hier in Lodi auf dem Landgut meiner Familie. Ich bin oft unterwegs, deshalb kennen mich vielleicht nicht alle der Anwesenden. Ausgedehnte Ländereien in Bergamo und Chiari erfordern viele Besuche dort, denn ich verwalte meine Güter selbst mit strenger Hand.«

»Schön und gut!«, sagte Fürst Orsini. »Aber so ehrenhaft Eure Ausführungen auch klingen, sie weisen Euch nicht als Drachentöter aus!«

Abermals bedeutete Statthalter Galeazzo den Fürsten mit einer energischen Geste, sich nicht in das Gespräch einzumischen. »Habt Ihr Erfahrung in solchen Dingen?«

»Erfahrung, Herr? Verzeiht mir, wenn Ihr meine Antwort für Prahlerei haltet, aber ich bin der bekannteste und erfolgreichste Drachentöter südlich der Alpen!«

»Nun...«

»Ihr glaubt mir nicht? Dann hört zu!«

Inzwischen war Tomaso auf einen Wink Malvolios hin nach vorn geführt worden. Er sollte sich zu Füßen des Stadtmagistrats postieren, und man sah ihm an, wie unangenehm es ihm war, an so exponierter Stelle zu stehen.

»Wir werden beraten, was wir für dich tun können, Tomaso«, sagte Malvolio. »Aber jetzt wollen wir hören, was der Ritter zu sagen hat.«

»Meine Herde ist unbewacht!«, wagte Tomaso einzuwerfen. »Sie könnte sich in alle Winde zerstreuen! Und auch die Schafe des armen Lorenzo laufen herrenlos herum! Vielleicht wird sie alle der Drache fressen!«

»Warte mit deinen Ausführungen noch einen Moment, Ritter!« Der Stadtfürst erteilte einem Wachsoldaten den Auftrag, mit einem kleinen Suchtrupp die Situation am See zu erkunden und die Herden zu sammeln.

»Mich kriegen jedenfalls keine zehn Pferde mehr zum Lago Gerundo!«, sagte Tomaso bestimmt.

»Jetzt sprecht, Ritter Loredano!«, befahl der Statthalter.

Loredano reckte sein Kinn energisch vor und blickte dem Stadtoberen fest ins Auge. »Wisst Ihr nicht, dass es seit einiger Zeit überall in der Lombardei Drachen gibt?«

»Nein, davon haben wir nichts gehört.«

»Ich habe selbst einen gesehen«, erklärte Loredano. »Das war in Treviglio. Und dort hauste dieses furchtbare Tier mitten auf dem größten Platz der Stadt! Es war groß und giftig und verschlang viele Menschen. Die Leute aus Treviglio flohen voller Schrecken aus der Stadt. Manchmal hörte man das Tier fürchterliche Laute von sich geben, es war ein unvorstellbares

Gebrüll. Auch meiner eigenen Familie fügte es großen Schaden zu. Die Stadtherren von Treviglio baten mich und meinen Bruder Lupold um Unterstützung, und mit Gottes Hilfe töteten wir eines Nachts den Drachen. Darüber war das Volk hoch erfreut, es machte uns zu ihren Prinzen, und wir erhielten zum Dank viele Ländereien in der Nähe der Stadt und eine Burg, auf der mein Bruder noch heute lebt. Ich verzichtete zu seinen Gunsten auf den Herrschaftsanspruch.«

»Aha«, murmelte Fürst Orsini. »Man entlohnte euch also reichlich.«

»Das war mehr als verdient«, sagte Loredano, »denn wir haben unser Leben riskiert.«

»Ihr habt also den Drachen besiegt«, resümierte Malvolio. »Und Ihr glaubt, Ihr könntet auch das Untier vom Lago Gerundo töten?«

»Selbstverständlich! Denn ich erlegte nach dem Ungeheuer in Treviglio noch weitere Drachen! Ich habe mich geradezu auf Drachenkämpfe spezialisiert!«

»Lasst hören!«, forderte Galeazzo, während er sich gespannt in seinem Thronessel zurücklehnte.

Tomaso blickte nur verstört von einem Herrn zum nächsten. Er verstand nicht, dass man sich nicht ausschließlich um den armen Lorenzo und ihre Herden kümmerte. Immer redeten sie nur im Stadtmagistrat! Und redeten und redeten!

»Einst kam ich in einem finstren Wald an ein wüstes Geklüfte. Darin lag ein ungeheuer großer Drache – noch größer als sein Artgenosse aus Treviglio! Als das Untier mich bemerkte, ging es auf mich los und schlang seine Krallen um mich. Es versuchte, mich zu verschlingen! Aber ich fasste Mut, zog mein Langschwert und hieb dem Drachen mit einem einzigen Schlag den Kopf ab.«

Spontaner Beifall kam von der Empore. Jemand stieß Jubelrufe aus.

»Ich schnitt dem Drachen danach den Leib auf. Und siehe da, es kamen Schafe daraus zum Vorschein, die noch lebendig waren, und sie liefen blökend davon. An diesem Ort ließ man später eine Kapelle bauen, die meinen Namen trägt, und meine Tat wurde durch ein Gemälde verewigt.«

»So seid Ihr in der Tat als Drachentöter weithin bekannt«, konstatierte Orsini.

Galeazzo bedachte den Fürsten mit einem giftigen Blick. Immer drängte dieser Kerl sich vor. Dann fragte er: »Welchen Lohn erwartet Ihr für den Fall, dass es Euch gelingt, das Untier aus dem See tatsächlich zu töten?«

»Nicht mehr, als angemessen ist, Exzellenz!«

»Und was haltet Ihr für angemessen?«

Schnell stieß Loredano hervor: »Ich verlange den Besitz aller Dörfer rings um den See, mit allen Äckern und Weidegründen und allem Besitz an Leibeigenen und festen Gütern.«

»Hört, hört«, meinte Galeazzo. »Das ist nicht eben wenig.«

»Es ist angemessen für die große Gefahr, in die ich mich gebe.«

»Nun, einige Ländereien am See gehören dem geistlichen Orden der Hospitaliter. Man müsste sie aufkaufen, oder man überschreibt sie Euch, und die Mönche können sie in Pacht zurücknehmen und bewirtschaften. Es ließe sich machen.«

»Versprechen wir nichts!«, warf Orsini ein und erntete erneut einen bösen Blick von Seiten des Statthalters. »Erst, wenn die Bestie wirklich erledigt ist, können wir über den Preis reden. Das wäre mein Vorschlag.«

»Was ist mit Lorenzo? Was mit unseren Herden?«, jammerte Tomaso dazwischen.

»Ruhe, Bauer! Es sind ja Soldaten unterwegs! Sie kümmern sich schon um alles. Hier geht es um Lodi und die Zukunft der Stadt!«

»Ich brauche auch keine Hilfe, verlange weder Soldaten noch Waffen oder anderes schweres Gerät«, sagte Loredano. Er spürte, dass sein Plan aufging, der Magistrat stand schon auf seiner Seite. »Ich mache alles allein. Und ich bringe Euch den abgeschnittenen Kopf des Ungeheuers – oder zumindest eine Krallen. Dann werdet Ihr großmütig sein und mir meinen gerechten Lohn zuteil werden lassen. Ich vertraue darauf.«

»Nun, dann schreitet zur Tat!«, rief Malvolio. »Es ist abgemacht, der Drachentöter soll seine heldenhafte Arbeit tun.«

»Wartet einen Augenblick«, wandte Orsini ein. »Sollten wir mit der Vergabe des Auftrags nicht abwarten, bis die Soldaten zurückkommen und uns die Lage am See schildern? Wenn wir den Ritter beauftragen, dem Drachen gegenüberzutreten, ohne zu wissen, mit welchem Untier wir es überhaupt zu tun haben, könnte das vielleicht mehr Schaden anrichten, als wir es uns jetzt vorstellen können.«

»Wieso? Was meint Ihr, Orsini?«, fragte der Statthalter spitz.

»Nun, ein Drache kann selbstverständlich Satan höchstpersönlich sein, in eigener Gestalt. Das wissen wir doch aus den alten Schriften. Würde dann ein Kampf gegen ihn nicht seinen Zorn noch mehr entfachen? Müssten wir dann nicht eher einen Geistlichen schicken, um das Böse zu vernichten?«

»Nun, ein bedenkenswerter Einwand«, musste der Statthalter zugeben. »Was sollen wir also tun? Was meint die Ratsversammlung?«

»Aber ich vernichte das Ungetüm mit Stumpf und Stiel, egal, ob es der Leibhaftige ist oder nur ein böses Tier!« Loredano sah seinen Plan wieder in Gefahr.

Pater Arnold, einer von Lodis Priestern, trat vor. »Auf der Seeinsel Isola di San Giulio habe ich die Knochen eines gigantischen Drachen gesehen. Mönche des Klosters hatten ihn

vertrieben. Ich denke, dass sich die Kirche um das Ungeheuer kümmern sollte. Denn wirksamer als Schwert und Feuer ist das Kreuz, das wir gegen das Böse zu Felde führen können.«

Ritter Loredano wurde rot. In ihm schwoll der Zorn an, doch er beherrschte sich. Er durfte seinen Plan nicht noch mehr gefährden.

»Gut gesprochen, Pater«, rief Orsini. »Geht mit Weihwasser und Gebeten gegen den Satan vor, der unsere Freunde und Mitbürger verschlingt!«

»Nach Gerardo ist Lorenzo schon das zweite Menschenopfer!«, rief ein Handwerker von der Empore herunter. »Tut endlich was und redet nicht nur!«

»Gemach!«, sagte der Pater. »Wenn Ihr mich beauftragt, hohe Herren, ziehe ich mit dem Kreuz dem Drachen entgegen. Der Ritter mag mich begleiten, wenn er will. Gemeinsam besiegen wir ihn auf jeden Fall.«

»Ich kämpfe nur allein gegen Drachen«, sagte Loredano wütend. »Ich brauche keine Unterstützung.«

»Aber warum denn?«, wandte Orsini ein. »Wir sollten unsere Kräfte zum Wohle Lodis bündeln!«

»Das mag schon sein, aber das Drachentöten ist meine Kunst, und ich werde mich von niemandem dazu bringen lassen, zu verraten, wie ich dabei vorgehe!« Der Ritter presste seine ohnehin schon schmalen Lippen aufeinander, bis sie nur noch einem dünnen Strich glichen, der deutlich aus dem jetzt fahlen Gesicht hervortrat.

»Dann lasst mich allein gegen den Drachen zu Felde ziehen«, sagte Pater Arnold ruhig. »Als Geistlicher gleiche ich in manchen Dingen einem Erzengel, der den bösen Feind in Windeseile bekämpfen kann. Daher muss jeder satanische Drache weichen, wenn ich als Vertreter der Kirche der Gläubigen ihm entgengetrete.«

»Nehmt Euch einige Soldaten zu Hilfe, Pater«, riet Galeazzo.

»Zu der Zeit wird der Herr heimsuchen mit seinem harten, großen und starken Schwert den Leviathan«, rezitierte der Pater aus der Bibel. »Wenn du Lothan erschlägst, sagt er, vernichtest du auch die gewundene Schlange, Schaljat mit den vielen Köpfen!«

»Amen«, sagte jemand.

Loredano hatte sich inzwischen wieder gefangen. »Ein Drache muss nicht Satan sein«, sagte er. »Er kann durchaus ein weltliches Ungeheuer sein, und das wird niemand besiegen, der es nicht wie ein Ritter mit Feuer und Schwert bekämpft, ihr Narren!«

»Mäßigt Euch, Ritter!«

»Verzeiht, Stadtfürst! Aber es ist doch so, dass Priester mit Weihwasser nichts ausrichten. Selbst in der Bibel, die ich nur zu gut kenne, wird von einem vollauf weltlichen Drachen erzählt. erinnert Euch an das Buch Hiob, wo der Behemoth beschrieben wird!«

»Im Buch Daniel«, wandte der Pater ein, »wird berichtet, wie der Prophet Daniel, der in Babylon gefangen war, einen dort als Gott verehrten Drachen tötet, um die Allmacht Gottes zu beweisen. Ihr seht daher, dass es immer riskant ist, gegen einen Drachen zu Felde zu ziehen, denn man weiß nie, ob er von Satan oder von Gott gesandt wurde. Auf jeden Fall kann man viel Unheil anrichten, wenn man es nicht richtig macht!«

»Was steht denn genau im Buch Daniel?«, wollte Loredano mit säuerlichem Gesicht wissen.

»Ich zitiere aus dem Gedächtnis«, sagte der Pater. Er überlegte einen Moment, dann hob er den Zeigefinger und sprach: »Es gab auch einen großen Drachen, den die Babylonier wie einen Gott verehrten. Der König sagte zu Daniel: Von diesem Drachen kannst du nicht sagen, er sei kein lebendiger Gott. Bete ihn also an. Daniel erwiderte: Nur den Herrn, meinen Gott, bete ich an. Denn er ist wirklich ein

lebendiger Gott. Du aber, König, gib mir die Erlaubnis, den Drachen zu töten, ohne Schwert und Keule! Der König sagte: Ich gebe dir diese Erlaubnis. Da nahm Daniel Pech, Talg und Haare, schmolz alles zusammen, formte Klumpen daraus und warf sie dem Drachen ins Maul. Der Drache fraß alles und zerbarst. Da sagte Daniel: Seht, was ihr für Götter verehrt! Als die Babylonier davon hörten, waren sie empört und taten sich gegen den König zusammen. Sie sagten: Der König ist Jude geworden. Den Drachen hat er getötet, den steinernen Baal zertrümmert, die Priester hingeschlachtet. Was sollen wir nun tun?«

»Diese Geschichte zeigt uns«, sagte der Statthalter, »dass es eine schwierige Aufgabe ist, gegen einen Drachen zu ziehen.«

»Nennt mich nicht nur Drachentöter«, sagte jetzt der Ritter laut, »sondern macht mich auch dazu. In der Kirche Beata Vergina in Paladina bei Bergamo hängt noch heute die Rippe des Drachen, den ich dort erlegt habe. Und in Almenno San Salvatore nahe meiner Heimatstadt wird in der Kirche San Giorgio sogar eine Rippe gezeigt, die doppelt so lang ist, auch sie stammt von einem Drachen, den ich zur Strecke gebracht habe! Geht dorthin und schaut sie euch an und sagt mir dann, dass ich nicht weiß, wovon ich rede!«

»Wir sollten ihn den Drachen töten lassen, von mir aus!«, sagte Galeazzo. »Dann müssen wir es nicht selbst tun! Aber was Eure Forderungen anbelangt, Loredano di Bergamo, so kann ich Euch erst in drei Tagen mitteilen, ob Ihr offiziell zu Euren Bedingungen als Drachentöter beauftragt werdet. Ich werde wegen der Ländereien noch vorab einiges klären müssen.«

»Dann soll es in Gottes Namen eben der Ritter tun«, sagte schließlich auch der Priester. »Ich werde unterdessen Messen in der Kirche lesen. Und ihr alle sollt kommen, die Worte des Herrn zu hören.«

»Wenn Ihr dann beauftragt werdet, Ritter Loredano«, sagte Galeazzo, »werdet Ihr uns zum Beweis den abgeschnittenen Kopf des Ungetüms bringen...«

»Oder eine Kralle!«, warf Loredano ein.

»... und dann werdet Ihr angemessen entlohnt werden!«

»Genau so soll es sein!«, setzte Orsini hinzu.

»Und während der Rat sich nun um die weiteren Tagesgeschäfte der Kommune kümmert, schicken wir eine Abordnung zum See, den Soldaten entgegen«, sagte Galeazzo. »Sie soll sich ein genaues Bild von den Vorgängen machen und, bei Gott, verhindern, dass dieser Drache nach Lodi kommt!«

Die Anwesenden blickten den Statthalter entgeistert an. Auf diesen Gedanken war noch keiner gekommen. Der Drache konnte sein Versteck verlassen und sich über ihre Stadt hermachen?

Wie zur Bestätigung war plötzlich ein Getöse zu vernehmen. »Der Drache! Der Drache!«, schrie jemand panisch von der Empore herab.

Sofort rannten einige Bewaffnete aus dem Ratssaal hinaus, um die Versammlung zu schützen. Loredano folgte ihnen nach anfänglichem Zögern.

Draußen stellten er und die anderen allerdings erleichtert fest, dass es sich nur um die Soldaten handelte, die von ihren Erkundungen am See zurückkamen. Dort musste in der Zwischenzeit wohl wieder etwas geschehen sein, denn die Männer waren sehr aufgereggt. Sie gestikulierten und redeten wild durcheinander.

Da bei diesem Lärm rein gar nichts zu verstehen war, ergriff der Kommandant der Wachen das Wort. Er gebot den Männern Ruhe und verlangte von ihrem Anführer, ihm einen kappen Bericht über die Lage am Lago Gerundo zu geben.

»Es war furchtbar«, entgegnete dieser daraufhin. »Absolut grauenvoll. Einfach unbeschreiblich.«

Als Henri und die Gefährten die Ebene vor Lodi erreichten, machten sie an einer Kapelle Halt. Henri ging hinein, um sich einen Augenblick der Versenkung zu gönnen, während die anderen ausruhten.

Henri wollte sich noch einmal die Zeit in Erinnerung rufen, als er sorglos durch die Lombardei gereist war, im Habit seines Ordens, mit der stolzen Sicherheit des Mönchsritters, der sich eins weiß mit dem Herrn. Die Uneinigkeit zwischen dem Franzosenkönig und dem Heiligen Vater war ihm damals gar nicht bewusst gewesen. Das Leben war ihm leicht und friedlich erschienen. Wie bitter hatte er sich getäuscht.

Die Kapelle, die Henri betrat, hatte einen schlanken, hoch aufragenden Turm mit einem roten Zwiebdach, das sich vom Grün der umliegenden Wälder abhob. Der Kirchenraum selbst war klein und bescheiden. Chor und Apsis waren mit Heiligenbildern und einer bildlichen Darstellung der Hölle geschmückt, in der eine gewundener Lindwurm die Sünder verschlang. Von ihrer Größe her waren die Bilder allerdings recht bescheiden.

Henri schätzte solche intimen Räume, in denen man mit Gott allein sein konnte. Er betete andächtig, und als er anschließend seine Augen wieder öffnete und den Kopf hob, betrachtete er die wunderbare Decke des Kirchenschiffs. Der tiefe Glaube, der einfache Bauernkünstler solche Werke hatte hervorbringen lassen, rührte ihn tief.

Am Ausgang fielen Henri plötzlich zwei Stuckornamente auf, die einen geflügelten Greif und einen dreiköpfigen Drachen zeigten. Wahre Schreckensgestalten aus der Hölle, die aber hier wohl als Hüter der Kapelle fungieren sollten.

Die Furcht einflößenden Wesen waren von einem kunstvollen Steinrahmen eingefasst. Das gesamte Werk war besonders sorgsam ausgeführt, als hätten die Steinmetze die Ungeheuer mit ihrer Darstellung bannen wollen. Der Realismus der Abbildungen beeindruckte Henri sehr.

Als sich Henri wieder zu seinen Gefährten gesellte, erblickte er nicht weit von der Kapelle entfernt einen lang gestreckten See, an dem sie sich erfrischen konnten. Sie ritten darauf zu. In der Ferne, am Ostufer des Sees, konnten sie schon die Dächer von Lodi ausmachen. Sie ritten einen Uferweg entlang und fanden bald eine geeignete Stelle, um die Pferde zu tränken und sich selbst zu waschen. Doch als sie gerade absitzen wollten, kam ihnen ein aufgeregter Hirte entgegengeläufen.

»Halt, halt! Tretet nicht zu nahe ans Ufer heran, Ihr Herren! Ich muss Euch warnen! Es ist großes Unheil geschehen!«

»Was bist du so aufgeregter, guter Mann?«, fragte Henri. »Was für ein Unheil ist denn geschehen?«

Der Mann verschluckte sich und brachte kein Wort mehr heraus. Er deutete nur über die Schulter zurück und machte eine winkende Bewegung mit den Händen.

»So sprich doch! Du brauchst keine Angst zu haben!«

Der Mann holte noch einmal aus. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und lief davon, so schnell ihn seine Beine trugen. Die Freunde blickten ihm verblüfft hinterher.

»Was er uns wohl mitteilen wollte?«, fragte Madeleine. »Der See wirkt so friedlich! Von einem Unheil ist nichts zu bemerken.«

»Reiten wir einfach ein Stück weiter«, meine Henri, der ebenso verblüfft war wie die anderen. »Er kam sicher aus Lodi. Vielleicht sehen wir unterwegs noch etwas, wenn wir am Ufer entlangreiten.«

So ritten die Freunde weiter am See entlang. Und dann sahen sie plötzlich, was der aufgeregte Bauer wohl gemeint haben

musste: Ein gutes Dutzend toter Schafe lag nah am Wasser. Es musste einen fürchterlichen Kampf gegeben haben. Die Tiere lagen zum Teil völlig zerfetzt in ihrem eigenen Blut, einigen waren die Köpfe abgerissen worden. Madeleine deutete erschreckt auf ein blutiges Stück, das auf dem Wasser trieb.

»Wölfe«, sagte Uthman bestimmt. Doch an seiner gerunzelten Stirn war abzulesen, dass er sich in seinem Urteil nicht sicher war.

Henri stieg ab und untersuchte die Stelle, wo die toten Tiere lagen. »Wölfe hinterlassen Tatzenspuren«, sagte er dann. »Aber so etwas sehe ich hier nicht.«

Jetzt stiegen auch die anderen von ihren Pferden.

»Bleib du bitte auf dem Pferd und halte dich ein wenig abseits«, sagte Henri zu Madeleine. »Man kann nie wissen...«

»Tatsächlich«, meinte Uthman. »Es gibt keine Abdrücke von Wolfs- oder Bärenatzen. Ich kann nur Spuren von Schafen erkennen.«

»Etwas muss aus dem Wasser gekommen sein«, vermutete Henri.

»Was soll das gewesen sein?«, fragte Sean mit einer deutlichen Spur von Angst in der Stimme. »Ein riesiger Fisch? Oder was denkst du, Meister Henri?«

»Wie soll ich das wissen? Irgendein Tier. Es kam aber offensichtlich nicht über Land.«

»Seltsam«, meinte Uthman. »Der Hirte wusste wahrscheinlich selbst nicht, was hier los war.«

»Warte! Er sagte, wir sollen nicht zu nahe ans Ufer! Ein deutlicher Hinweis.«

Alle starrten auf die stille, glatte Oberfläche des Sees. An einigen Stellen kräuselte sich das Wasser, es gurgelte leise, und es bildeten sich leichte Wellenringe, die langsam ausliefen. Aber das war alles.

»Wir müssen unsere Pferde tränken. Und waschen sollten wir uns auch. Aber einer sollte Wache stehen und die Augen aufhalten.«

»Madeleine?«, sagte Uthman. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich passe auf, wenn du dich waschen willst. Aber gehe nicht zu tief ins Wasser.«

»Meister?« Sean blickte Henri fragend an. »Was denkst du? Was ist hier passiert?«

»Etwas Unheimliches, scheint mir. Doch vielleicht hat der Hirte auch übertrieben. In den Bergen gibt es oft Überfälle von wilden Tieren, die sich über Herden hermachen.«

»Gibt es eigentlich Seeungeheuer?«

Henri zuckte mit den Schultern. »In manchen Legenden wird davon berichtet. Auch in der Bibel kommen sie vor. Aber ich habe noch keins gesehen.«

Sean blickte misstrauisch auf den See hinaus. »Mir kommt es hier ziemlich unheimlich vor. Die vielen toten Schafe, die hier herumliegen und deren Blut noch ganz frisch ist. Und dann die Stille hier. Ich weiß nicht, wie ich mein Gefühl erklären soll – das passt nicht zusammen.«

Henris Blicke wanderten über die Kadaver der Tiere. Der Überfall, der sich hier ereignet hatte, konnte tatsächlich noch nicht lange zurückliegen, das Schafsblut war noch nicht getrocknet. Die Tiere selbst hatten einen Ausdruck des Entsetzens auf den Gesichtern, ihre Mäuler waren weit aufgerissen. Henri sah besorgt zu Madeleine hinüber. Die junge Frau stand in einiger Entfernung und trocknete sich gerade Gesicht und Arme ab.

»Ich denke, wir werden in Lodi erfahren, was hier geschehen ist«, sagte Henri. »So paradiesisch, wie ich mir das alles vorgestellt habe, ist es jedenfalls nicht. Wir Menschen neigen dazu, alles zu verklären. In der Erinnerung kam mir diese Stadt dort drüben wirklich wie ein himmlischer Zufluchtsort vor. Ein

Ort wie in der Kindheit – vor dem Beginn der Wirklichkeit. Es ist eine Täuschung.«

»Warte ab, Meister. Vielleicht klärt sich alles auf. Ich bin jedenfalls sehr gespannt auf Anna di Angero und Francesco della Rocca, von denen du so viel erzählt hast.«

Henri nickte geistesabwesend. Er musste unaufhörlich an die Ornamente aus Stuck denken, die er in der Kirche auf dem Land gesehen hatte.

Geflügelte Greife und mehrköpfige Drachen. Eine Arbeit von Künstlern, die sicher hier aus der Gegend kamen. Alles hatte so echt ausgesehen!

Henri kam der Gedanke, dass die Steinmetze Szenen gestaltet haben könnten, die ihnen zu Ohren gekommen waren – die sie sogar mit eigenen Augen gesehen hatten.

Ende September 1319. Henri de Roslins Trauer

Nach den neuerlichen Vorfällen am See hatte Loredano sich dafür eingesetzt, dass das Seeufer abgesperrt wurde. Niemand sollte zu der Stelle gelangen können, an der die Bestie zugeschlagen hatte. Die toten Schafe sollten liegen bleiben. Vielleicht war der Drache damit zu besänftigen. Vielleicht – vielleicht aber auch nicht.

Loredano konnten solch düstere Vorstellungen zurzeit nicht erschüttern. Er triumphierte. Man würde seine Bedingungen schon akzeptieren. Jetzt musste er ganz genau überlegen, wie er weiter vorgehen sollte. Zunächst einmal musste er die drei Tage nutzen, die der Magistrat als Frist für seine offizielle Ernennung zum Drachentöter gesetzt hatte. In diesen Tagen wollte er die Stadtväter davon überzeugen, dass er als Drachentöter uneingeschränkte Vollmachten benötigte. Und natürlich musste er sich auf den schrecklichen Kampf vorbereiten. Allerdings wusste er schon genau, wie er vorgehen wollte.

Loredano sattelte sein Pferd und ritt aus der Stadt hinaus. Die Leute erkannten ihn und jubelten ihm zu. Er war jetzt ihr Held, denn er würde sie von dem schrecklichen Ungeheuer erlösen. Loredano genoss die Bewunderung, die man ihm entgegenbrachte, er war entschlossen, sich den Ruhm für die Ewigkeit zu sichern. Davon hatte er immer geträumt. Endlich war er auf dem richtigen Weg!

Der Ritter lenkte sein Pferd in die Berge. Es ging über steinige Pfade langsam bergauf. Weit verstreut grasten Schafe

und Kuhherden auf den Hängen. Hirten waren in dieser Höhe nicht zu sehen. An einer groben Mauer hielt der Reiter an und stieg ab. Inzwischen hatte er sich seiner Rüstung entledigt. Er betrat den Kirchgarten.

Hier in der Höhe war die Luft kühl, über den Hügeln lag an diesem frühen Morgen weißer Nebel, der in der frischen Brise tanzte, als seien die Geister der Wälder darin zu sehen. Die Kapelle stand auf der Höhe, umgeben von Tannen. Er kam oft hierher, und inzwischen hatte er das Gefühl, die Kapelle gehöre ihm. Noch nie war er hier anderen Menschen begegnet.

Loredano betrat den kühlen Innenraum der aus grauem Basalt errichteten und mit schwarzen Schiefeln gedeckten Kirche. Er schlug ein Kreuz. Dann warf er sich der Länge nach auf den Boden vor dem kleinen Altar, über dem ein Kruzifix aus Holz hing, das Risse zeigte.

»Herr!«, bat er. »Sei auf meiner Seite. Hilf mir!«

Und wie immer hörte er in sich die Stimme, die zu ihm sprach. Es war der Herr, sein Gott, da war Loredano sich sicher. Er war auserwählt. Der Herr sprach zu ihm. Loredano merkte, dass die Stimme der seinen ähnlich war. Sie klang beinahe so wie sein Echo. Aber das war eben so, der Herr sprach zu ihm, einem kleinen Ritter, und er bediente sich notwendigerweise dessen Stimme, damit er verstanden wurde. Denn wenn er seine eigene, göttliche Stimme gebrauchte, diesen Donner, der die Erde erbeben ließ, dann würde Loredano vor Schreck erstarren wie einst Moses auf dem Berg Sinai. So viel war dem Ritter gewiss.

»Ja, Herr«, sagte Loredano. »Ich verstehe dich, Herr. Ja, so werde ich es tun. Dir zur Ehre!«

Die Stimme in ihm wurde lauter. Loredano spürte unter sich die Kälte des Bodens und über sich die Erhabenheit der göttlichen Gegenwart.

»Ja, Herr! Ich töte. Dir zu Ehren.«

Ertönte da nicht irgendwo ein Glockenschlag? Loredano hob den Kopf. Es musste Vieh sein, das von den Almen herabstieg, denn der Herbst kündigte sich hier oben schon an. Oder war es die Glocke der Himmelpforte, die Loredano jetzt vernahm? Stand er bereits vor ihr? Es war immerhin möglich. So vieles war möglich gewesen in der letzten Zeit.

Loredano horchte weiter in sich hinein. Doch die Stimme war verstummt. Der Herr hatte sich zurückgezogen. Aber Loredano wusste nun, was er zu tun hatte. Er hatte seine Anweisungen erhalten, das war alles, was er brauchte. Er war nicht mehr allein. Und er erfüllte Gottes Auftrag. Diese Erkenntnis war ihm wichtig, denn er wollte nicht hochmütig sein und fehlgehen.

Loredano erhob sich langsam und schwerfällig. Die Betäubung saß tief in ihm. So viel Einsamkeit, wie ihn in seinem Leben umgab, bedrückte ihn. Er stand wieder auf den Beinen und blickte sich um. Die kleine Kapelle rührte ihn an. Da stieg plötzlich ein Schluchzen in ihm auf. War es nicht furchtbar, so allein auf der Welt zu sein? Und nur mit dem Höchsten sprechen zu können? Mit diesem hohen Herrn, der auf ihn herabsah wie auf ein Schaf? Er, der Einzige, der ihn verstand!

Loredano taumelte hinaus. Der Wald auf den Hügeln lag ruhig da. Die einzelnen Tannen bewegten sich sacht in der Brise. Über dem kleinen Flecken Erde bei der Kapelle lag ein Zauber.

Der kleine Hof wirkte in diesem Moment auf Loredano, als habe ihn sich der Herr höchstselbst erbaut. Um sich hierher zurückzuziehen. Um hier auf seinen treuen Ritter zu warten, der kam und seine Anweisungen erwartete. Der nichts tat, was er nicht vorher aus seinem eigenen Mund gehört hatte. Loredano di Bergamo war Sprachrohr und Hand Gottes.

Loredano blickte sich um. Die Wälder, die Wiesen, der Nebel. Die Kapelle duckte sich gegen die Hügel. Wieder ertönte ein leiser Glockenklang. Der Wind trug ihn mit sich aus den Bergen herunter in die Täler. Und drunten lag Lodi, die sündige Stadt. Die Stadt der hochfliegenden Herrscheransprüche. Die Stadt der Neureichen, die sich erdreisteten, alte Geschlechter auszubooten.

Die della Roccas, die di Angeros, die Visconti.

Loredano ging langsam zu seinem Pferd. Er hatte genug gesehen und gehört. Auf ihn war Verlass. Er wusste, er wurde beschützt. Und er dankte dem Herrn für den Beistand, den er brauchte und den er ihm gewährt hatte. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen.

Henri war vorausgeritten. Seine Gefährten wollten ein Quartier suchen, sobald sie in Lodi ankamen. Henri würde später wieder zu ihnen stoßen. Er wollte die Stadt, die so viele Erinnerungen für ihn barg, allein betreten. Das Wiedersehen mit Francesco und Anna verschob er auf später. Zunächst zog es Henri zu der alten Komturei, in der er vor vielen Jahren eine Zeit lang gelebt hatte. Er erinnerte sich an die Versammlungen, die man seinetwegen abgehalten hatte. Was war wohl aus den Brüdern geworden und aus dem Komtur Gervasius, der ihm so freundschaftlich gesonnen gewesen war? Gervasius war damals schon ein alter Mann gewesen, ob er inzwischen gestorben war?

Henri lenkte sein Pferd an der Stadtmauer entlang. Als die Komturei in Sichtweite war, verhielt Henri sein Pferd. Er fühlte einen tiefen Schmerz in sich aufsteigen. Das Bild, das sich ihm bot, war traurig. Die Mauern waren verfallen. Die Zeit hatte deutliche Spuren hinterlassen und auch die Willkür der Mächtigen.

Aber dann erblickte Henri doch Zeichen von Leben in der Komturei. Eine Fahne wehte, und er sah Männer in hellen Kutten und Vieh in einem Stall. Das Leben war irgendwie weitergegangen.

Henri rief sich seinen damaligen Aufenthalt ins Gedächtnis. Man hatte ihn, den hohen Templer aus Paris, der den Tempelerschatz betreute, würdig willkommen geheißen. Komtur Gervasius war ein leutseliger Mann gewesen. Er hatte Henri damals in die Kapelle geführt, und Henri erinnerte sich wieder, mit welchem kuriosen Problem er konfrontiert worden war. Die Brüder hatten darüber endlos diskutiert, ob sie den Gottesdienst stehend oder sitzend hören sollten. Der Komtur hatte, weil er selbst schwach war, das Sitzen angeordnet. Schließlich folgte jeder der Messe so, wie er es für richtig hielt.

Henri hatte damals an die Ordensregel gedacht und dem Komtur, der sich gesetzt hatte, zugeflüstert: »Unsere Regel befiehlt nicht, dass wir stehen. Sie sagt, dass zum Gesang des Psalms, der mit *Venite* beginnt, für das *Invitatorium* und für den Hymnus sowohl die Starken als auch die Schwachen sich setzen. Aber am Ende der Psalmen, wenn das Gloria patri gesungen wird, sollen wir uns zu Ehren des Heiligen Geistes erheben und verneigen, nur die Schwachen und Kranken sollen sitzen bleiben und den Kopf senken.«

Bei dieser Erinnerung mischte sich eine stille Heiterkeit in Henris Trauer. Die Templerbrüder, die nicht im Kampf waren, sondern hier in der Provinz ihren Hof bewirtschafteten, hatten sich wirklich mit ziemlich belanglosen Fragen des täglichen Lebens beschäftigt! Für Templer ging es für gewöhnlich um Leben oder Tod, für die in Lodi um kleinlichen Streit.

Nach dem Abendgebet und anschließendem Essen, das beim Vorlesen eines Lektors aus der Heiligen Schrift schweigend eingenommen worden war, hatte der Komtur in der Prälatur

von den Geschicken in Lodi erzählt, vom damaligen Fürsten Orlando, der inzwischen abgelöst worden war, und von den verfeindeten Familien della Rocca und di Angero.

Henri hatte sich alles geduldig angehört. Er war nach dem langen Ritt müde gewesen. Das Jahr war zur Neige gegangen, und es war kalt gewesen in Lodi. Als Henri die Täler der Lombardei erreicht hatte, war er zu einem Dankgebet auf die Knie gefallen. Eine Alpenüberquerung im Winter war ihm damals nicht weniger gefährlich vorgekommen als ein Kampf gegen Heiden im Heiligen Land.

Aber auch jetzt, im Spätsommer, war die Reise beschwerlich gewesen. Und Madeleine hatte sich schwer erkältet.

Henri stand noch immer unbeweglich da und schaute hinab auf die ehemalige Komturei. Damals hatten sich die Familien in Lodi unversöhnlich gegenübergestanden. Streit war überall auf der Welt. Aber an diesem friedlichen Flecken Erde erwartete man zumindest nicht solch unversöhnlichen Hass, von dem der Komtur ihm berichtet hatte.

»Sie haben alles«, hatte Gervasius erzählt. »Die beiden mächtigen Familien teilen sich das Geschäft auf. Vielleicht spüren sie, dass Geldverdienen nicht alles ist, und suchen nach wesentlicheren Dingen. Aber ist es der Kampf? Die Söhne fechten auf den Straßen. Der Stadtfürst erließ ein Dekret, dass sich strafbar macht, wer die Waffe erhebt. Sie fechten dennoch weiter.«

Die Templer hatten sich offiziell nicht in die Stadtgeschicke einmischen dürfen. Aber Henri hatte sich auf eigene Faust des Familienstreits angenommen. Natürlich waren Tempelritter keine Stadtbüttel. Aber stand es den Ordensbrüdern nicht gut an, Streit zu schlichten? Wie oft hatten sie es im Outremer getan, in Palästina, in Syrien! Warum nicht in Lodi? Und er hatte einfach nur angefangen, das Seinige zu tun.

Jetzt fielen Henri alle diese Dinge wieder ein. Vielleicht hätte er doch als Erstes zu Francesco und Anna reiten sollen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, denn er hatte damals sein Leben für sie eingesetzt. Irgendetwas hatte ihn von diesem Besuch abgehalten.

Es war die unsagbar große Trauer über den Verlust der Templerwürde gewesen. Alles war zunichte gemacht worden. Und die Autorität, die er damals besessen hatte und nutzte, um den Streit zu schlichten, war endgültig dahin.

Henri seufzte. Dann gab er seinem Pferd die Zügel frei und befand sich kurz darauf innerhalb der Mauern der Komturei.

Die Menschen, die jetzt hier lebten, blickten ihn aufmerksam und freundlich an. Es waren Hospitaliter, wie Henri an ihrem Habit erkannte. Das Leben auf dem Hof schien sich in den althergebrachten Bahnen zu bewegen.

Offenbar betrieben die Mönche noch immer Landwirtschaft, in den Ställen stand Vieh. Über dem Haupthaus wehte die Flagge des Ordens. Aber von den Templern war keine Spur zu sehen.

Henri hielt am Stall, ein Knecht kam herausgesprungen und nahm sein Pferd in Empfang.

»Was ist aus dem alten Komtur Gervasius geworden?«, fragte Henri.

Der Junge mit dem frechen Gesichtsausdruck eines Hirten antwortete: »Er isst sein Gnadenbrot in der Prälatur.«

»So ist er tatsächlich noch bei guter Gesundheit?«

»Er lebt. Soll ich Euch ankündigen, Fremder?«

»Nein«, sagte Henri, »ich finde den Weg.«

Er sah den alten Mann in seinem Sessel sitzen. Er studierte ein dickes Buch. Als Henri durch die niedrige Tür den Raum betrat, blickte Gervasius auf. Er erkannte Henri sofort.

»Henri de Roslin! Mein Sohn!«

Henri musste lächeln. Er ging zu dem alten Mann hinüber und fasste dessen Hände. Sein Haar war ganz weiß geworden, sein Gesicht wirkte ledern, und die Hände waren kalt, aber was sein Gemüt betraf, so schien Gervasius recht munter zu sein. Nur seine Augen zeigten einen trüben Schimmer.

»Wie geht es Euch, Komtur?«

»Ich bin längst kein Komtur mehr, mein Sohn! Du weißt, was inzwischen geschehen ist!«

»Ja. Aber für mich werdet Ihr immer der Komtur von Lodi bleiben! Ich freue mich, Euch gesund und munter zu sehen!«

»Nun, mit der Gesundheit ist es so eine Sache, mein Sohn! Der Herr gibt sie, und der Herr nimmt sie. Es ist oft sehr kalt in Lodi. Aber im Augenblick sind meine alten Knochen wohl temperiert, und in meinem Magen spüre ich noch die warme Suppe vom Morgen. Ich kann also nicht klagen. Aber was führt dich nach Lodi, mein Sohn?«

»Ich wollte Euch wieder sehen und die Komturei. Hier in Italien kann ich eine alte Templerkomturei ohne weiteres aufsuchen, in den anderen Ländern des Abendlandes ist das viel zu gefährlich.«

»In Italien lassen sie uns in Ruhe, das ist wahr. Aus Frankreich und England hört man indes schlimme Dinge.«

»Die Templer, die überlebt haben, sind allesamt auf der Flucht, die meisten sind untergetaucht. Ich habe in den letzten Jahren nur wenige getroffen, die sich noch bekennen.«

»Es ist ein Jammer!«

»Ich spüre so große Trauer über all die Vorkommnisse, dass es mir manchmal den Sinn raubt.«

»Ja, mein Sohn, ich verstehe dich gut. Aber ich bin ein uralter Mann. Man lässt mich hier in Frieden Bücher studieren. Ich bedeute für niemanden eine Gefahr, höchstens eine Last. Aber die Hospitaliter sind großzügig. Ich kann dich mit ihnen bekannt machen, wenn du willst.«

»Später vielleicht. Ich bin mit Freunden in Lodi. Und ich bin auch gekommen, um Francesco della Rocca und Anna di Angero wieder zu sehen.«

»Ah! Ich erinnere mich! Du hast dich damals sehr für sie eingesetzt!«

»Was ist aus den beiden geworden?«

»Das kann ich dir nicht sagen, mein Sohn! Ich kümmere mich nicht um das, was in der Stadt passiert. Die Welt außerhalb der Komturei existiert für mich nicht mehr.«

»Vielleicht ist es das Beste, Komtur.«

»Aber jetzt, wo du davon sprichst, erinnere ich mich gut. Wir mussten damals zweimal außerhalb des Reglements ein Kapitel einberufen, um dir bestimmte Sondervollmachten zu übertragen!«

»Ich erinnere mich auch. Für die Brüder war es schwierig zu akzeptieren, dass ich mich aus dem Klosterbereich hinaus mit diesen klosterfremden Aufgaben befasste.«

»Es war eine Zerreißprobe gewesen«, erinnerte sich Gervasius kopfschüttelnd. »Dass Templer auch Vermittler und Schlichter sein sollten, daran dachten wir damals nicht.«

»Der Templerorden hat zur Zeit seines Bestehens immer geschlichtet«, wandte Henri ein. »Templer haben Verträge zwischen mächtigen Männern, ja sogar zwischen Herrscherhäusern durch ihre Unterschriften bezeugt. Man vertraute uns, denn wir haben immer die Wahrheit gesucht.«

»Ich weiß das alles, aber damals waren unsere Brüder ängstlich, sie wollten es sich nicht mit der Stadt verderben.«

»Das habe ich wohl verstanden«, erwiderte Henri. »Ich wusste aber auch aus Frankreich, dass Templer die engsten Berater der unaufhörlich in Fehde liegenden Kronen Englands und Frankreichs waren, die die beiden Königshäuser selbstlos berieten, um den Frieden zu erhalten. Selbst wenn sie beschuldigt worden waren, einseitig Partei zu ergreifen, wie in

La Rochelle, und der Papst eine Bulle gegen sie erlassen hatte, lösten sie den Konflikt. Das alles ist mir noch heute so gegenwärtig, als sei es erst gestern geschehen!«

»Aber unsere Rolle hat uns auch manchen Nachteil eingebracht«, wandte Gervasius müde ein. Er wischte sich über die Augen. »Gerade wir als italienische Templer mussten Lehrgeld zahlen, wenn wir auf höchster Ebene vermitteln wollten, deshalb hielten wir uns damals aus allen Händeln heraus.«

»Ihr habt persönlich Nachteile erlebt, als ihr in einen Konflikt eingreifen wolltet, Komtur?«

»Nicht ich persönlich, das Geschehnis lag damals, als ich in den Orden eintrat, schon zu lange zurück. Es war zur Zeit des Aufbruchs zum Kreuzzug, den Kaiser Friedrich führte. Der Templerorden stand bei ihm in hohem Ansehen, der Herrscher überhäufte uns mit Schenkungen, und wir verteidigten seine Besitzungen gegen Feinde. Aber plötzlich konfiszierte er unsere Güter. Unsere Häuser, Gärten, Rebländer, Olivenhaine, Ackerländer und Salinen wurden eingezogen. Und der Kaiser befahl, dass die Vögte, die auf den Burgen herrschten, nicht mehr aus den geistlichen Ritterorden kommen durften. Und schließlich wies er den Orden, der sich dem widersetzte, aus dem Königreich Sizilien aus.«

»Er beschenkte die Hospitaliter«, vermutete Henri.

»Ja. Erst auf seinem Totenbett verfügte Friedrich, dass alle Güter der Miliz, alle Häuser des Tempels, die sein Hof geraubt hatte, an uns zurückgegeben werden sollten. Das also konnte geschehen, wenn der Tempel sich nicht auf seine eigenen Aufgaben konzentrierte, sondern in den weltlichen Machtspielen mitmischte.«

»Wir waren Teil der weltlichen Macht«, sagte Henri. »Aber das alles hat uns nichts genutzt, es beschützte uns niemand.«

»Das kannst du sehen, wie du willst, mein Sohn«, erwiderte der ehemalige Komtur. »Wir haben immer Schwierigkeiten bekommen, wenn wir die Grenzen staatlicher Interessen berührten. Denn ein Staat, sei er Stadtstaat oder Landstaat, wird immer versuchen, seine eigenen Rechte auszuweiten und die Privilegien der anderen einzuschränken. Er will keine Einmischung von dritten. Und unser Orden war immer ein Staat im Staat und eine Kirche in der Kirche – das ist stets eine heikle Situation gewesen. Für einige Herrscher war sie oft unerträglich.«

»Ihr scheint das Vorgehen der Machthaber von damals zu rechtfertigen!«

»Nein, keineswegs. Wie könnte ich das, nach allem, was uns angetan wurde. Aber unser Orden war immer mittendrin im Schlamassel, das wollte ich sagen.«

»Wir konnten mit dieser Situation umgehen«, sagte Henri.

»Ja, eine Zeit lang«, erwiderte Gervasius. »Der Heilige Vater war auf unserer Seite, aber die staatlichen Mächte versuchten, sich der Reichtümer der geistlichen Ritterorden zu bedienen. Und unsere militärische Macht war für sie bedrohlich.«

»Wir waren sehr stark«, sagte Henri. »Anfeindungen gab es immer. Wir konnten uns wehren, das haben wir oft genug bewiesen.«

»Mit jedem neuen weltlichen Herrscher änderten sich die Machtverhältnisse«, sagte der alte Komtur. »Und heute? Heute sehen wir uns ganz anderen Problemen gegenüber.«

»Wie ist es denn heute, Gervasius?«

»Willst du es wirklich wissen?«

»Deshalb frage ich!«

Gervasius strich sich über die Augen, dann über das weiße Haar. Er seufzte. Seine knöchigen Hände, auf denen die Haut wie fleckiges Pergament lag, hielten noch immer das Buch umklammert. Leise sagte er: »Güter wurden beschlagnahmt,

verschenkt oder verkauft. Weltliche Herrscher und Klöster übernahmen unseren Besitz. Mit dem Templerbesitz belohnten die Fürsten ihre treuen Edelleute, die Eide auf ihre Wappen geschworen hatten. Als der Prozess gegen unseren Orden sich in die Länge zog, brach auch ein Streit darüber aus, ob das Vermögen wirklich zugunsten des Heiligen Landes verwendet werden sollte. Vieles davon verschwand daraufhin in den Schatzkammern der lokalen Herrscher.«

»Hier auch? In Frankreich und in England legte man eine maßlose Gier an den Tag. Die Einkünfte, die der König von England beispielsweise aus beschlagnahmtem Besitz in den Jahren 1308 bis etwa 1311 bezog, machten vier Prozent der gesamten Krondomäne aus! Damit wurde sogar der Prozess gegen unsere armen Tempelbrüder finanziert!«

»Eine Schande!«, sagte Gervasius, aber es klang nicht empört, es klang nur müde. »Der Papst, der uns verriet, gab unsere Güter den Hospitalitern. Und sie besitzen sie noch heute, wie man an dieser Komturei sieht. Die Hospitaliter hatten während der Prozesse gegen uns geschwiegen, um nicht allzu gierig zu erscheinen. Sie profitierten erheblich von unserer Zerschlagung. Das alles war von vorneherein geplant.«

»Wir verschmolzen mit den Hospitalitern«, sagte Henri. »Einige von uns erhielten eine neue Heimat.«

»Aber wenige. Die meisten sind alt, wie ich. Viele von den jungen tauchten unter.«

»Im Nachhinein«, sagte Henri, »kommt es mir seltsam vor, dass die Hospitaliter uns so umfassend beerbten. Denn auch sie waren ein geistlicher Ritterorden, der der Krone gefährlich werden konnte. Lange Zeit stand ihre Zukunft auf der Kippe, auch sie hätten verboten werden können. Philipps engster Berater Enguerrand de Marigny setzte sich schließlich durch. Im Jahr 1312, ich glaube, es war im Mai, übertrug der König

mit der Bulle *Ad providam* unsere Besitztümer den Hospitalitern.«

»Du erinnerst dich genau, Henri de Roslin.«

»Die Bitterkeit darüber ist noch immer in meinem Herzen, Komtur!«

»Hier in Lodi, wie überhaupt in den italienischen Landen, mussten wir damals den gesamten Besitz schriftlich auflisten und dann den Johannitern übergeben. Aber es ging friedlich zu. Ich war sogar noch 1308 als Komtur tätig. Und ich weiß, dass in San Savinio im Kirchenstaat des Vatikan der Bruder Vivolo noch 1310 seine Komturei leitete! Und in Brolio bewohnten die Tempelbrüder noch 1312 ihr Haus Santa Maria! Sie wurden dann zwar gewaltsam vertrieben, aber am Leben gelassen. Du siehst also, in Italien, und wohl auch in Spanien, erging es den Templern nicht ganz so schlecht wie in Frankreich.«

»In Frankreich konnten wir uns nicht öffentlich verteidigen«, sagte Henri bitter. »Die Brüder eingekerkert, der Orden verstummt: Andere sprachen und richteten über ihn.«

»So war es – nur wenige hielten zu uns«, sagte Gervasius.

»Als das Verfahren eröffnet war, flohen einige Tempel oder versuchten, in Vergessenheit zu geraten. Das waren noch die Glücklichen. Die meisten saßen bereits in den Kerkern. Ich wurde damals fast wahnsinnig, als ich hörte, dass selbst ihre erbärmliche Verpflegung noch aus konfiszierten Mitteln des Ordens bezahlt wurde. Selbst die Folterwerkzeuge, mit denen man die Brüder quälte, wurden von dem Geld bezahlt, das den Häschern aus unserem Besitz in die Hände fiel.«

Gervasius schloss die Augen. Dann erzählte er: »In Lodi wurden die Tempel für unschuldig erklärt. So konnte auch ich hier bleiben. Wir mussten vor dem Bischof erscheinen und uns vor sieben Zeugen von den Vorwürfen freisprechen. Wir taten das. Die Kirche versöhnte sich mit uns, obwohl es an uns

gewesen wäre, uns mit ihnen zu versöhnen, denn sie hatten uns Unrecht angetan, nicht umgekehrt! Nun, man sah es damals anders.«

»Ihr konntet jedenfalls in der Komturei bleiben, das wäre in Frankreich undenkbar gewesen.«

»Man gestattete es uns, ja. Überall in Italien war es den freigesprochenen Templern möglich, in den Komtureien oder in Klöstern ihrer Wahl zu leben. Allerdings musste der Hospitaliterorden zustimmen.«

»Und tat er das überall?«

»Nein. Denn wenn dieser Orden die Tempelgüter eingezogen hatte, musste er ihnen eine Pension zahlen. So bekomme auch ich ein paar Pfennige, und ich muss nichts für die Verpflegung zahlen. Ich darf auch Holz und Pilze im Wald sammeln und die Baumfrüchte des Hofes genießen. Sie sind barmherzig, die Brüder vom Hospital.«

»Wir haben mit ihnen zusammen einträchtig im Outremer gekämpft«, sagte Henri. »Wir teilten alles mit ihnen. So ist es nur gerecht, wenn sie sich zumindest hier in Italien der armen Templer annehmen.«

»Viel hing tatsächlich vom Verhalten der einzelnen Johanniter ab«, erinnerte sich Gervasius. »Viele von ihnen waren untereinander befreundet.«

»Ich weiß allerdings, dass König Philipp, dieser Verräter, darüber nachdachte, auch die Johanniter aufzulösen und einen ganz neuen Ritterorden zu gründen, dem er selbst vorstehen wollte. In Aragon erstand ein solcher Orden auch, es war der Orden von Montesa. Philipp wollte ihn auf einen neuen Kreuzzug ins Heilige Land führen. Ich habe verhindert, dass es dazu kam. Der König musste vorher sterben.«

»Du hast eine schwere Sünde auf dich geladen, mein Sohn. Und ich kann dir diese nicht vergeben, auch wenn es einen

gemeinen Verräter und Mörder getroffen hat. Nur Gott kann dir diese Tat vergeben!«

»Es ist meine Lebensschuld. Ich muss sie abbüßen, das weiß ich. Aber ich bereue nichts.«

»Gehe jetzt, mein Sohn, ich will ein wenig ruhen. Besuche mich später noch einmal, wenn du magst. Draußen wirst du Ludovico treffen, den du von früher kennst. Er ist noch immer hier – außer mir ist er der Einzige von damals, der noch hier ist. Er ist nicht mehr so ungestüm, aber noch immer munter.«

»Ludovico Capon? Ich freue mich, ihn zu treffen!«

»Er arbeitet in der Küche, dort findest du ihn.«

Henri verabschiedete sich von dem alten Komtur und trat hinaus. Es ging auf Mittag zu, und überall herrschte jetzt geschäftiges Treiben, sodass man ihn nicht weiter beachtete.

In der Küche brannten die Feuer. In dem als Talfeste angelegten Landgut von Lodi begann der Morgen mit dem Gebet in der einfachen, viereckigen Festungskapelle und der Arbeit in den verstreut liegenden, flachen Werkstätten. Henri fand den Templer, der genauso alt war wie er selbst. Er hatte ihn damals in die Stadt begleitet. Ludovico stammte aus Lodi, hatte ein frisches Gesicht, rötliche Haare und einen breiten Mund. Henri erkannte ihn sofort wieder, und auch Ludovico erkannte den ehemaligen Ordensbruder, und die beiden Männer umarmten sich voller Freude.

Der ehemalige Templer, der nun als Konverse in der Küche diente, erbot sich, Henri in der Komturei herumzuführen, damit er sich ein Bild von der neuen Herrschaft machen konnte. Anscheinend hatte sich nicht viel geändert.

Henri war vom Tempelbezirk in Paris her daran gewöhnt gewesen, am Morgen auf einen der beiden Rundtürme zu steigen und dort oben wie ein Muslim zu beten, allerdings stumm und ganz für sich. In der ehemaligen Komturei von Lodi gab es keine Türme, die Mauern waren niedrig.

Henri ließ sich von Ludovico herumführen. Der stellte den Gast seinen neuen Brüdern vom Hospitaliterorden vor.

Der Ordenssitz war kleiner geworden. Jetzt gab es nur noch drei Ritter in Waffen, zwei Kaplane und zehn dienende Brüder, hinzu kamen Brüder, die in der Werkstatt, im Keller, im Stall und auf den Feldern arbeiteten, sowie Dienstleute aller Art. Auch der *Bailli* der Hospitaliter, den man von seiner Stellung her mit einem Großmeister vergleichen konnte, galt als dienender Bruder. Keiner der Johanniter hier war je im Outremer gewesen, aber die Ritter in Waffen hofften, eines Tages doch noch dorthin zu kommen, um die heiligen Stätten von den Sarazenen zurückzuerobern. Henri hörte das mit Missbehagen.

Er unterhielt sich einige Zeit mit einem der Ritter, der als Präzeptor für die Güter der Hospitaliter zuständig war. Von ihm erfuhr er, dass dem Orden in diesen Tagen Schenkungen zugute kamen und dass damit neue Güter erworben wurden. Als er dies hörte, dachte Henri bei sich, dass sich tatsächlich nicht viel verändert hatte.

Dennoch waren Tausende von Templern gestorben. Wofür?

Als der Kellermeister kam, um etwas mit dem Präzeptor zu besprechen, gingen Henri und Ludovico weiter. Allmählich wurde es wärmer, die Wolkendecke riss auf, der Regen hatte schon lange aufgehört. Henri schwitzte in seinem Umhang, er sah, dass auch Ludovico schwitzte, er trug den dickeren Umhang des Ordens mit dem schwarzen Tatzenkreuz.

»Wenn du willst«, sagte Ludovico, »führe ich dich noch einmal in die Stadt – wie damals.«

»Danke. Ich werde von Freunden erwartet. Außerdem hast du ja in der Küche alle Hände voll zu tun.«

»Erinnerst du dich, Henri? Damals ging es um einen Wettbewerb im Armbrustschießen. Ich musste es üben, und ein erfahrener Templer wie du, der sogar im Heiligen Land

gewesen ist, konnte mir wertvolle Ratschläge geben. Wir durften ja auf dem Komtureigelände kämpfen.«

»Ich weiß noch, dass ich mich darüber sehr gewundert habe. In Paris war das nicht möglich gewesen.«

»Vielleicht lag es daran, dass wir keine andere Gelegenheit hatten, uns im Kampf zu üben. Ihr Templer im Orient konntet von Festung zu Festung reiten und hattet unterwegs genügend Zeit zu trainieren. Wir hier konntet nie richtig kämpfen, es war alles immer nur Training, bis auf die Turniere. Leider war es außerhalb der Komturei strikt verboten, zu kämpfen.«

»Das war allerdings keine Ordensregel«, erinnerte sich Henri. »Der Fürst von Lodi hatte es so verfügt, weil es in der Stadt immer wieder zu Gewalttaten gekommen war.«

»Heute ist Lodi friedlich, du wirst sehen.«

»Es ist gut, das zu hören.«

»Wenn du getan hast, wozu du hierher gekommen bist, dann besuche uns wieder. Wir freuen uns immer, wenn wir einen alten Tempelbruder treffen, der die Schrecken und die Verfolgung überlebt hat.«

»Bei Gott, so geht es mir auch«, sagte Henri betrübt. »Man hat nicht viele solcher Begegnungen.«

Ende September 1319. Die Gegenwart des Drachen

Etwas ging hinter den Mauern vor, das allerdings noch nicht sichtbar war. Lodi kam Henri vor wie ein Tier, das auf der Lauer lag. Ein Tier, das die Krallen schärfte. Friedlich schien ihm die Stimmung jedenfalls nicht zu sein. Hatte das vielleicht mit der Angst vor Ungeheuern zu tun?

Henri ritt zu der Herberge, in der die Freunde ihn erwarteten. Die Stadt war nicht groß, besaß aber prächtige Bauten, und durch die Hanglage wirkte sie größer als sie war. Die Menschen in den Gassen bewegten sich auffallend vorsichtig, als sei der Boden, auf dem sie standen, unsicher. Sie blickten sich oft um. Und wenn sie miteinander sprachen, taten sie es leise. Eine Schar Uniformierter ritt durch die Stadt, es waren Büttel der Stadtregierung, die nach dem Rechten sahen. Man erzählte von Drachen und geflügelten Schlangen, zwei Opfer waren bereits zu beklagen.

Henri fiel es nicht schwer, die Freunde zu finden, denn in Lodi gab es nur ein einziges Gasthaus. Als Henri dort ankam, sah er Sean und Uthman im Gastraum sitzen, sie aßen gerade. Der Wirt hatte Schüsseln mit einer Speise aufgetischt, die sich Reis nannte und aus dem fernen Osten kam. Uthman versicherte, diese neue Speise bereits in Syrien probiert zu haben, sie sei *halal*, nach den Speisevorschriften des Koran also rein, und genießbar. Er langte tüchtig zu. Da auch Henri großen Hunger verspürte, setzte er sich zu den Gefährten an den Tisch.

Madeleine war auf ihrem Zimmer geblieben. Sie ruhte sich von den Strapazen der Reise aus. Sean blickte munter.

Er wartete gespannt darauf, von Henri in Lodi herumgeführt zu werden.

»Das können wir später tun, Sean. Vielleicht schließt sich uns mein ehemaliger Tempelbruder Ludovico an. Ich habe ihn bei meinem letzten Besuch hier kennen gelernt und eben wieder gesehen. Vielleicht erinnert ihr euch an ihn aus meiner Erzählung über Francesco della Rocca und Anna di Angero.«

Henri erzählte von seinem Besuch in der ehemaligen Komturei. Und während er erzählte, wurde ihm zum ersten Mal deutlich bewusst, dass er keinen Groll gegen die Johanniter hegte. Sie waren nicht die Schuldigen am Untergang des Templerordens. An die wahren Schuldigen konnte man auch nicht so leicht herankommen, sie bekleideten hohe Ämter.

Henri unterhielt sich mit den Gefährten über den gemeinsamen Freund Joshua ben Shimon. Insgeheim hatte er gehofft, der Jude würde in Lodi auf sie warten. Aber dann hätte er aus London anreisen müssen, wohin er gegangen war, um eine geheime jüdische Gemeinde zu unterstützen. Henri hoffte, dass ihm nichts zugestoßen war. Er hob sein Glas auf Joshua, und die anderen stießen mit ihm an.

Nach und nach füllte sich die Gaststube. Einige Leute aus Lodi aßen hier, Männer, die nicht verheiratet waren, Frauen, die zu alt waren, um selbst noch zu kochen, und auch Paare, die sich einmal etwas Besonderes leisten wollten. Sie alle sprachen dem Reis mit Gemüse in Soße zu, der in großen Schüsseln aufgetischt wurde.

Die Gefährten lauschten den Gesprächen. Das alles beherrschende Thema war der Drache, der zwei junge Männer in den Tod gerissen hatte. Henri überlegte, ob die toten Schafe am See etwas damit zu tun haben konnten. Die Gäste im

Wirtshaus sprachen auch über einen Ritter namens Loredano di Bergamo. Mit der Zeit begriff Henri, welche Rolle er in der Drachengeschichte spielte.

»Die Visconti sind weit!«, tönte plötzlich die Stimme eines untersetzten Herrn an einem Tisch in der Nähe des Eingangs durch die Gaststube. »Was nützt uns ihre Herrschaft, wenn sie weit fort sind und uns nicht beschützen! Wir brauchen einen starken Mann in Lodi!«

»Wir haben einen Statthalter und einen Stadtfürsten! Sie regieren uns gut!«

»Ach was!«, ereiferte sich der Untersetzte. »Sie handeln planlos! Warum haben sie den Drachen nicht längst getötet? Nur Loredano ist dazu in der Lage, glaubt es mir!«

»Aber wenn er den Drachen getötet hat, wird er Ansprüche stellen! Denkt daran, vor nicht allzu langer Zeit haben wir in Lodi nach langen Kämpfen die Herrschaft der Ritter und Adelsgeschlechter beendet. Und jetzt kommt einer von ihnen daher und verlangt Vollmachten für sich! Am Ende wird er uns alle unterwerfen wollen, wie es auch früher gewesen ist.«

»Wieso das? Er will doch nur den Drachen töten! Er ist ein großer Held!«

Die Gefährten blickten sich fragend an. Aus den Gesprächsfetzen, die Henri mitbekommen hatte, ergab sich kein klares Bild der Situation. »Es scheint ein Ritter aufgetaucht zu sein, der den Drachen töten will und als Lohn dafür mehr Macht für sich fordert!«, fasste Henri das Verstandene zusammen.

»Das kennt man«, entgegnete Uthman. »So haben sich schon viele Adlige die Herrschaft angeeignet. Sie retten eine Stadt vor einem Ungetüm und verlangen dafür die Grundherrschaft.«

»Gibt es denn solche Drachen überhaupt?«, fragte Sean. »Ich dachte immer, man erzählt davon nur in Legenden, abends nach Sonnenuntergang am Lagerfeuer.«

»Wir nennen diese Untiere *Tennin*«, erklärte Uthman. »Im Koran werden sie allerdings nicht erwähnt, auch nicht Drachen oder Seeschlangen.«

»Heißt das, es gibt sie, oder es gibt sie nicht?«, hakte Sean nach.

»Ich habe noch keinen Drachen gesehen«, wiegelte Uthman ab. »Aber in meiner Heimat habe ich oft darüber reden hören – abends nach Sonnenuntergang am Lagerfeuer. Manche Menschen glauben, dass der *Tennin* ein schwarzer Wind ist, der auf dem Grund der Gewässer entsteht, sich dann durch die Luft hebt und sich an Wolken hängt, wie der Wirbelwind, der sich vom Boden hebt und dabei den Staub und vertrocknete Pflanzenteile mit sich nimmt. Dieser Wind, so sagen sie, gewinnt an Breite, wenn er sich in die Luft erhebt. Wer diese Wolke gesehen hat, von Sturm und Dunkelheit begleitet, spricht vom Drachen oder von einer schwarzen Schlange, die aus dem Meer kommt.«

»Du sprichst vom Wetter, mein Freund«, sagte Henri. »Dunkle Wolken sind Wetterphänomene, sie töten keine Hirten.«

»Oh doch! Denke nur an die Schiffe, die sanken, nachdem solche dunklen Wolken aufgezogen waren!«

»Die Leute hier reden aber über ein Reptil, ein Ungeheuer, das lebt. Jedenfalls verstehe ich es so.«

»Auch unser *Tennin* kann ein Reptil sein«, beharrte Uthman. »Manche glauben nämlich, es haust in den Tiefen des Meeres. Wenn es stärker wird, schickt Allah Wolken und Engel, die es aus der Tiefe herauslocken. In Form einer schwarzen Schlange, hell und glitzernd, deren Schwanz die stärksten Gebäude, Bäume und sogar Berge niederreißen kann und deren Atem allein die stärksten Bäume entwurzelt. Zuerst lebten die *Tennin* in den Ebenen und Gebirgen, von dort wurden sie vertrieben, von Fluten und Regen überrascht, die sie ins Meer

schwemmten. Ihr Körper, der sich von den Kriechtieren im Meer ernährt, ist riesengroß, und sie leben sehr, sehr lange.«

»Ihr Muslime seid eben Märchenerzähler«, scherzte Henri. »Das seid ihr schon immer gewesen. Man hört euch gerne zu, genauso, wie ihr selbst euch gerne reden hört.«

»Und ihr Christen? Glaubt ihr etwa nicht an Drachen? Und schmückt ihr eure Erzählungen nicht mit allen möglichen Phantastereien aus?«

»Doch, das tun wir«, gestand Henri. »Aber wir sollten nicht darüber streiten, wer die schönsten Drachen hat. Dazu ist das Thema zu ernst. Denn die Leute hier sind sehr aufgebracht, sie fürchten sich.«

»Ich will, dass Loredano di Bergamo unser neuer Stadtfürst wird!«, rief in diesem Moment ein Gast durch den Schankraum. »Denn wer den Drachen vernichtet, der wird auch alle anderen Gefahren von uns abwenden!«

»Er hat Recht!«, sagte ein anderer. »Ritter Loredano soll unser neuer Herrscher werden, denn er ist der beste Drachentöter weit und breit!«

»Ich sehe Unheil über uns kommen«, sagte eine Frau düster. »So oder so!«

»Dein Name war nur eine Äußerlichkeit, Francesco della Rocca«, sagte Anna, »er war nicht dein Arm, nicht dein Gesicht, nicht deine Hand. Noch sonst ein Teil, der zu einem Mann gehört. Deshalb wagte ich es, dich zu lieben. Obwohl meine Familie dich töten wollte. Ich wusste, du würdest doch derselbe bleiben, trügest du auch einen anderen Namen! Was wir Rose oder Flieder nennen, das duftet doch genauso süß, wenn wir es anders nennen würden! Nimm mich mit dem Namen meiner Familie ganz, Francesco! Und lass uns einander

immer lieben! Denn was wir damals gewagt haben, darf nicht umsonst gewesen sein!«

Francesco della Rocca und seine junge Frau Anna saßen im Garten ihrer Stadtvilla. Vater Paolo hatte sie ihnen zum Hochzeitstag geschenkt, und in den inzwischen vergangenen fünfzehn Jahren hatte Anna ein wahres Paradies daraus gemacht.

Die noch immer jungen Eheleute schlossen sich in die Arme und drückten ihre Münder in einem langen, innigen Kuss aufeinander. Sie spürten ihre Wärme an diesem kühlen Morgen, der schon den Herbst ankündigte. So war es oft in Lodi. Es konnte kalt sein, dann wieder wechselte das Wetter über Nacht, und am nächsten Morgen überspülte die Hitze alles.

»Wir trennen uns nie mehr, Anna. Du bist jetzt zweiunddreißig Jahre alt, ich bin zwei Jahre älter. Wir sind längst erwachsen geworden, aber noch immer liebe ich dich wie ein junger Schwärmer. Meine Gefühle sind noch so stürmisch wie am ersten Tag. Zum Glück leben unsere Familien nicht mehr in Fehde und wir sind überall gern gesehen. Wir haben in Lodi ein wunderbares Zuhause gefunden – ist es nicht so?«

»Es ist so. Und auch unser Kind, das unter meinem Herzen wächst, wird hier seine Heimat haben. Mich zieht es nirgendwo sonst hin.«

»Wenn man uns zusammen sieht, denkt niemand mehr an den leidigen Zwist, das ist schön. Dennoch gibt es Menschen in der Stadt, die uns nicht wohlgesonnen sind. Feindliche Familien, denen die della Roccas zu einflussreich werden.«

»Blick du mich nur immer so liebevoll an, Francesco, dann bin ich gegen den Hass dieser Familien gefeit!«

»Liebste Anna, deine Worte und Gefühle sind so erhaben wie eh und je. Dass du mich liebst, hast du mir immer geradeheraus gesagt. Auch ich liebe dich!«

»Ich habe immer befürchtet, du könntest glauben, ich sei allzu leicht von dir erobert worden. Dann nahm ich mir vor, stirnrunzelnd nein zu sagen, mich zu zieren, wie es andere Mädchen taten, damit du mich umwirbst. In Wahrheit, schöner della Rocca, war ich viel zu verliebt, unsterblich verliebt, und du solltest nicht denken, ich sei leicht zu haben.«

»Das dachte ich doch gar nicht! Zu keiner Zeit!«

»Wirklich nicht?«

»Nein, ich hielt dein Nachgeben nicht für leichtsinnig. Und auch ich wollte mich dir ganz und gar hingeben, ohne Zier. Wir beschlossen doch, uns zu lieben, wie noch kein Paar vor uns geliebt hat. Und wir wollten nicht fragen, ob sich das ziemt.«

»Wir reden noch immer so wie früher als Kinder!«, rief Anna aus. Sie lachten, erhoben sich und schlenderten durch ihren Park, in dem die Vögel zwitscherten. »Wir werden wohl nie ganz erwachsen werden!«

»Es ist doch schön, wenn man sich diese erhabenen Gefühle erhält! Die meisten Menschen verlieren ihre großen Empfindungen mit der Zeit, weil sie glauben, ab einem gewissen Alter und in einer gewissen Stellung ziemt es sich nicht, derartige Gefühle zu hegen. Dadurch wird die Welt leider immer ärmer.«

»Das stimmt. Aber unser Leben ist so schön! Auch wenn ich seit einiger Zeit eine unbestimmte Angst mit mir herumtrage, die mir einredet, dass irgendetwas ganz Schreckliches passieren wird. Ich versuche einfach, sie zu vergessen.«

»Ich weiß, woran du denkst, es wird uns nichts geschehen. Wir beschützen uns gegenseitig. Unsere Liebe ist in den Augen unserer Familien nicht mehr verächtlich, daraus schöpfen wir

Kraft. Damals war nur in unseren Worten Platz dafür, dort konnte unsere Liebe bestehen. Also redeten wir weiter und immer weiter. Doch schau, heute sind wir hier zusammen an diesem wunderschönen Ort, um unser Leben zu leben.«

»Und dennoch. Etwas ist in mir und zittert. Halt mich fest, Francesco!«

»Komm her zu mir!«

»Mein Held...«

»Meines Herzens einzige Liebe...«

»Meine Liebe ist endlos wie die See. Und tief! Je mehr ich dir davon gestehe, desto mehr hab ich, denn grenzenlos sind beide.«

»Anna, ich hörte, der Tempelritter aus Frankreich ist wieder in der Stadt!«

»Henri de Roslin?«

»Genau. Henri. Ich weiß nicht, ob er wegen uns kommt oder ob ihn Geschäfte nach Lodi geführt haben, doch ich hoffe, er wird uns einen Besuch abstatten.«

»Wenn er uns nicht besucht, dann besuchen wir ihn!«

»Vielleicht können wir ihm etwas von dem zurückgeben, was er uns damals durch seine Hilfe in unserer Notlage gegeben hat!«

»Was könnte das sein?«

»Nun ja, Henri war Templer, du erinnerst dich? Sein Orden ist inzwischen verboten und aufgelöst. Er könnte in Gefahr geraten, wenn gewisse Leute in Lodi, denen er geschadet hat, davon erfahren, dass er sich hier aufhält. Der Arm der Kirche, die den Orden zerschlug, reicht überallhin.«

»Wir beschützen ihn!«, sagte Anna leidenschaftlich. Sie strich sich mit einer reizenden Geste die schwarzen Locken aus der Stirn. »Wir stellen ihn unter unseren Schutz, und niemand soll es wagen, ihm zu nahe zu treten.«

»Ich werde sehen, ob er diesen Schutz wirklich braucht. Wenn ja, stehen wir ihm mit allem bei, was wir aufbieten können! Denn ihm verdanke ich, dass ich noch am Leben bin.«

»Das gilt für mich genauso!«

»Wenn es wieder Ärger geben sollte, folgst du mir dann trotzdem?«

»Ich lege dir doch alles zu Füßen, was ich habe! Du bist mein Herr, dir folge ich durch die ganze Welt! Was auch immer geschehen mag!«

»Und jetzt trennen wir uns. Ich werde in die Stadt gehen und den Templer suchen. Auch ich bin plötzlich sehr unruhig. Vielleicht wird etwas Schlimmes geschehen.«

Anna legte ihre Hände auf den Bauch. »Ich spüre, wie sich unser Kind bewegt. In was für eine Welt wird es hineingeboren werden? Wird es eine friedliche Welt sein?«

»Ich werde sie für dich befrieden!«

»Francesco, mein geliebter Mann!«

»Küsse mich, Anna!«

»Ich will dich küssen. Aber ich muss Acht geben, dass ich dich nicht erdrücke vor lauter Zärtlichkeit.«

Die beiden Liebenden umarmten sich zärtlich. Einen langen, ewig scheinenden Kuss hielten sie sich eng umschlungen, dann trennten sie sich. Francesco stand auf, um in die Stadt zu reiten. Anna lief ins Haus. Der Garten in all seiner Pracht blieb leer zurück.

Wo immer Henri in Lodi hinkam, überall sprachen die Leute von der Bedrohung durch den Drachen, selbst die Priester in der Kirche griffen dieses Thema auf. Am Michaelistag, der die letzte Phase des Kirchenjahres einleitete, wurde aus der Johannesoffenbarung der Bericht über den Kampf Michaels und seiner Engel mit dem Drachen vorgelesen. Waren die

Menschen in Lodi deshalb so unruhig? Spürten sie das Unheimliche, das anscheinend im See auf sie lauerte?

»Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz!«, sagte der Priester.

In der Kirche stöhnten einige Gläubige auf. Das Gemurmel ihrer Gebete wurde lauter. Henri dachte: Beschütze uns gegen die Mächte des Bösen, Herr, in welcher Gestalt sie auch immer auftreten. Wir verehren deine Engel Michael, Gabriel und Rafael, und in ihnen verehren wir auch dich. Bewahre uns und die gesamte Gemeinde vor jeder Art von Unheil.

Als Henri die Kirche wieder verließ und in die Sonne blinzelte, spürte er die drückende Stimmung über der Stadt nicht mehr. Vielleicht war sie immer noch da, aber er nahm sie nicht mehr wahr.

Henri überlegte, ob er zur Villa della Rocca reiten sollte. Er konnte seine Neugierde kaum noch zügeln. Er wollte Francesco und Anna endlich wieder sehen. Henri erinnerte sich, wie er die Brautleute damals in höchster Gefahr nach Mailand begleitet hatte, um sie dort von einem mutigen Priester trauen zu lassen. Immer wieder kamen hier in Lodi Erinnerungen an die damaligen Ereignisse in ihm hoch.

Francesco und Anna waren mit ihm aus dem feindseligen Lodi geradezu geflohen. Und in Mailand war Henri dann von Kirche zu Kirche geeilt, um einen Geistlichen zu finden, der sich bereit erklärte, eine Nottrauung zu vollziehen. Dann endlich, als er schon fast aufgegeben hatte, fand sich doch noch eine Lösung. Im Triumphzug war es zur Chiaravalle gegangen, wo Priester Paolo die Trauung hatte vollziehen wollen. Umringt von den berittenen Templern in ihrem stolzen, weißen Habit, waren Henri und seine beiden Schützlinge ungefährdet durch die Stadt gezogen. Ihnen war eine große Menge von Neugierigen gefolgt, die gehaut hatten, dass hier etwas Verbotenes geschah.

Es hatte sich in der ganzen Stadt schnell herumgesprochen, dass im Palazzo eine Revolte gegen die Visconti ausgebrochen war. Der vorausgeeilte Sakristan von San Giovanni Battista hatte alles Notwendige vorbereiten lassen. So hatten auch vor der Franziskanerkirche schon Zahlreiche gestanden, einige davon bewaffnet.

Anna und Francesco hatten damals keine Zeit gehabt, Hochzeitsgewänder überzustreifen. Bevor sie vor den Altar traten, wo Priester Paolo sie erwartete, hielt der Sakristan eine kurze Ansprache, die aber nicht bis in die hintersten Reihen der Zuhörer zu verstehen war.

Henri erinnerte sich genau. Der Sakristan sagte damals:

»In Mailand ist es üblich, dass eine Hochzeitsfeier einen ganzen Tag dauert. Heute haben wir dafür nur einen Abend. Aber es ist eben eine besondere Hochzeit. Das größte Geschenk hat unser Brautpaar heute schon empfangen – nämlich den Beistand von Freunden und Bürgern der Stadt. Kein Geschenk könnte größer sein.«

Beifall und Jubel waren aufgebrandet, Henri hörte es noch jetzt. Anna und Francesco hatten sich an den Händen gehalten. Henri hatte hinter ihnen gestanden und seine Hände auf ihre Schultern gelegt. Dankbar hatte er zu seinen Tempelbrüdern hinübergesehen, die in breiter Reihe mit dem Gesicht zur Menge gestanden und darüber gewacht hatten, dass kein ungebetener Besucher die Feier störte.

Dann hatte der Sakristan das junge Paar in die Kirche geführt. Henri war ihnen gefolgt. Die anderen waren vor der Kirche geblieben.

Der Priester hatte Henri gebeten, in der Mitte zwischen Anna und Francesco niederzuknien. Anschließend hatte der Priester die Worte gesprochen, die den Bund fürs Leben besiegelten. Er hatte hinzugefügt, dass dieser Bund nicht vom Bösen heimgesucht werden möge, das ein Eheglück zerstören könne,

sei es in Gestalt von Dämonen, Seeschlangen oder Drachen, von Hexen oder gewöhnlichen Sterblichen.

»Die Ungeheuer, gleich welcher Art, sollen ihnen fernbleiben!«, hatte der Geistliche gesagt.

Anstelle eines Ringes hatte Henri die Hände von Anna und Francesco übereinander gelegt und seine Hände darüber gehalten. Diese Geste war ein ewiger Treueschwur für alle drei von ihnen gewesen. Henri verstand sich danach als ihr Beschützer, an den sich das junge Paar immer wenden konnte. Für Anna und Francesco war es das Symbol ihrer Liebe, die niemals enden würde.

An alles das erinnerte sich Henri, während er durch die Straßen von Lodi ritt. Und als würden seine Gedanken lebendig werden und in der Wirklichkeit Gestalt annehmen, sah er plötzlich Francesco della Rocca auf einem Pferd ihm entgegenkommen. Der junge Adlige hatte Henri bereits erkannt. Die beiden Männer ritten aufeinander zu. Erst langsam und zögernd, dann immer schneller. Schließlich umkreisten sie sich und versuchten, sich die Hand zu reichen. Diesen Versuch gaben sie allerdings rasch auf. Stattdessen sprangen sie aus dem Sattel und umarmten sich.

»Lass dich ansehen, Francesco!«

»Lass dich ansehen, mein Retter, Henri de Roslin!«

»Du bist älter geworden, deine Stimme klingt um einiges tiefer als damals, mein Freund!«

»Auch du bist älter geworden, Henri. Aber die Zeit konnte dir augenscheinlich nichts anhaben. Du wirkst auf mich noch immer wie ein strahlender Held!«

»Es liegen schlimme Zeiten hinter mir! Ich hoffe, dasselbe trifft nicht auf dich und deine Anna zu!«

»Nein, wir sind glücklich. Seitdem wir geheiratet haben, ist unser Glück vollkommen. Und jetzt bekommt Anna ein Kind. Wir werden die glücklichste Familie sein, die es gibt.«

»Noch vor einigen Minuten dachte ich an das, was der Priester bei eurer Trauung sagte. Er sprach von Dämonen und Drachen, von Ungeheuern, die euch fernbleiben sollen bis zum Lebensende – es waren recht seltsame Worte gewesen.«

»Sie sind uns ferngeblieben.«

»Bisher. Es soll ein schreckliches Ungeheuer in Lodi aufgetaucht sein. Haltet euch fern davon!«

»Ich weiß. Anna erzählte mir davon. Sie konnte sich ebenfalls an die Worte des Priesters erinnern. Sie deutete an, dass sie glaube, es wäre uns vielleicht bestimmt, mit diesen Dingen zu tun zu bekommen. Als gäbe es eine Gefahr für unser Kind. Das machte mir Angst!«

»Nein, nein, sie muss keine Angst haben! Der Drache, wenn es ihn denn gibt, weiß nichts von Anna di Angero, da bin ich mir sicher.«

»Wirklich? Können wir uns aber darauf verlassen?«

»Ich hörte, ein Ritter will den Drachen töten. Wir können ihm nur Erfolg wünschen.«

»Nicht wahr? Es ist Loredano di Bergamo. Er soll ein großer Drachentöter sein. Gebe Gott, dass er es auch wirklich ist und uns von der Bedrohung durch das Untier befreit!«

»Ich werde ihn aufsuchen und mir ein Bild von dem Mann machen.«

»Du – bist kein Templer mehr, nicht wahr?«

»Mein Orden existiert nicht mehr.«

»Nein, ich meine – in deinem Herzen!«

»Ich war Templer und werde es immer sein.«

»Bist du auf der Flucht?«

»Immerwährend. Aber ich lebe damit.«

»Wo bist du untergekommen?«

»In einem Gasthof. Ich reise mit drei Gefährten.«

»Ihr müsst zu uns kommen! Ich bestehe darauf! In unserer Stadtvilla seid ihr alle sicher. Es ist unwürdig für euch, in einem einfachen Gasthof zu logieren.«

»Ich stelle keine Ansprüche«, sagte Henri. »Ich habe gelernt, ein einfaches Leben zu führen.«

»Dennoch! Ich bitte euch! Seid unsere Gäste, solange ihr wollt. Weißt du nicht mehr, Henri, dass wir ebenso für dich verantwortlich sind wie du für uns? Wir haben es uns geschworen. Unser Dreierbund gilt ewig!«

»Ich weiß es! Und ich danke dir!«

»Dann wollen wir nicht länger warten. Hol dein Gepäck und deine Gefährten. Ich reite inzwischen nach Hause und verkünde Anna eure Ankunft. Sie wird sich riesig freuen!«

»Gut, wie du willst, Francesco! Bei Gott, du bist wirklich erwachsen geworden. Denn damals, verzeih, hast du nur dich selbst wahrgenommen, nur dein eigenes Leid. Den Rest der Welt hast du nicht wirklich registriert.«

»Ich weiß! Ich war wie alle jungen Menschen. Aber erinnere dich auch daran, dass ich auf dem Rückzug aus Mailand mit dem Schwert an deiner Seite kämpfte!«

»Es war dein erster Kampf als Mann! Und ich war so stolz auf dich!«

»Mein Stolz war größer! In meinen Augen warst du ein Gott, Henri!«

»Sprich nicht so. Wir trennen uns jetzt. Am Abend sind wir bei euch!«

»Ich freue mich so sehr, dass du in Lodi bist, Henri!«

Im Gasthof warteten die Gefährten. Und als Henri die Tür aufstieß, begriff er sofort, dass einer mehr auf ihn wartete, als er erwartet hatte. Dem kleinen hageren Mann saß eine Brille leicht schief auf dem feinen, beinahe verträumten Gesicht mit

den großen Augen, die jetzt ein wenig müde wirkten. Joshua ben Shimon war zurückgekehrt!

Henri konnte es nicht fassen. Joshua war soeben erst angekommen, noch staubbedeckt hatte er begonnen, von seinen Abenteuern zu erzählen.

»Joshua! Wie ist es dir in England ergangen?«

»Ich habe es nicht bereut, bei meinen Leuten in London gewesen zu sein, Henri!«, sagte Joshua nach einer nachdenklichen Weile. »Aber die Lage der Juden dort ist ebenso schwierig wie in Frankreich. Vielleicht sogar noch schlimmer. In London ist die Synagoge, an der ich mich aufhielt, die einzige, die im Untergrund noch existieren kann. Alle anderen sind zerstört! Und auch diese ist vor den Häschern des Königs nicht sicher.«

»War es gefährlich für dich?«

»Nun, es gab ein paar Situationen, die ich nicht noch einmal erleben möchte!«, bekannte Joshua. »Aber ich habe auch viel Gutes erfahren. Sie halten fest zusammen, die Juden von London.«

»Wir sind wieder vereint!«, sagte Henri. »Ich freue mich sehr!«

Die anderen stimmten ein. Joshua ließ sich von allen auf die Schultern klopfen, und es staubte kräftig. »Ich will mich umziehen und waschen«, sagte er.

Henri berichtete von Francesco della Rocca. Die Aussicht auf einen Umzug in einen hochherrschaftlichen Palast stimmte alle froh.

Henri war Joshua behilflich. Als sie allein im Zimmer waren, berichtete er von den Juden in Speyer, von Theophil und von der allgemeinen Lage. Dann wechselte er seinen Tonfall: »Du machst einen munteren Eindruck – so, als ob du Trauer zu verbergen hättest. Bedrückt dich irgendetwas?«

»Die Juden von London leben zwar im Untergrund, aber dort doch verhältnismäßig sicher. Die Regierenden wissen von der Gemeinde und von ihrer Synagoge, da bin ich mir sicher, aber sie lassen sie gewähren.«

»Wo befindet sich diese Synagoge?«, fragte Henri, der London genau kannte, denn er hatte dort einen Teil seiner Ausbildung zum Finanzverwalter des Templerordens absolviert.

»Von der Judengasse zweigt eine kleine Gasse ab zum ehemaligen Synagogenbereich, den du kennst. Hinter der Außenmauer des ehemaligen Ghettos, in dem es jetzt keine Juden mehr gibt, liegt unterirdisch die Synagoge. Eigentlich ist es der Bereich der Mikwe, unseres Bads, die Glaubensbrüder haben es ausgebaut, und dort leben sie heute.«

»Es müssen beengte Verhältnisse sein!«

»Das sind sie. Aber man ist beieinander und kann sich gegenseitig beistehen, das ist für sie das Wichtigste. Das Bad hat alle Zerstörungswellen in London überstanden. Es gibt dort sogar noch fließendes Wasser, wie es der Ritus erfordert. Es kommt aus einer nicht versiegenden, unterirdischen Quelle – ein kleines Wunder.«

»Ich erinnere mich, in London eine solche Mikwe gesehen zu haben. Der Badeschacht war sehr tief angelegt, sodass das Becken unter dem Grundwasserspiegel lag und auch bei Trockenheit noch genug Wasser zur Verfügung stand. Die Sohle des Schachtes befand sich etwa siebzig Fuß unter der Oberfläche!«

»Sie leben dennoch nicht in ewiger Dunkelheit, wenn du das meinst. Sie haben raffinierte, gut getarnte Öffnungen geschaffen, damit Tageslicht einfallen kann. Man kann dort leben, denn der Raum rund um das Bad ist erweitert worden und bietet eine gewisse Bequemlichkeit.«

»Gibt es Kinder?«

»Gewiss! Einige. Es leben rund zwanzig Familien unter der Erde von London.«

»Gebe Gott, dass sie dieses Gefängnis bald wieder verlassen können!«, sagte Henri.

»Das gebe Gott!«, schloss sich Joshua an. »Aber du weißt ja, für uns Juden ist die ganze Welt ein Gefängnis! Sicher sind wir nirgends.«

»Auch das muss nicht so bleiben, Joshua! Die Verhältnisse ändern sich. Keine Welle, die sich am Ufer bricht, ist dieselbe.«

Joshua seufzte. »Ja, manchmal ist die Veränderung die einzige Hoffnung der Menschen.«

Ende September 1319. Die schöne Anna

Alle erwarteten die Gäste. Als Henri sich mit seinen Gefährten näherte, standen unter dem schmiedeeisernen Tor der Villa nicht nur Francesco und Anna, sondern auch die Bediensteten der jungen Familie. Die Eltern der beiden Eheleute, Paolo della Rocca und Umberto di Angero, sowie deren Frauen waren inzwischen alle verstorben. Und die Geschwister von Anna und Francesco lebten nicht mehr in Lodi, es hatte sie in alle Winde zerstreut.

Anna wirkte blass, das fiel Henri sofort auf. Sie trat an sein Pferd heran und gab ihm die Hand. Henri erschrak, denn Annas Hand wirkte kalt und schlaff. Die schöne Frau schien wirklich tief bedrückt zu sein. Konnte er es ihr überhaupt zumuten, sich in ihrem Haus einzuquartieren?

Doch als hätte Anna seine Gedanken gelesen, hob sie den Blick, und über ihr Gesicht legte sich eine leichte Röte. »Willkommen, Henri!«, sagte sie mit fester Stimme. »Es ist schön, dich nach so vielen Jahren endlich einmal wieder zu sehen, fühle dich wohl in unserem Haus! Und auch allen deinen Freunden soll es hier an nichts mangeln!«

Henri bedankte sich für die herzlichen Worte und stieg von seinem Pferd. Seine Freunde taten es ihm nach. Zusammen mit Anna, Francesco und den Bediensteten gingen sie durch den Park auf den flachen, blumengeschmückten Stadtpalast zu. Über dem Portal wehten die Fahnen der beiden Familien, die sich hier versöhnt und vereinigt hatten.

Henri und seinen Gefährten wurden wunderschöne Räume in dem prachtvollen Gebäude zugewiesen. Später am Abend trafen sich alle zum Speisen im Festsaal wieder. Henri saß dem jungen Ehepaar gegenüber, neben ihm saßen Uthman und Madeleine, Joshua an seiner anderen Seite, daneben Sean.

Man sah allen an, dass sie endlich erfahren wollten, wie es den anderen inzwischen ergangen war. Henri blickte Anna an, und zu seiner Erleichterung sah er nur einen leisen müden Zug in ihrem Gesicht, das noch immer so schön war wie vor fünfzehn Jahren, vielleicht sogar noch anziehender, denn ihren Zügen hatte sich eine Spur von Wärme und Milde beigemischt, die nur Lebenserfahrung hinterlassen kann.

Während des Essens kam das Gespräch nur mühsam in Gang. Anna erzählte von ihren damaligen Hoffnungen und davon, dass sie jetzt ein Kind austrug. Ihr Sprössling sollte in einer friedlichen Welt aufwachsen, doch war das möglich? Zeigte nicht die Anwesenheit des unheimlichen Drachen, dass Lodi niemals befriedet sein würde? Das Kind würde in einer gefährlichen Welt aufwachsen, in der Kämpfe, Gewalt und Bedrohung an der Tagesordnung waren. Anna fürchtete deshalb, dass bald eine Zeit zurückkehrte, in der sich verfeindete Familien bis aufs Blut bekämpfen würden.

»Aber ihr habt euch auch versöhnt«, warf Henri ein. »Andere werden es euch nachmachen, ihr seid Vorbilder.«

»Es sind neue Krieger herangewachsen«, sagte Francesco della Rocca. »Sie wissen nicht, wie es früher hier war, niemand denkt mehr daran, alle rennen nur ihrem eigenen Glück hinterher. Für die jungen Leute gibt es keine Vorbilder mehr. Heute ist wieder jeder so weit, sich seinen Vorteil mit der Waffe in der Hand zu verschaffen.«

»Ob Gott uns den Drachen als Zeichen geschickt hat?«, fragte Anna. »Was meinst du, Henri?«

Henri hatte auch schon darüber nachgedacht, wollte Anna aber nicht beunruhigen. »Ich denke nicht. Solche Untiere tauchen auf, um dann aber meist auch wieder so schnell, wie sie gekommen sind, zu verschwinden. Euer Drache wird bald nur noch eine Legende sein.«

»Du glaubst also, es handelt sich um ein Tier, nicht um einen Dämon?«

»Das will ich glauben – bis zum Beweis des Gegenteils.«

Francesco sagte: »Ich verstehe Annas Sorge. Wir in Lodi tun so, als könnten wir mit unseren täglichen Geschäften alles bannen, was uns ängstigt. Tod, Krankheit, Katastrophen. Aber das ist nur oberflächlich. Wir sind auf einen leibhaftigen Drachen nicht vorbereitet. Wir können damit nicht umgehen. Wir suchen uns stattdessen einen Helden und beauftragen ihn, das Ungeheuer zu töten. Und danach? Danach gehen wir zum Tagesgeschäft über!«

»Was sollten wir sonst tun?«, fragte Anna. »Diese Wesen sind schrecklich. Wir können damit nicht leben. Wir können nicht in einer Welt leben, in der solche grässlichen Ungeheuer in unserer Nähe leben. Sie zerstören unseren Glauben an Gottes gute Natur.«

»Aber nein, so schlimm ist es nicht, Liebste!« Francesco legte seiner Frau beruhigend die Hand auf den Arm. »Die Gefahr wird vorübergehen.«

»Wenn du nur Recht hast! Ich habe Sorge um unser Kind!«

Annas schönes Gesicht wirkte angespannt. Man sah ihr an, dass sie Angst hatte. Henri beschloss, sich um dieses Gerede zu kümmern. Aber wenn es kein Gerede war? Ein Drache bedroht Lodi, dachte Henri. Wir haben die toten Schafe am Ufer gesehen. Was können wir dagegen tun? Vielleicht ist es doch kein Tier, sondern eine furchtbare Ausgeburt der Hölle! Und wie können wir dann auch nur eine einzige Stunde beruhigt sein? Ich werde diesen Ritter Loredano aufsuchen,

beschloss Henri. Vielleicht können wir gemeinsam gegen das Untier vorgehen.

»Und wie erging es dir, Henri?« Francesco wollte offenbar das Thema wechseln. Gleichzeitig aber, das wusste Henri, interessierten ihn die Geschicke der Tempelritter. Daher begann Henri zu erzählen. Und alle hörten ergriffen zu. Besonders die Einzelheiten über den Verrat an den Templern berührten sie. Damals, als Henri in Lodi gewesen war, hätte niemand diesen Verlauf voraussehen können.

»Wir waren zu leichtgläubig«, sagte Henri. »Wir glaubten an nichts anderes als an unsere Aufgabe und unsere Stärke.«

»Der Orden war allen ein strahlendes Vorbild!«, sagte Sean.

Henri lächelte. »Nicht einmal, als Akkon, unsere letzte lateinische Stadt im Outremer, fiel, machten wir uns ernsthaft Sorgen um den Templerorden. Als Jakob von Molay im gleichen Jahr zum Großmeister gewählt wurde, hegten wir alle die Hoffnung, dass sich der Tempel erholen und ewigen Bestand haben würde. Die Aufgaben im Heiligen Land waren schließlich immens.«

»Lag damals, als du in Lodi warst, noch kein Schatten über dem Templerorden?«, fragte Francesco.

Henri blickte den Fragenden offen an. »Zumindest sah ich keinen. Und Jakob de Molay sah ihn ebenso wenig.

Zwar war ich damals auf einer Pilgerreise nach Rom, wo ich für meine Brüder beten wollte, aber unmittelbar bedroht fühlten wir uns nicht. Der direkte Angriff erfolgte erst Jahre später – ohne jede Vorwarnung. In einer einzigen Nacht des Jahres 1307 wurden in Frankreich fünfzehntausend Tempelbrüder verhaftet und eingekerkert.«

»Ihr Templer hättet schon vorher einige Zeichen der Zeit erkennen können«, mischte sich Uthman jetzt ein.

»Welche denn?«, fragte Henri milde.

»Ihr habt im Jahr 1300 zusammen mit den Johannitern Angriffe auf die ägyptische und die syrische Küste geführt, namentlich auf Tortosa. Damals habt ihr die kleine Insel Ruad vor Tortosa besetzt und befestigt, nicht wahr? Ich weiß, dass euer Ordensmarschall Bartholomäus eine Garnison befahl, die aus einhundertzwanzig Rittern, fünfhundert Bogenschützen und vierhundert dienenden Brüdern bestand. Doch sie hatten keine Schiffe, und ihr gerietet in Not. Gab euch das nicht zu denken? War das nicht ein deutliches Zeichen?«

»Tortosa besiegelte tatsächlich unseren Untergang im Heiligen Land, und wir mussten nach Zypern fliehen. Aber wir konnten auch große Siege feiern.«

»Einzelgefechte! In Tortosa kam eure wahre Kampfstärke an den Tag. Ihr wart abgenutzt durch jahrzehntelange Kriege im Heiligen Land, dezimiert, demoralisiert und geschwächt, ihr hattet euren Siegeswillen längst verloren. Und – das Wichtigste – ihr wart ohne Rückhalt im abendländischen Hinterland!«

»So war es nicht, Uthman! Wir hatten viele Opfer zu beklagen, das ist wahr! Aber wir waren nach wie vor hoch angesehen!«

»Der Sultan, ein Freund meines Vaters, ließ damals sechzehn Schiffe bewaffnen. Ihr Templer besaß keine Galeeren, nur ein paar kleine Boote. Unsere Sarazenen landeten an zwei Orten auf der Insel, ein Teil eurer Kämpfer hielt sie auf und drängte sie zurück. Doch dann schlugen die Sarazenen zu. Sie überwandern die syrischen Bogenschützen und sandten den Templern Botschaften, sie sollten sich mit ihnen aussöhnen. Unsere sarazenischen Krieger boten sich an, den Templern Geleitschutz zu gewähren. Die Templer vertrauten unserer Hinterlist, ergaben sich auf Rat eures Bruders Hugo von Enpure und verließen ihre Stellung. Wir ließen alle syrischen *Serjenz*, die dienenden Brüder, enthaupten, weil sie verbissen

und gut gekämpft hatten. Und die Templer wurden in die Irre geführt und in der Wüste aufgerieben. Da wart ihr bereits am Ende. Und ihr habt es nicht gemerkt!«

»Es war die letzte militärische Aktion«, sagte Henri leise. »Und sie endete in einer Katastrophe, das ist wahr. Aber verantwortlich dafür waren nicht die Brüder, sondern waren ihre Anführer. In erster Linie Jakob de Molay.«

»Nun, also«, erwiderte Uthman. »Und du hast keinen Schatten über dem Tempel gesehen?«

»Unser Großmeister versuchte, von Zypern aus eine neue Armee aufzubauen, ja, einen neuen Kreuzzug zu organisieren. Er stellte die Leitung der Truppe unter den Befehl von Roger de Lauria.«

»Es war Wahnsinn! Der Krieg im Heiligen Land war bereits endgültig verloren!«, sagte Uthman.

»Wir kämpften weiter!«

»Die Hospitaliter verhielten sich hingegen wesentlich geschickter!«, setzte Uthman nach, der offenbar in Streitraune war. »Sie besaßen Zypern, und sie eroberten sechs Jahre später die Insel Rhodos, und damit überstanden sie ihre eigene Krise, die nach dem Abzug aus dem Heiligen Land entstanden war. Aber ihr Templer? Ihr habt keine Ziele in Angriff genommen, die erreichbar waren, ihr habt keine Etappensiege errungen, die euch neuen Mut gemacht hätten. Stattdessen phantasierten eure Führer wie Molay von neuen Kreuzzügen!«

»Das kann man im Nachhinein so sehen, aber damals hatten die Hospitaliter einfach mehr Glück als wir.«

»Ihr Sieg in Rhodos zeigte allen, dass Gott dem edlen Meister des Hospitals und den wackeren Männern seines Hauses die Gnade erwiesen hatte. Das war ein Zeichen, das ihr auch gebraucht hättet, Henri! Bei Allah, ich bin Sarazene, und ich war dankbar für jede Niederlage, die die Templer in meiner Heimat erlitten. Aber ich bin auch Korangelehrter geworden.

Und ich weiß inzwischen, ihr hättet im Heiligen Land siegen können! Ihr Templer allein! Und das wussten auch wir Sarazenen. Aber ihr habt das Heft des Handelns aus der Hand gegeben und den Hospitalitern den Ruhm überlassen. Sie blieben ein freier, stolzer Orden! Und ihr? Ich muss es nicht weiter ausführen, mein Freund.«

»Vielleicht sollten wir diese Dinge nicht eingehender erörtern«, schlug Madeleine vor, die bisher geschwiegen hatte. »Unsere Gastgeber möchten vielleicht auch über andere Themen sprechen.«

»Verzeiht!«, sagte Henri. »Du hast natürlich Recht, Madeleine. Ich ließ mich hinreißen.«

»Das gilt wohl auch für mich!«, entgegnete Uthman schuldbewusst.

»Oh nein, ich finde es hochinteressant zu hören, was ihr zu erzählen habt!«, sagte Francesco della Rocca. »Ich weiß sehr wenig von diesen Dingen. Als ich jung war, kümmerte ich mich nur um meinen Weltschmerz, danach hörte man vom Tempel nichts mehr, er war verboten. Und jetzt gibt es wieder andere Probleme. Aber das, was mit dem Templerorden geschehen ist, ist unfassbar! Ein Skandal!«

»Ich bin froh, dass es diesen Orden nicht mehr gibt«, sagte Anna plötzlich. »Ich muss an mein Kind denken. Kämpfende Ritterorden sind mir ein Gräuel. Ich bin froh, dass es in der alten Komturei nur noch zahnlose Alte gibt, die damit zufrieden sind, im Garten arbeiten zu können.«

»Ich kann dich verstehen, Anna«, sagte Henri. »Aber es erfüllt mich dennoch mit Bitterkeit. Wenn wir nicht einmal mehr bei einfühlsamen Menschen wie dir Anteilnahme an unserem Schicksal finden können – bei Gott, dann sind wir tot!«

»Na und?«, fragte Anna, plötzlich mit harter Stimme. »Auch meine Eltern sind tot, viele sind gestorben, wir sterben alle –

egal, ob durch Drachen, durch einen Blitzschlag, durch böse Menschen oder weil unser Herz stehen bleibt. Was kümmert es mich, ob ein paar Ritter, die nichts anderes gelernt haben, als zu kämpfen und zu töten, überlebt haben oder nicht!«

Anna sprach die letzten Worte sehr laut. Ihr Gesicht hatte sich heftig gerötet. Sie schwieg mit feuchten Lippen und atmete schwer. In der Runde herrschte bedrückende Stille. Jeder fragte sich, wie Annas Ausfall zu erklären war. Er musste mit ihrer Angst zu tun haben.

»Verzeih meiner Frau«, bat Francesco. »Sie ist erregt.«

Anna schwieg. Sie schien über ihre eigene Reaktion erschrocken zu sein.

»Ich verstehe vieles«, sagte Henri. »Und die Alltagsorgen sind etwas anderes als strategische Pläne in der Politik, das ist mir bewusst. Ich bin deshalb nicht betrübt über Annas Reaktion. Aber sie bewegt mich dennoch sehr. Weil ich im gleichen Moment die vielen bleichen Gesichter der Brüder vor mir sehe, die im Kerker gelitten haben. Ich besuchte sie. Sie flehten mich an, ihnen die Tortur zu ersparen. Ich versprach, sie zu retten, zumindest wollte ich alles dafür tun. Aber ich konnte ihnen nicht helfen. Ich habe mir nur selbst geholfen. Diese Wunde wird niemals heilen.«

»Wir sollten dieses Gespräch jetzt wirklich beenden«, schlug Uthman vor. »An einem solchen Abend sollte man eigentlich unbeschwert und heiter sein.«

»Lasst die Musiker herein!«, befahl Francesco. Und während die Musikanten kurz darauf durch die sich öffnenden Flügeltüren eintraten, stand Henri auf und ging nach draußen auf die Terrasse.

Der Abend war frisch, die Luft klar. Über sich sah Henri den weiten Himmel mit seinen goldenen Sternen. Bei Gott, alles war doch an seinem Platz. Was war los in der Welt? Lag es an den Menschen? Sie vertrugen sich nicht.

Henri spürte, wie hinter ihm noch jemand heraustrat. Es war Anna. Henri wandte sich leicht zu ihr um.

»Bist du mir sehr böse, Henri?«, fragte Anna. »Ich wollte dich nicht kränken oder beleidigen, ich weiß selbst nicht, was mit mir los war.«

»Ich weiß es schon, Anna. Und es ist gut. Ich kann darüber hinwegsehen.«

»Aber du verzeihst mir meine Worte nicht?«

»Du bist nicht meine Feindin! Menschen wie du sind nicht schuld an meiner Situation und der meiner Freunde. Ich kann das unterscheiden. Aber es schmerzt dennoch, aus deinem Mund Worte zu hören, die auch Verräter hätten sagen können.«

»Es tut mir Leid!«

»Aber du hast ganz Recht. Euer Kind ist wichtig. Nicht die Vergangenheit im Heiligen Land. Wir haben dort alles verspielt. Und es ist nicht schade darum, dass der Krieg vorbei ist. Wir hätten ihn viel früher beenden müssen.«

»Komm wieder herein, Henri! Lass uns einfach den Abend genießen! Wir haben uns jahrelang nicht gesehen! Und ich möchte gern, dass wir uns an unsere gemeinsamen Erlebnisse erinnern! Wir sollten an die Tage denken, in denen wir uns zusammen gegen eine Welt von Feinden gestellt haben!«

»Aber das ist es ja, woran ich die ganze Zeit denke. Und ich brauche viel Zeit und auch Verständnis dafür.«

»Ich verstehe«, sagte Anna, während sie und Henri sich wieder zu den anderen Freunden in den Festsaal gesellten. »Ich habe dich doch tief verletzt. Ich habe nicht verstanden, in welcher Situation du dich befindest. Erzähl uns von den Tagen, als du richtig glücklich warst. War es im Heiligen Land? Oder in der Heimat? Wo hast du die glücklichste Zeit deines Lebens verbracht, Henri?«

Henri erzählte. Und wieder hörten alle zu. Während die Musik leise weiterspielte, berichtete Henri von seinen letzten glücklichen Tagen im Outremer. Und die Zuhörer begriffen, dass dies nicht nur die persönliche Leidensgeschichte von Henri de Roslin war, sondern auch ein Stück bedeutender Weltgeschichte, über das in späteren Jahrhunderten noch viel gesprochen werden würde. Denn konnte es sein, dass es eine solche Ungerechtigkeit gab, ohne dass sie gesühnt wurde?

»Warum hat Gott nicht eingegriffen?«, fragte Anna plötzlich. »Es hätte ihm doch das Herz stillstehen müssen angesichts all diesen Unrechts.«

»Vielleicht hat er irgendwo eingegriffen, und wir haben es nicht bemerkt«, sagte Henri nachdenklich. »Unser Getöse ist oft so laut, dass wir die Stimme des Herrn nicht mehr vernehmen.«

»Diese Auffassung zeugt von deinem tiefen Glauben, Henri«, sagte Joshua. »Aber du weißt, dass es in diesem Fall nicht der Wahrheit entspricht. Gott hat zu alldem geschwiegen. Er hat nicht zu erkennen gegeben, dass er auf eurer Seite steht. Gibt dir das zu denken?«

»Was soll mir das sagen, Joshua? Ich erkenne nicht, welche Absichten Gott hegt. Ich nehme es hin, wie die Dinge sich entwickeln.«

»Gott hat zugesehen, wie ihr in den Abgrund lieft! Hast du dir nie die Frage gestellt, ob er damit nicht eine eindeutige Haltung gegen euch zum Ausdruck gebracht hat?«

»Nein.«

»Du glaubst, Gott hätte alles versucht, um in den Arm von Papst und König zu fallen, um sie an ihrem Vernichtungswerk zu hindern?«

»Ich weiß es nicht. Ich sagte schon, ich erkenne nicht, was Gott will und tut!«

»Du weichst aus, Henri!«

»Bei Gott! Soll ich annehmen, Gott hätte die Gesellschaft von Philipp dem Schönen der meinen vorgezogen, weil der König es schaffte, uns auszurotten? Dass er auf der Seite des Inquisitors Imbert de Paris war, als dieser unsere Knochen brach und unsere Glieder zerquetschte? Soll ich das glauben? Wie kann ich mir anmaßen, Schlüsse darüber zu ziehen, was Gott will?«

»Aus deinen Worten spricht dein Unglück, mein Freund«, sagte Joshua milde.

»Ich verschleierte es nicht«, erwiderte Henri.

»Und ich will noch sagen, dass ich ganz auf deiner Seite bin, Henri. Euch Templern ist Schlimmes geschehen, und die Enttäuschung darüber, dass keiner euch half, muss tief sitzen. Aber versuche auch einmal, euer Tun infrage zu stellen. Gibt es irgendeinen Punkt, der Gott nicht gefallen haben könnte?«

»Es gibt viele, Joshua, es gibt sehr viele. Wir haben getötet. Und nicht immer in Notwehr. Das kann ihm nicht gefallen haben. Denn Gott steht auf der Seite der Friedfertigen, wie auch sein eingeborener Sohn, den er uns Menschen sandte.«

»Wir sollten uns zurückziehen«, schlug Madeleine vor. »Der Abend verlief nicht so erfreulich, wie wir alle es uns wohl gewünscht haben. Verzeiht uns, Anna und Francesco. Es ist einfach zu viel geschehen in den letzten Jahren.«

Ende September 1319. Michaelistage

Wenn Loredano durch sein Fenster sah, konnte er die Kirche von Lodi sehen. Heute, am Ewigkeitssonntag, liefen Ströme von Gläubigen durch die Stadt. Es gab sogar einige Geißler in Lodi, die den Christkönigssonntag auf ihre Art feierten.

Loredano stand entschlossen auf. Mein eigenes *Proprium* sieht anders aus, dachte er, ich brauche keine Menschenmassen. Ich habe meine ganz eigene Macht, die mir vom Höchsten verliehen ist, ich gebiete auch über die bösen Geister, und wenn ich es will, weichen sie vor mir zurück in die Schlünde der Hölle. Aber ich kann sie durchaus auch daraus hervorholen, dachte er.

Loredano ging in seinem Zimmer herum, und er merkte nicht, dass er vor sich hin sprach. Es sprach durch ihn aus seinem Mund, er war ein wirklicher Verkünder. Mein Engel, dachte er, beschützt nicht die Menschen, er beschützt mich. Und so bin ich unangreifbar. Wenn sie dies in der Stadt doch nur endlich erkennen und respektieren würden!

Loredano rief seinen Kammerdiener, er ließ sich etwas zu trinken bringen. Aus einem Silberbecher trank er roten, perlenden Wein. Er wischte sich die Lippen mit dem Handrücken ab und starrte wieder hinaus. Hinter dem Maßwerk seiner Fenster lag sein Garten, dahinter die Mauer seines Anwesens und dahinter im Tal die Stadt, in deren Gassen sich der Menschenstrom bewegte.

Die Menge! Der Mob mit seinen schlichten Bedürfnissen. Doch ich, dachte Loredano, strebe andere Ziele an als die

Gierigen, die Wollüstigen. Ich bin gewissermaßen in der Diaspora wie die Juden, denn um mich herum sind lauter Feinde, die danach trachten, mir zu schaden. Ich wehre mich nur, dachte er. Es ist Notwehr.

Loredano trank seinen Becher leer und ging hinaus. In seinem Garten roch er den Duft des späten Sommers. Heute war es warm und still. Es schien, als hielte die Natur den Atem an. Loredano war empfänglich für solche Eindrücke.

Er ließ sein Pferd aus dem Stall holen, saß ohne Ritterrüstung auf, er trug nur Beinkleidung, Rock und Umhang in seinen blau-roten Farben und ritt hinaus in die Landschaft oberhalb von Lodi. Das Walten der göttlichen Vorsehung war an diesem Morgen zu spüren, deshalb wollte er hinaus, einfach nur weiter, hinein in den Atem Gottes, der ihn umwehte. Die Stimme sagte ihm, dass er ein Auserwählter sei. Dass er an diesen Tagen, an denen die Bauern Erntedank feierten, seine eigene Ernte einholen würde. Nein, er schmückte sich nicht wie die anderen mit Getreidegarben und Weintrauben, seine Ernte war von anderer, von spiritueller Art. Er nahm den Kampf auf gegen das Böse in jeder Gestalt.

Loredano fluchte ohne ersichtlichen Grund in sich hinein, gab seinem Pferd die Hacken und ritt in die Berge. Von oben herab übersah er alles, das Tal, die Stadt, die Hügel ringsherum. Hier fühlte er sich dem Himmel näher. Er hob den Kopf, blickte hinein in die Wohnstatt des Allmächtigen und bat: Herr, steh mir bei! Denn das Schwerste liegt noch vor mir! Bitte hilf mir, Sorge dafür, dass der Drache nicht zu mächtig ist und mich überwältigt! Ich muss ihn besiegen, damit sie mich anerkennen und ich zu Land und Einfluss komme. Ich brauche Macht, damit sie mir zuhören und meine wahre Größe erkennen können. Denn der Mensch, dachte er, ist gerecht ohne die Werke des Gesetzes, allein durch seinen Glauben und durch seine Auszeichnung durch Gott.

Loredano saß ab. Er stand einfach nur da und spürte den Wind, der von weit her kam. Er empfand auch wieder seine qualvolle Einsamkeit. Aber wie hätte er daran etwas ändern können! Er war allein unter dem Himmel, Auge in Auge mit dem Höchsten, wie hätte er da nicht einsam sein können! Und die Schöpfung war wie ein gewaltiger Atemzug! Ein Einatmen und Ausatmen, dass man erschauerte! Wer das vernahm und spürte, der musste einsam sein.

Das Leben hat seinen Ursprung im Osten, dachte der Ritter, dort, wo die Sonne am Morgen aufgeht, dort, wo das himmlische Jerusalem liegt. In dieser unserer aller Heimat werde ich eines Tages sein, dachte er. Dann, wenn dieser Kampf hier gewonnen ist.

Dann ziehe ich mit Fanfaren und Jubelgesängen als neuer Messias ein in die Stadt mit den goldenen Gassen. Als Drachentöter, der Drachen ebenso schaffen und auslöschen kann, weil er selbst ein Schöpfer ist. An der Seite mit dem Allmächtigen.

All diese Gedanken strengten Loredano an. Nach einer Woge aufschäumender Gefühle wurde er nun immer kraftloser. Ein Schmerz machte sich in seinem Kopf breit, als sei dies der Preis für seine hochfliegenden Gedanken.

Loredano setzte sich in das duftende Gras. Die Schöpfung ist groß, dachte er, aber auch ganz einfach. Manchmal reicht es schon, dass das Gras duftet. Aber das genügt mir nur für einen kurzen Moment. Die Freude daran kann nicht den ganzen Lebenssinn ausmachen.

Loredano atmete tief durch. Dann stand er wieder auf, reckte die Glieder und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Sein Schrei prallte an den gegenüberliegenden Berghängen ab und wurde von dort zurückgeworfen. So war der Schrei des Ritters um ihn wie eine Rüstung, und er zog dieses

Kampfgewand an und schlang es um sich. Ja, dachte er, ich bin bereit.

»Ich werde den Ritter aufsuchen«, sagte Henri. »Wir müssen uns abstimmen. Ich will wissen, was er vorhat. Und ich werde ihm meine Hilfe anbieten.«

»Ich werde dich begleiten«, sagte Uthman. »Wir werden uns gemeinsam einen Plan ausdenken, um die Gefahr zu bannen.«

»Gut, reiten wir gleich. Ich will wissen, ob es diesen Drachen wirklich gibt.«

Die Gefährten hatten in ihren herrlichen Gemächern hervorragend geschlafen. Annas und Francescos Diener sorgten für alles. Henri gefielen die ungewohnten Annehmlichkeiten des Alltags, aber er wollte sich davon nicht beirren lassen. Madeleine, Joshua und Sean hingegen genossen die Bequemlichkeiten vollauf, Sean begann wieder auf der Laute zu spielen, und zum ersten Mal seit langer Zeit sang er auch wieder.

Anna saß lange im Garten. Ihr Gesicht war blass, und sie wirkte in sich gekehrt. Francesco war stets um sie und sorgte sich um ihre Gesundheit. Henri schien die Schönheit der jungen Frau so zerbrechlich zu sein wie dünnes Glas – ein Gefäß, das randvoll mit Trauer und Angst gefüllt war. Er hätte gern öfter mit Anna gesprochen, um sie zu beruhigen. Aber das geziemte sich nicht in Gegenwart ihres Gatten. So betrachtete er die junge Frau aus der Ferne und sinnierte darüber, was geschehen musste, um einen Menschen derart zu verändern.

Henri und Uthman ritten zum Anwesen von Ritter Loredano. Uthman war guter Dinge und plauderte über Erlebnisse in Syrien. Er erzählte von seinem Vater Umar, der ihm viel beigebracht hatte, sogar die Liebe zu den Schriften und zu Betätigungen abseits der Schlachtfelder. Henri war alles,

worüber Uthman sprach, im Geist lebendig, er hatte einst einen Eid geleistet, aus dem ungestümen Krieger Uthman, dem Dolch und Schwert recht locker am Gürtel saßen, einen Studenten der alten Texte zu machen.

Als die beiden Loredanos Anwesen erreichten, wurden sie von einem schwarz gekleideten Wächter am Tor abgewiesen. Der Ritter sei ausgeritten, erklärte er. Wann er zurückkomme, könne er nicht sagen. Der Herr komme und gehe, wann er wolle, war das Einzige, was Henri und Uthman aus ihm herausbrachten.

»Was machen wir nun?«, fragte Uthman.

Henri überlegte einen Moment. »Suchen wir den Statthalter auf. Ich kenne ihn von früher. Beraten wir uns mit ihm.«

Uthman war einverstanden, und so lenkten die beiden Freunde ihre Pferde zum Regierungspalast.

»Wie verhielt sich der Statthalter damals, als es um die Feindschaft der beiden Familien ging?«, fragte Uthman. »Wenn ich mich recht erinnere, sprachst du, als du uns von den damaligen Vorfällen hier in Lodi berichtetest, nicht nur positiv von ihm.«

Henri blinzelte. »Das stimmt! Erst habe ich ihm vertraut, aber er verhielt sich, wie Mächtige es leider fast immer tun, listig und taktierend. Am Ende war er aber auf unserer Seite und half, den Stadtfürsten Orlando abzusetzen, der damals ein übles Spiel mit uns und mit der Stadt getrieben hat.«

»Hat er dich nicht einmal hintergangen?«, bohrte Uthman weiter.

»Er machte mir den Vorschlag, mich freiwillig in eine Art Geiselhafte zu begeben. Er wollte nicht, dass ich etwas in der Angelegenheit um Anna und Francesco unternahm. Und damit er sicher sein konnte, dass ich nicht ungeduldig wurde, bat er darum, dass ich mich seiner Gewalt unterstellte und zu seiner Verfügung hielt.«

»Und wie genau stellte er sich das vor?«

»Im Keller unserer Stadtburg befanden sich mehrere Zellen. Ich sollte mich freiwillig dort einweisen. Er wollte es in der ganzen Stadt bekannt machen. Er wollte in der Öffentlichkeit kundtun, dass ich mich freiwillig als Geisel zur Verfügung gestellt hatte, um darauf zu drängen, dass der wahre Mörder schnellstens gefasst wird.«

»Er glaubte, das mache in der Stadt Eindruck?«

»Ja. Er sagte, er kenne die Leute von Lodi. Es würde ihnen imponieren.«

»Und du folgtest diesem Ansinnen?«

»Natürlich nicht. Was sollte dieser ganz und gar unsinnige Vorschlag? So eine unfassbare Geschichte, so eine in seiner Blödsinnigkeit grandiose Finte, hätte sich nicht einmal ein nur mäßig talentierter Troubadour ausdenken können. Mir war plötzlich klar geworden, dass er mich übertölpeln wollte. Ich sollte ihm einfach nicht in die Quere kommen. Als ich mich weigerte, freiwillig in den Kerker zu gehen, ließ er mich von seinen Wachen festnehmen und dorthin bringen. Als ich in der Zelle saß, kamen die Büttel und verlasen im Namen des Statthalters Galeazzo eine Anklage. Sie erklärten mich für schuldig am Tod von Umberto di Angero.«

»Ein übles Spiel! Und diesen Halunken willst du jetzt aufsuchen und um Rat fragen? Warum?«

»Er ist der wahre Machthaber von Lodi. Nicht der Erzbischof von Mailand, nicht der Stadtfürst von Lodi, nicht seine Räte. Er, Galeazzo, ist es. An ihm kommen wir nicht vorbei.«

»Aber er weiß doch, dass du früher Templer warst! Du begibst dich erneut in Gefahr!«

»Galeazzo hatte durchaus Sympathien für unseren Orden. Ich wusste, dass sein Vater Templer auf Sizilien gewesen war. Aber natürlich konnte ich ihm nicht trauen. Er hatte mich hereingelegt. Nachdem Anna und Francesco in Mailand

geheiratet hatten, schickte der Erzbischof von Mailand, Giovanni Visconti, einen neuen Statthalter nach Lodi. Er trug seine Ernennungsurkunde gleich im Mantelsack. Und er teilte mit, dass sein Vorgänger abgesetzt sei und in Mailand verbleiben müsse. Damit ersparte man es den Bürgern von Lodi, ihn zu verbannen.«

»Ja, und? Dann gibt es jetzt doch einen anderen Statthalter, und wir reden über Dinge, die längst nicht mehr zutreffen.«

»Nein, leider nicht. Die Dinge in der geplagten Stadt nahmen nur vorläufig ein gutes Ende. Denn die Visconti schickten Galeazzo drei Jahre später wieder auf seinen Posten nach Lodi zurück, er war eben ihr bester Mann. Und ich habe nicht gehört, dass die Stadtbevölkerung dagegen protestiert hätte. Auch der Komtur Gervasius, mit dem ich darüber sprach, sagte nichts dergleichen.«

»Nun, der Statthalter mag ein anderer Mensch geworden sein. Dinge und Menschen ändern sich. Aber seien wir dennoch auf der Hut! Lasse dich auf nichts ein! Du bist jedenfalls kein Templer mehr, sondern ein Privatmann, ohne jede Vollmacht und ohne Sonderrechte! Eine solche Lage kann genauso gefährlich sein, wie einem Drachen gegenüberzustehen.«

»Du verstehst es, dich trefflich auszudrücken, mein Uthman!«, lachte Henri. »Aber du hast natürlich Recht. Ich werde achtsam sein.«

Sie waren inzwischen am Regierungspalast angelangt. Sie ließen ihre Pferde versorgen und verlangten, vorgelassen zu werden. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, und Statthalter Galeazzo persönlich kam ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegen.

»Henri de Roslin! So verzeiht Ihr mir mein damaliges Vorgehen? Ich hatte nur die Stadtinteressen im Blick! Es war ein Fehler, das muss ich sagen!«

Henri stellte Uthman vor. »Das liegt lange zurück, und die Dinge ließen sich ja schließlich zu aller Zufriedenheit regeln. Heute komme ich zum Glück in einer Angelegenheit, die mich weniger persönlich betrifft.«

»Ah! Kommt herein! Wir ziehen uns in mein Audienzzimmer zurück, zu dem niemand Zutritt hat! So tretet doch ein!«

Galeazzo hatte sich in einem Punkt nicht verändert. Er war noch immer leutselig und gestikulierte beim Sprechen munter mit den Armen. Seine Gesichtszüge waren feiner und durchsichtiger geworden, sein Haar dünner und weißer. Henri erkannte aber den alten Machtpolitiker unter der äußeren Hülle wieder, an der die Zeit ihre Spuren hinterlassen hatte.

Als sie es sich bequem gemacht hatten, kam Henri ohne Umschweife auf sein Anliegen zu sprechen. Er wollte vermeiden, über die Vergangenheit nachzudenken, er wollte Galeazzo keine weitere Gelegenheit geben, für sein damaliges Verhalten Vergebung zu fordern.

»Ich hörte von den Geschehnissen am Lago Gerundo«, sagte Henri. »Wenn es dort wirklich einen Drachen gibt, hat Lodi ein großes Problem. Ich hörte von einem Ritter, der ein Drachentöter sein und das Untier bekämpfen soll. Als ich ihn aufsuchen wollte, traf ich ihn nicht an. Ich möchte mir ein Bild machen und mit ihm zusammen gegen die Bedrohung vorgehen.«

»Das ist sehr lobenswert!«, sagte Galeazzo mit einem offenen Lächeln auf den Lippen. »Wir haben tatsächlich beraten, ob wir Ritter Loredano den Auftrag erteilen sollen, gegen den Drachen anzutreten. Meiner Ansicht nach ist das immerhin eine Möglichkeit für Lodi, die Gefahr zu bannen. Aber sie bringt natürlich auch Nachteile mit sich.«

»Welche?«, wollte Henri wissen.

»Nun, ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll«, sagte Galeazzo. »Der Ritter will nicht uneigennützig tätig werden. Er

verlangt sehr viel dafür. Land, Grundrechte, ganze Dörfer und Leibeigene.«

»Christliche Tugenden scheinen seinem Handeln also nicht zugrunde zu liegen?«, warf Uthman ein.

»Ich will sie ihm nicht absprechen«, sagte der Statthalter. »Aber ich weiß von Ritter Loredano, dass er schon seit langem nach Land und Einfluss giert. Er hat schon vor zwei Jahren den Antrag im Stadtmagistrat gestellt, das Land rund um den See gegen Waffendienste als Lehen nehmen zu dürfen. Wir lehnten dies ab, denn das Land gehört dem Bischof von Mailand und ist nicht veräußerlich. Daher frage ich mich nun: Warum taucht der Drache gerade jetzt auf und verschafft dem Ritter Gelegenheit, seine Forderungen nach Land wirkungsvoll erneuern zu können? Gibt es da einen Zusammenhang? Oder will Loredano tatsächlich nur beweisen, dass er der beste Drachentöter ist – wie er behauptet?«

Uthman pfiß durch die Zähne. »Der Zusammenhang scheint deutlich. Ihr glaubt also, Loredano habe den Drachen herbeigerufen wie einen *Tennin*, um seine Ziele zu verwirklichen?«

»Es könnte sein, nicht wahr? Ich halte das Ganze für Hexerei. Und ich muss mir in den nächsten Tagen darüber klar werden, ob ich Loredano der Zauberei anklage! Über welche geheimen Kräfte verfügt er? In drei Tagen läuft seine Frist ab. Danach müssen wir eindeutig entscheiden, ob er von uns beauftragt wird, den Drachen zu töten, und wir müssen ihm dann auch den Lohn zugestehen, den er fordert. Die Leute hier drängen natürlich auf eine rasche Lösung. Sie würden es nicht verstehen, wenn wir Loredano nicht beauftragen, es sei denn, ich kann ihn in dieser Zeit anklagen.«

»Ein Zauberer? Ein Hexer? Das wären schwerwiegende Anschuldigungen! Habt Ihr genügend Beweise für solche Annahmen?«

»Leider nicht. Es sind Vermutungen, vielleicht nur Ahnungen. Denn, wie gesagt – ist das prompte Zusammentreffen von Ungeheuer und Retter nicht auffällig?«

»Vielleicht deutet Ihr da zu viel hinein«, mutmaßte Henri.
»Ihr wisst ja aus der Vergangenheit, dass man mit Schuldvermutungen sehr zurückhaltend umgehen sollte.«

»Ich weiß, was Ihr meint! Und ich stimme Euch zu. Und dennoch bleibt mein Verdacht bestehen.«

»Ihr habt noch drei Tage?«

»Die hatten wir. Es bleibt nicht mehr viel Zeit!«

»Dann haltet den Drachentöter noch hin. Und bereitet Eure Anklage gegen ihn vor, aber haltet sie vorerst zurück. Ich will mir ein Bild von der Lage machen. Und ich werde den Ritter aufsuchen und mit ihm sprechen. Ich werde herausfinden, was da los ist, das verspreche ich Euch – wenn Ihr mich lasst.«

»Ich bin hochofregut, einen so erfahrenen Mann und Kämpfer an unserer Seite zu wissen!«, rief Galeazzo aus. »Wart Ihr nicht Templer?«

»Ihr wisst es doch!«

»Ihr habt im Heiligen Land demnach gegen viele Ungeheuer gekämpft, nicht wahr?«

»Ich kann mich an keinen Drachen erinnern.«

Galeazzo lachte. Als er wieder ernst wurde, sagte er: »Es gibt noch etwas anderes, das mich wundert. Es hat schon vor zwanzig Jahren einen Drachen im Lago Gerundo gegeben. Aber er wurde damals erschlagen. Es kann also nicht sein, dass derselbe jetzt wieder auftaucht. Der damalige Bischof will den Drachen eigenhändig getötet haben. Er berichtete in allen Einzelheiten davon.«

»Nun«, sagte Uthman, »wenn der See tief genug ist, dann ist der erschlagene Drache auf den Grund abgesunken, und niemand kann ihn danach zu Gesicht bekommen. Vielleicht ist er aber auch gar nicht getötet worden, und der Bischof

schmückte sich nur mit der angeblichen Heldentat. Oder der Drache hat Nachwuchs bekommen.«

»Oder es ist ein ganz anderer Drache«, sagte Henri. »Es sollen doch unzählige dieser Ungeheuer in den Höhlen der Erde und in den Verbindungskanälen zwischen Seen und Flüssen hausen. Unsere Schriften sind voll von solchen Geschichten.«

»Das alles ist sehr gut möglich«, meinte der Statthalter. »Und gebe Gott, dass wir es herausfinden. Denn eines ist klar – dieser Drache stellt eine große Gefahr dar. Er hat bereits getötet. Er ist nicht nur ein Ungeheuer, das der Phantasie entsprungen ist. Allein deshalb fand ich mich bereit, Ritter Loredano damit zu betrauen, den Drachen ausfindig zu machen und zu töten. Denn was ich auch immer gegen den Ritter vorbringen könnte – er ist doch ein Drachentöter. Das hat er nachgewiesen. Und damit ist er in ganz Lodi der einzige Mensch, der uns in dieser schwierigen Situation helfen kann.«

»Jetzt ist allerdings auch Henri de Roslin hier!«, sagte Uthman lakonisch.

»Ja, da habt Ihr Recht! Das ist unsere einzige, wahre Hoffnung!« Der Statthalter stand spontan auf und schüttelte Henri die Hand. »Seid Ihr unser Drachentöter, Henri! Kämpft für uns! Die ganze Stadt wird es Euch danken! Und habt keine Angst, dass man gegen Euch vorgeht, weil Ihr Templer gewesen seid! Ihr steht unter meinem persönlichen Schutz!«

Uthman blickte den Statthalter, dessen Gesicht rot angelaufen war, durchdringend an, dann sah er zu Henri hinüber. Er blieb misstrauisch. Viel zu oft war er schon Drachen in Menschengestalt begegnet.

Loredano traf die Männer, die schon auf ihn warteten, bei Anbruch des Abends. Es waren vier, darunter auch ein Junge.

Loredano brauchte diese finsternen Gesellen, denn sie konnten mit Drachen umgehen. Und sie hatten ihre Fähigkeiten im Umgang mit Waffen schon oft bewiesen.

Loredano spürte, dass in der Stadt nicht alles so ablief, wie er es vorgesehen hatte. Etwas leistete Widerstand, und zwar insgeheim, nicht öffentlich. Offen heraus hatte ihm der Stadtmagistrat zugestanden, sein bestallter Drachentöter zu sein. Aber am Nachmittag hatte der Ritter Besuch von einem Büttel bekommen, der ihn im Namen des Statthalters ausdrücklich anwies, noch nichts zu unternehmen. Und dann war ihm auch noch der Besuch eines Mannes angekündigt worden, der früher angeblich Tempelritter gewesen war.

Was wollte ein solcher Mann bei ihm? Wollte er mit ihm kämpfen? Dann sollte er den Kampf haben!

Loredano gab seine Anweisungen. Dabei behielt er ständig das Ufer und den See im Blick, er wollte keine unangenehmen Überraschungen erleben. Das sagte er auch den Männern. Schon oft war es vorgekommen, dass sich Drachen hinterrücks anschlichen und zupackten, wenn man es am wenigsten erwartete. Die Männer nickten nur stumm und setzten ihre Arbeit fort.

Es sollte ein Wall errichtet werden. Loredano dachte gar nicht daran, den Anweisungen des Stadtmagistrats Folge zu leisten. Wenn es ernst wurde, wollte er bereit sein. Denn der Kampf gegen einen leibhaftigen Drachen erforderte natürlich Vorbereitungen.

Die Männer gruben einen tiefen Graben. Er umschloss den Uferabschnitt, an dem sich der Drache in der Vergangenheit gezeigt hatte. Dann gruben sie spitze Pfähle ein, die zum See hinwiesen. Anschließend spannten sie Drähte, an denen Pergamentstreifen im Wind raschelten. Schließlich holte Loredano einen Kessel mit Weihrauchharz hervor und zündete

es an. Der Rauch zog in Richtung des Wassers. Loredano sprach ein Gebet und beendete es mit einem Kreuzzeichen.

Als alles getan war, ging die Sonne unter. Ihre letzten Strahlen zuckten über die Wasseroberfläche, und dort, wo sie entlangasteten, glaubten die Männer plötzlich eine schreckliche Fratze zu sehen. Lauerte der Drache schon so dicht unter der Oberfläche? Unwillkürlich traten sie hinter ihre Gräben mit den Pfählen zurück. Aber auch das gab ihnen kein wirklich sicheres Gefühl.

»Lasst uns in die Stadt zurückgehen«, brummte einer.

Und der Junge sagte: »Bitte zahl mich sogleich aus, Ritter. Dein Auftrag ist zu gefährlich. Ich will nicht mehr für dich tätig sein.«

Loredano sah ihn verächtlich an, sagte aber nichts. Er verteilte Münzen an jeden.

Dann schickte er sie mit den Worten fort: »Haltet euch zur Verfügung, ich werde euch schon bald wieder brauchen. Vielleicht noch in dieser Nacht.«

Madeleine saß mit Sean und Joshua bei einem Brettspiel zusammen und wartete ungeduldig auf Uthmans Rückkehr. Henri und er waren noch immer in der Stadt. Ihren Besuch bei Ritter Loredano würden sie mittlerweile sicher beendet haben, somit hielten sie sich jetzt womöglich am See auf, um vor Ort das weitere Vorgehen zu besprechen.

Madeleine blickte aus dem kleinen Fenster des Raums im Ostflügel der Villa. Die Dunkelheit senkte sich schnell herab, wie immer in südlichen Breiten.

Madeleine dachte nach. Sie hatte sich in letzter Zeit nicht mehr bewähren können, sie war nur die treue Freundin an Uthmans Seite gewesen. Dabei konnte sie weitaus mehr, als nur die Begleiterin von Helden zu sein. Sie erinnerte sich an

Notre-Dame, wo sie mitgeholfen hatte, die Häscher in die Flucht zu treiben; sie erinnerte sich an Marck, wo sie die Gefährten aus höchster Not gerettet hatte. Das waren Taten gewesen, die man einer Frau gewöhnlich nicht zutraute.

Sie wurde unruhig. Schon seit einiger Zeit verspürte sie das Bedürfnis, zu handeln. Das Abwarten machte müde und träge. Das war es nicht, was sie wollte.

Madeleine stand kurz entschlossen auf und sagte zu Sean und Joshua, sie wolle noch an die frische Luft gehen. Beide nickten ihr zu. Madeleine warf sich ein Tuch über und ging hinaus.

Zuerst wollte sie tatsächlich nur im Park umhergehen und überlegen, was sie gegen die Langeweile tun konnte. Sollte sie durch die Stadt schlendern? Sie konnte in die Kirche gehen, die immer geöffnet war. Aber am Morgen hatte sie schon ausgiebig in der kleinen Kapelle des Anwesens gebetet.

Da kam ihr plötzlich ein wagemutiger Gedanke. Sie wollte zum Lago Gerundo! Vielleicht gelang es ihr, etwas herauszufinden, was die anderen überraschte! Vielleicht zeigte sich der Drache. Oder er hatte Spuren hinterlassen, die auf seine Fährte führten. Wäre es nicht großartig, wenn sie Uthman zeigen konnte, welche ausgezeichnete Fährtenleserin sie war?

Noch während sie das dachte, hatte Madeleine schon die Richtung zum See hin eingeschlagen. Die Stadttore waren geöffnet, Madeleine musste keinen Passierschein vorweisen oder Zoll bezahlen. Die Tore würden erst um Mitternacht geschlossen werden, denn Lodi sah sich inzwischen genötigt, gegenüber Einreisenden großzügig zu sein. Mit diesem Entgegenkommen wollte man Kaufleute von außerhalb in die Stadt locken.

Madeleine ging durch das Tal, das zwischen zwei Hängen hindurchführte. Sie erreichte den Wald, der schon direkt am See lag. Inzwischen war es dunkel, aber der Halbmond

beleuchtete mäßig ihren Weg. Jetzt allerdings schob sich eine dunkle Wolke vor ihn. Madeleine blieb stehen. Sie blickte zum Himmel auf. Die Wolke verfinsterte den Mond, und Madeleine fragte sich, ob sie nicht doch lieber umkehren sollte. In der Dunkelheit konnte sie sich verlaufen oder stolpern und sich verletzen. Als der Mond wieder sichtbar wurde, setzte sie ihren Weg fort.

Dann kam der See in Sicht. Auf seiner Oberfläche spiegelte sich das fahle Mondlicht. Nichts bewegte das Wasser. Nur wenn eine leichte, warme Brise aus den Bergen kam, kräuselte es sich, so als würde es von etwas angeschoben, das sich darin bewegte.

Madeleine schwitzte. Das kam nicht von der Wärme des Abends. Zwar war es sehr mild, aber sie war auch nur leicht bekleidet. Erneut blieb sie stehen.

Da war doch etwas.

Zuerst begriff Madeleine nicht, was sie bemerkt hatte. Etwas zog sich am Seeufer entlang. Lag dort etwas? Madeleine ging näher. Plötzlich nahm sie Menschen wahr. Es waren fünf Männer, die sich an irgendetwas zu schaffen machten. Sie standen eng beieinander. Madeleine blieb wie angewurzelt stehen, sie wollte auf gar keinen Fall entdeckt werden. Wieder überlegte sie, ob sie nicht besser den Rückzug antreten sollte. Was mochten diese Männer im Schilde führen?

Dann kam ihr ein Gedanke, der sie beruhigte. Es konnte der Drachentöter mit seinen Männern sein, die ihre Vorbereitungen trafen. Seltsam daran war allerdings, dass das Vorgehen der Männer wirkte, als hätten sie etwas zu verbergen.

Jetzt setzten sie sich in Bewegung. Sie gingen davon. Nur einer von ihnen blieb am Ufer zurück. Aber nach kurzer Zeit verschwand auch er.

Madeleine blieb lange stehen, wo sie war. Sie beobachtete die Stelle, wo die Männer gestanden hatten, und auch den See. Nichts geschah.

Behutsam, ohne irgendwelche Geräusche zu machen, tat Madeleine ein paar Schritte vorwärts. Alles blieb ruhig. Der Mond verschwand wieder, und Madeleine hielt inne. Sie lauschte. Ein Vogel schrie, dann kratzte etwas am Ufer und schlefte für einen Moment auf einem Felsen entlang. Madeleine bemühte sich, ruhig zu bleiben und die aufkommende Panik zu unterdrücken. Sie war kein ängstlicher Mensch, aber jetzt war ihr doch unheimlich zumute.

Was mochte diese Geräusche verursacht haben?

Als der Mond wieder zum Vorschein kam, fiel sein Licht auch auf die Gräben, die am Ufer ausgehoben worden waren.

Die Männer! Sie hatten Abwehrgräben gezogen und Pfähle in den Boden gerammt! So konnte das Monster davon abgehalten werden, nach Lodi zu kommen.

Aber war es denn überhaupt im See? War es nicht längst an Land und verbarg sich in den dichten Wäldern?

Madeleine hielt das für ziemlich wahrscheinlich. Der Drache würde nicht warten, bis ein Drachentöter käme, um ihn zu vernichten. Wenn sie Recht hatte, wären alle hier am See getroffenen Schutzmaßnahmen sinnlos.

So musste es sein. Und deshalb, dachte Madeleine, kann ich auch endlich das tun, was ich schon lange wieder einmal tun wollte. Sie trat ans Ufer und entkleidete sich. Stück für Stück ließ sie ihre Kleider zu Boden fallen und stand nackt im matten Mondlicht. Sie lauschte noch einen Moment. Nein, es bestand keine Gefahr. Wahrscheinlich gab es diesen Dämon überhaupt nicht! Das würde sie Uthman beweisen können! Und wenn es ihn je gegeben haben sollte, dann war er inzwischen woanders. Er würde sich einen anderen Platz für seine Raubzüge suchen.

Am gegenüberliegenden Ufer. Irgendwo anders.

Madeleine spürte das Wasser an ihren nackten Füßen. Schritt für Schritt ging sie in den See hinein. Die Kühle war angenehm und frisch. Schließlich lösten sich ihre Füße von dem weichen, matschigen Untergrund, und sie begann zu schwimmen. Mit kräftigen Zügen schwamm sie hinaus.

Ich werde es dir beweisen, Uthman, dachte sie, und auch euch anderen. Dieser Drache existiert nur in eurer Phantasie!

Henri ging noch am Abend in eine Kapelle, um der Tage der Schutzengel zu gedenken. Er bat Gott um Beistand für das, was er vorhatte. Ritter Loredano war noch nicht wieder aufgetaucht, also plante Henri für sich allein. Der Statthalter hatte ihm Mut gemacht.

Als Erstes kaufte Henri mehrere feste Netze. Dann erstand er drei Boote, die er mit einem einzigen Ruder antreiben konnte, wenn er sie zusammenband. Als Letztes besorgte er sich mehrere scharf geschliffene Dolche – Waffen, für die Lodis Schmieden berühmt waren. Er verstaute alles in den Booten, die er am Ufer eines Zuflusses zum Lago Gerundo festgemacht hatte. Von hier aus konnte er jederzeit zum See gelangen.

Danach beriet er sich in Francescos Haus mit seinen Gefährten. Alle waren sich einig, dass Henri keine Alleingänge mehr machen sollte. Die Freunde wollten ihm helfen, die Falle für den Drachen aufzubauen. Sie legten sich einen Plan zurecht, in dem jeder von ihnen eine Aufgabe übernahm. Nur Joshua wollte sich nicht beteiligen. Er hielt Drachen für Ausgeburten der Phantasie. Und Hirngespinnste könne man nun mal nicht mit Netzen fangen.

»Wir werden sehen«, meinte Henri, milde lächelnd.

»Wo ist übrigens Madeleine?«, fragte Uthman.

»Sie wollte frische Luft schnappen«, entgegnete Sean schulterzuckend.

»Jetzt? Mitten in der Nacht?« Uthman war beunruhigt.

»Keine Angst«, sagte Sean. »Sie geht wohl in der Stadt spazieren. Ihr war langweilig, weil sie vorhin beim Brettspiel immerzu verloren hat. Es kann ihr nichts geschehen!«

Uthman starrte vor sich hin.

Als Madeleine weit vom Ufer entfernt war, verschwand der Mond wieder. Wegen der erneut einsetzenden, völligen Dunkelheit beschloss die junge Frau, zum Ufer zurückzukehren. Vor dem Drachen oder anderen Gefahren fürchtete sie sich nicht. Das Bad empfand sie als herrlich. Ihr nackter Körper schien dadurch regelrecht belebt zu werden.

Madeleine schwamm jetzt auf dem Rücken. Im durch die Wolken brechenden Mondlicht sah sie, wie das Ufer langsam näher kam. Schon konnte sie die Befestigungen im Ufersand erkennen.

Plötzlich spürte sie etwas an den Füßen. Augenblicklich hielt sie in ihren Schwimmbewegungen inne.

Was war das?

Madeleine versuchte, etwas zu erkennen, aber das war unmöglich. Sie streckte die Beine aus, um den Widerstand zu ertasten. Jetzt war nichts mehr zu spüren.

Sie schwamm weiter.

Aber sie kam nicht weit.

Erneut stieß etwas gegen ihre Füße. Etwas Glitschiges, Weiches. Madeleine spürte, wie ihr Herz stehen blieb. Der Drache! Sie war zu leichtsinnig gewesen! Wie hatte sie es riskieren können, trotz der Gefahr auf den See hinauszuschwimmen!

In Madeleines Kehle formte sich ein Hilfeschrei. Wieder stieß sie gegen etwas, das sich unter ihr bewegte. Sie merkte jetzt ganz deutlich, dass sich unter ihr etwas befand, das nicht

stillstand. Es konnte kein Fisch sein, denn dazu war es zu groß. Madeleine konnte jetzt beinahe darauf entlanggehen. Sie stieß sich davon ab. Sie erwartete, dass im nächsten Moment ein riesiges Maul auftauchen und sie verschlingen würde.

Madeleine stieß ein Stoßgebet aus. Bestrafe mich nicht für meinen Leichtsinn, Herr im Himmel!

Plötzlich zog sich das fremde Wesen unter ihr zurück. Ihre Füße rutschten ins Leere. Madeleine schrie leise auf. Sie geriet für einen Moment, völlig überrascht, mit dem Kopf unter Wasser. Wieder ergriff sie Panik. Würde sie jetzt auf den Grund sinken? Hinuntergezogen werden? Für immer verschwinden?

Sie strampelte mit den Beinen, um sich von dem zu lösen, was da unter ihr war. Sie glaubte, mit den Zehen gegen etwas zu stoßen, das hart und lang war wie ein Seil. War das die Falle des Drachentöters? Und wenn sie sich jetzt darin verfangt?

Madeleine verfluchte abermals ihren Übermut. Warum nur musste sie sich dauernd beweisen und Uthman imponieren wollen! Jetzt erhielt sie die gerechte Strafe dafür.

Sie drehte sich wieder auf den Rücken. In ihrem Kopf machte sich eine große Leere breit. Sie wollte nicht dagegen ankämpfen, sollte geschehen, was vorgesehen war. Sie ergab sich ihrem Schicksal.

Nach einer Weile merkte sie, dass sie von den leichten Wellen ans Ufer getrieben wurde. Sie drehte den Kopf. Tatsächlich, ohne dass sie Schwimmbewegungen machte, kam das Ufer näher, und der See versank draußen in der Dunkelheit.

Madeleine blickte über die Wasseroberfläche. Sie dehnte sich bis zum Horizont aus. Ein riesiger See, der sich in der Ferne verlor. Das Wasser kräuselte sich nur leicht.

Allerdings glaubte sie jetzt, etwas Ungewöhnliches zu erkennen. Etwas, das über die Wasserlinie ragte. War das ein

Kopf? Funkelten da nicht zwei Augen? Madeleine hatte sich noch nie in ihrem Leben so hilflos gefühlt. Sie schloss die Augen. Im nächsten Moment spürte sie, wie unter ihrem Körper das Wasser nachgab. Sie sackte ab. Und lag auf dem Grund des Sees.

Hier war das Wasser schon so flach, dass es sie nicht mehr trug. Madeleine spürte, wie ihr Herz hämmerte. Nach einem Moment der Betäubung rappelte sie sich auf, sprang aus dem Wasser und rannte los.

Sie schlüpfte rasch in ihre Kleider. Als sie noch einmal auf den See hinausblicken wollte, verschwand der Mond erneut hinter einer Wolke, und Dunkelheit legte sich über alles.

ZWEITER TEIL

Ende September 1319. Der Kadaver von Pontenossa

Die Flügeltüren schwangen auf, die Marmortreppen lagen hinter ihnen, vor ihnen lag der prächtige, über und über glänzende Saal. Und auch draußen glänzte es, wo die untergehende Sonne ein goldenes, rotes und blaues Gemälde über den grünen Teppich des Blattwerks der Bäume gemalt hatte. Drinnen bot sich den Gästen im Stadthaus der della Roccas ein nicht minder beeindruckendes Schauspiel.

Henri de Roslin in seinem weißen, gegürteten Kaufmannsrock hatte Madeleines Arm genommen. Die junge Frau trug ein luftiges Kleid mit violetter Seidenschal, und in ihrem Haar steckte eine Orchidee, die Uthman am Morgen im Garten für sie gepflückt hatte. Sie sah glücklich aus. Rechts vom Eingang zum Stadthaus stand hinter einem schmiedeeisernen Gitter eine Gruppe Lakaien. Sie beobachteten alles und waren sofort zur Stelle, wenn sie gebraucht wurden.

Diener trugen silberne Tablettts umher, auf denen sich Früchte, gesüßte Teigtaschen, gewürzte Weine in kleinen Pokalen und Schälchen mit duftenden Essenzen befanden. Festliche Musik von Violas und Gamben war überall zu hören, Musikanten hatten sich unauffällig in allen Nischen des Saales verteilt. Und ständig gingen Menschen staunenden Blicks durch die prächtigen Räume, es war ein unablässiges Hin und Her.

Die della Roccas hatten eingeladen, und alle waren gekommen. Unter Annas Aufsicht hatten vier Köche ein sechsgängiges Menü zubereitet, das an Raffinesse nichts zu wünschen übrig ließ. Die Villa war voller Menschen, die ihre Anspannung kaum verbergen konnten. Sie wollten erfahren, was am Lago Gerundo wirklich geschah, und auch, was die mächtigen Familien dagegen zu unternehmen gedachten. Darüber hinaus waren hier ja auch die merkwürdigen Fremden zu Gast, die seit kurzem in Lodi weilten. Über sie kursierten bereits einige Gerüchte in der Stadt.

Hoch angesehene Bürger aus den Handelsfamilien saßen zu Tisch. Auch der ehrwürdige Medicus Dottore Egni war anwesend. Er unterhielt sich angeregt mit Joshua über das grausige Londoner Wetter, bei dem sich ein sonnenverwöhnter Italiener sicher binnen Stunden den Tod geholt hätte – davon zumindest war Dottore Egni überzeugt. Joshua wusste darüber leider nicht allzu viel zu berichten, da er den größten Teil seines Aufenthaltes in der englischen Hauptstadt ja unter Tage verbracht hatte, in den Katakomben der dortigen Synagoge.

Ganz Lodi war durch die grausamen Taten des schrecklichen Ungeheuers in helle Aufregung versetzt worden, und entsprechend nervös gestaltete sich die Stimmung im Festsaal des Stadthauses. Auch Uthman und Madeleine hatten sich noch nicht beruhigt. Der Sarazene hatte das Abenteuer der jungen Frau aus der Nacht zuvor noch nicht verdaut – im Gegensatz zu Madeleine, die im Rückblick stolz darauf war. Uthman hatte ihr wegen ihres Leichtsinns heftige Vorwürfe gemacht. Aber es war ja nichts passiert. Uthman hatte sie gebeten, niemandem von ihrem Ausflug zu erzählen. Es hätte sonst die hysterische Stimmung nur noch weiter angeheizt. Denn die Angst vor dem Drachen machte sich bei den Einwohnern von Lodi immer stärker bemerkbar.

In diesem Augenblick ergriff der Medicus das Wort. Dottore Egni war ein hoch gewachsener, knochiger und dünner Mann mit einer vorwitzig wirkenden Hakennase. Sein Mund war breit, die Augen standen eng zusammen.

»Wir müssen uns wieder beruhigen«, sagte er. »In den Wäldern rund um Lodi gibt es auch Bären und Wölfe und Luchse und Raubvögel. Jetzt kommt also angeblich ein ausgewachsener Drache hinzu. Ich habe mir die Kadaver der toten Tiere angesehen. Sie müssen in der Tat von einer sehr großen Kreatur zerfleischt worden sein. Aber es ist eben nur ein Tier, und wir werden es erlegen. Lodi ist schon mit anderen Herausforderungen fertig geworden.«

»Beispielsweise mit Tyrannen«, warf ein Wollfabrikant ein. »Mit solchen, wie es der ehemalige Stadtfürst Orlando war, den der allseits geschätzte Henri de Roslin glücklicherweise ausgeschaltet hat.«

Beifall brandete auf. Henri war es unangenehm, im Mittelpunkt zu stehen, er stand aber auf und verbeugte sich linkisch. Als er sich wieder auf seinen Stuhl setzte, dachte er darüber nach, ob es für ihn von Nachteil war, dass alle ihn kannten. Aber er hatte ihnen damals nur Gutes getan. Deshalb hoffte Henri, dass ihm alle wohl gesonnen waren.

Ein adliger Herr aus dem Geschlecht der Othenio hob das Glas und brachte einen Trinkspruch auf die Gastgeber aus. Anschließend sagte er unverblümt: »Wir brauchen große Männer! Heldenhafte Männer! Die Gäste in unserer Mitte aus dem Norden sind uns sehr willkommen, vielleicht dürfen wir sie bitten, bei uns zu bleiben? Lodi würde besser und sicherer werden.«

»Wir werden darüber nachdenken«, sagte Henri diplomatisch.

Francesco stand auf. »Wir wollten auch Ritter Loredano einladen. Aber er war nicht aufzuspüren. Er macht sich

überhaupt rar, dieser Ritter. Ich hätte gern gesehen, dass Henri de Roslin zusammen mit ihm ans Werk geht. Es wäre mir eine Beruhigung gewesen zu wissen, dass zwei Helden sich der drohenden Gefahr annehmen. Und ich möchte die Gelegenheit nutzen, unseren verehrten Gast zu bitten, uns in der Not beizustehen. Denn, ehrlich gesagt, ich traue Henri de Roslin mehr zu als Ritter Loredano.«

»Ganz recht!«, rief ein reicher Kaufmann. »Nur schnell muss es gehen, damit die Geschäfte nicht noch weiter ins Stocken geraten! Erst, wenn der Drache erlegt ist, kehrt hier wieder Ruhe ein!«

»So einfach wird es wohl kaum gehen«, sagte Francesco.

»Es ist ein großes Tier, aber es kann getötet werden«, wiederholte der Dottore. »Schlimmer wäre es, wenn wir es mit einem dämonischen Ungeheuer zu tun hätten, aber das ist zum Glück nicht der Fall.«

»Mit einem dämonischen Ungeheuer? Was meint Ihr damit, Dottore?«, fragte eine Frau mit zittriger Stimme.

»Er meint, wenn ich die Beantwortung dieser Frage übernehmen darf«, mischte sich der Bischof ein, »den Antichristen. Nicht wahr, mein Bester? Er meint das gehörnte Tier, das in der Tiefe der Erde haust, den großen Drachen, die falsche Schlange, Teufel und Satan!«

»Um Gottes willen, Bischof! Beschwört nichts herauf! Und dann auch noch mit solch lauten Worten, sie wecken ihn ja geradezu! Wie sollte man eine solche Kreatur denn bekämpfen können?«

»Ja, eben! Das meint ja der Dottore, nicht wahr?«

»Das meinte ich«, bestätigte der Arzt, und seine Nase stach in die Luft. »Aber ich glaube ja eben nicht, dass es sich um ein solches dämonisches Wesen handelt, sondern um ein einfaches irdisches Wesen.«

»Seid da nicht so sicher«, sagte der Bischof drohend. »Denn sehen wir nicht auf zahlreichen Bildern Drachen und Dämonen, die von anderen schrecklichen Kreaturen umgeben sind und durch die Luft fliegen? Sind das Einbildungen? Nein, meine Lieben, das sind wirkliche Boten des Bösen, die gegen das Licht der Christenheit kämpfen. Und sie sind nie wirklich besiegt worden! Sie lauern überall!«

»Verbreitet doch bitte keine Panik, ehrwürdiger Bischof«, sagte der Medicus. »Wir haben liebreizende Damen von sanftem Gemüt unter uns, nicht wahr?«

»Darauf nehmen Dämonen und Antichristen keine Rücksicht«, konterte der Bischof. »Erschienen nicht auch Frauen schon solche Dämonen? Wissen sie also nicht, dass es sie gibt?«

»Ich sah noch keinen Drachen, weder bei Tag noch im Traum«, warf eine Dame ein.

»Hildegard von Bingen, der heiligen Hildegard«, sagte der Bischof in salbungsvollem Ton, »erschien ein Ungeheuer mit einem riesigen, pechschwarzen Kopf, flammenden Augen, Eselsohren und einem mit eisernen Fängen bewehrten Maul. Und sie sah dieses Wesen tatsächlich, nicht nur in ihrer Einbildung.«

»Schauerlich!«, sagte der reiche Kaufmann. »Wie mag unser Drache wohl aussehen?«

»Ich will es nicht wissen!«, rief eine der Frauen. »Es verdirbt mir den Appetit!«

Alle schwiegen einen Moment und starrten auf die silbernen Platten, auf denen in diesem Augenblick der dritte Gang des Menüs hereingetragen und auf die Tafel gestellt wurde. Es handelte sich um gebratenen Leguan, umgeben von einer rötlich-braunen Soße, die nach Süßwein duftete.

»Ja, greifen wir doch tüchtig zu«, sagte der Dottore, »das beruhigt.«

Der Bischof ließ sich als Erster ein Stück Braten abschneiden und auf den Teller legen. Mit dem Messer zerteilte er das dunkle Fleisch und schob es sich in den Mund. Er kaute nachdenklich und vorsichtig, als dürfe er keinen Schaden anrichten, dann hellte sich sein Gesicht auf.

»Der Drache versetzt Generation um Generation in Schrecken«, sagte er, doch Anna unterbrach ihn:

»Wie schmeckt Euch der Braten, Bischof?«

»Vorzüglich, meine Liebe! Wirklich hervorragend, und so passend ausgewählt, mein Kompliment! Nun... der Drache, ja, der Drache! Die Furcht vor diesem Dämon, meine Lieben, unter dessen Herrschaft wir Menschen geraten können, ist groß. Gesetzlosigkeit, Raub und Plünderungen sind die Folgen, wenn er erscheint. Aber gleichzeitig kündigt der Drache auch von der von uns so lang ersehnten Erfüllung, nämlich der Wiederkehr Christi und des Königreichs der Heiligen. Sind wir uns dessen bewusst?«

»Erstaunlich zart, dieses Fleisch«, sagte der Dottore dazwischen. »Ich esse solch einen Drachen – ich meine natürlich Leguan – zum ersten Mal. Ich wusste gar nicht, dass er in unseren Breiten heimisch ist. Und ich muss sagen...«

»Ganz genau!«

»Halten wir nicht unentwegt Ausschau«, fuhr der Bischof unbeirrt fort, »nach Hinweisen auf einen solchen Drachen, der nach der prophetischen Überlieferung die endgültig letzte Zeit der Trübsal ankündigt? Und wenn wir uns umschaun – ich meine nicht in Lodi und ganz gewiss nicht in diesem wohlgeordneten Hause, in dem wir heute Abend zu Gast sein dürfen, nein, in der Welt –, sehen wir dann nicht die Zeichen? Gibt es nicht die schlechten Regenten allüberall, den Krieg, die Trockenheit, die Hungersnot, die Seuchenzüge, die Kometen, den plötzlichen Tod großer Männer und das Überhandnehmen der Sünde?«

»Hm, wie zart, und dann diese blutrote Soße«, murmelte sein Nachbar, der Abt des Dominikanerklosters.

»Nicht wahr?«, sagte der Bischof. »Und schickt der Antichrist uns nicht tagtäglich seine Heerscharen? Die Diener des Satans, die feuerspeienden Ungeheuer? Manchmal erkennt man sie nicht, denn sie gleichen nicht immer einem Drachen. Sie tarnen sich, o ja, meine Lieben! Sie tarnen sich!«

»Ihr wollt damit wohl zu verstehen geben, dass jeder Widerstand gegen einen solchen Dämon zwecklos wäre«, sagte Francesco della Rocca.

»Vielleicht wäre er sogar schädlich! Und warum sage ich das wohl? Es gibt einen Zusammenhang. Denn siehe, mit dem Drachen kommt Christus!«

»Ist das möglich?«, sagte einer der adligen Gäste. »Könnte der Drache im See den Heiland ankündigen? Wie finden wir das heraus? Fragen können wir ihn nicht.«

»Er hat Menschen und Tiere getötet«, sagte der Dottore kauend. »Deshalb muss er vernichtet werden, basta!«

»Kann man Drachen auch braten und essen?«, wollte eine Frau wissen.

»Zumindest gäbe er viel Fleisch, denn der Drache ist groß, und wir könnten die Armen der Stadt lange damit speisen«, sagte der Armenvogt.

»Ihr Lieben«, warf der Bischof ein, »lasst uns nicht so sprechen. Denn siehe, der Drache ist Satan! Und den isst man weiß Gott nicht, den speit man aus!«

Nachdem die Gefährten lange zugehört und auch ein wenig gegessen hatten, mischte sich nun auch Henri ein. »Wie war das mit dem Auftauchen des Drachen vor zwanzig Jahren?«, fragte er. »Es war vor der Zeit, als ich das erste Mal in Lodi war, aber schon damals sprach man davon mit großer Ehrfurcht. Was war mit diesem Drachen? War er ein Tier oder ein Dämon?«

»Ein Tier! Ein Tier!«, rief der Abt der Dominikaner.

»Seid Ihr sicher?«

»Jeder weiß es!«

»Ich weiß es aber nicht«, sagte der Bischof. »Ich kann es durchaus nicht bestätigen.«

»War es nicht der Bischof von Lodi, Euer Vorgänger also, der den Drachen getötet hat?«, fragte Henri.

»Ist das denn so wichtig?«, stöhnte der Bischof. »Ich glaube, nicht, dass es einen Drachen gab, denn der Heiland ist ja in der Folge nicht erschienen. Oder hat ihn jemand gesehen?«

»Nein«, schmatzte sein Gegenüber ungeniert, »aber er schickte seine Vorhut, Leguane, köstliche Tiere.«

»Nun hört mal!«, sagte der Medicus bestimmt. »Natürlich gab es einen Drachen! Er lebte im großen Sumpfsee. Er sah aus wie eine gewaltige Schlange mit riesigem Kopf. Das Untier kam ursprünglich aus Soncino, das weiß doch jeder. Und der Drache wurde getötet von Bernardino Tolentino, dem Bischof von Lodi! Jedes Kind weiß, dass dieser Bischof, als das Untier zu arg wütete, zusammen mit allen Bürgern Lodi Gott angefleht hat, die Gemeinde davon zu befreien.«

»Na gut, wenn Ihr darauf besteht«, murmelte der Bischof.

»Natürlich! Und dieser Drache, mein Bester, das war nicht der Antichrist, es war ein Tier, dessen Teile noch heute in Mailand, Bergamo und auch bei uns in Lodi in Augenschein genommen werden können!«

»Interessant!«, sagte Henri. »Davon höre ich jetzt zum ersten Mal!«

»Damals zog eine feierliche Prozession drei Tage lang durch Lodi und rund um den Sumpfsee. Jeder in der Gemeinde musste ein Gelöbnis ablegen. Und dann kann ein Ritter und tötete das Viech, ich weiß nicht mehr, wie er hieß.«

»Hieß er nicht Calvenzano?«

»Nein, das war der Name des Orts, aus dem er kam. Er hieß anders, er hatte einen sehr langen Namen.«

»Gui!«

»Ich sagte, er hatte einen langen Namen, irgendwas mit Sorpentrotrentino oder so. Es ist egal. Dieser Ritter jedenfalls tötete den Drachen. Noch heute kann man seinen mumifizierten Kadaver in der Kirche Santa Maria Annunziata bei Pontenossa bestaunen.«

»Calcaccione! Er hieß Calcaccione!«

»Richtig, so hieß der Ritter!«

»Der Dottore hat jedenfalls ganz Recht. Der Ritter befreite uns von dem Drachen. Genau so war es.«

Alle wandten sich jetzt dem nächsten Gang zu, der aus Gemüse mit gebackenem Käse bestand. Jetzt konnten auch Joshua und Uthman, die sich beim Fleischgang zurückgehalten hatten, herzlich zugreifen.

»Einen Moment, lieber Dottore«, sagte Henri in diesem Augenblick. »Wie kann es sein, dass von diesem ominösen Drachen sowohl Einzelteile als auch sein ganzer Kadaver zu sehen sind?«

»Wie?«

»Wie kann der Drache ganz und zugleich in Einzelteilen erhalten sein?«

»Ihr meint...?«

»Der Mann hat Recht!«, warf der Bischof ein. »Das zeigt doch nur, dass es diesen Drachen gar nicht gab. Jemand versucht, uns einen Bären aufzubinden, ich meine – einen Drachen, ich meine, ein Märchen zu erzählen.«

»Nein, Bischof, da irrt Ihr Euch«, sagte Henri. »Das zeigt es nicht. Aber es gibt eindeutig einen Widerspruch.«

»Ist jemand hier, der den ganzen Kadaver in Pontenossa gesehen hat?«, fragte Francesco.

Niemand antwortete. Dann sagte der Dottore: »Hier gibt es niemanden, aber doch sicher irgendwo im Land. Man müsste im Zweifelsfall selbst nach Pontenossa reisen, um sich ein Bild davon zu machen.«

»Aber jeder von uns kennt doch diese Geschichte und weiß, dass sie wahr ist!«, sagte eine Dame. »Die Ammen erzählen sie unseren Kleinen schon im Kinderbett.«

»Fabelmärchen!«, murmelte der Bischof.

»Ich wüsste gern, wie dieser Kadaver von Pontenossa aussieht«, sagte Henri. »Es wäre aufschlussreich. Ich denke, ich werde ihn mir anschauen.«

»Ich hörte jemanden davon erzählen«, warf der Vogt ein. »Es muss ein lang gestrecktes Tier gewesen sein. Mit einem starken, gekrümmten Rücken, einem beinahe noch längeren Schwanz, der eine tödliche Waffe darstellt, vier krallenbewehrten Klauen, einem Kopf, der lang und schmal ist und Höcker über den Augen hat. Das Maul bestand aus langen Kiefern und zwei Furcht einflößenden Zahnreihen.«

Henri und Uthman tauschten einen Blick. Der Sarazene nickte nachdenklich. Er schien in Gedanken versunken.

Henri sagte: »Ein solches Tier muss groß gewesen sein.«

»Sehr groß! Mindestens sechs Meter lang!«

»Ein Ungeheuer!«, murmelte jemand.

»Und die Einzelteile davon, beispielsweise das Stück in Lodi, ist noch heute zu sehen?«

»In der Kirche«, sagte der Abt. »Es gleicht einer gebogenen Rippe.«

»Wirklich interessant«, meinte Henri. »Ich werde es mir anschauen.«

»Jedenfalls brauchen wir jemanden, der das Untier tötet«, sagte der Dottore. »Ritter Loredano kann es meiner Meinung nach nicht, deshalb sollten wir nicht auf ihn setzen. Ich halte ihn für einen Aufschneider.«

»Ich glaube, er schafft es!«, rief der Vogt.

»Henri de Roslin«, sagte der Dottore, »ich frage Euch jetzt in dieser ehrwürdigen Runde: Seid Ihr bereit, den Drachen für uns zu töten?«

»Nein! Probiert es mit dem Ritter! Wenn er den Drachen nicht erlegt, dann ist es immer noch an der Zeit, sich andere Maßnahmen zu überlegen.«

»Ihr kneift?«

»Ich kneife nicht. Aber ich bin nicht als Drachentöter hier. Ich besuche Francesco und Anna.«

»Und deshalb bedrängt unseren Gast jetzt nicht«, bat Anna. »Es ist nicht recht, ihn mit dieser Sache zu belästigen, denn es ist unser Problem, nicht das seine.«

»Gut gesprochen, Anna«, sagte Francesco. »Dann wird sich also Ritter Loredano dieser Aufgabe annehmen.«

»Er scheint mir eitel und selbstgefällig zu sein«, meinte der Arzt. »Das sind nicht die Tugenden, die einen Kämpfer auszeichnen, der sich einer derart großen Herausforderung stellt.«

»Da muss ich Euch widersprechen«, sagte der Dominikaner. »Die größten Helden der Kreuzzüge waren eitle Männer. Ihre Eitelkeit ließ sie aussichtslose Schlachten führen. Je geringer die Aussicht auf Erfolg war, desto mehr wurde ihre Eitelkeit angespornt. Und dadurch waren sie tatsächlich unbesiegbar!«

»Solche Beispiele gibt es«, sagte der Dottore. »Aber es gibt auch andere. Von selbstsüchtigen Anführern nämlich, die den Tod vieler Unschuldiger in Kauf genommen haben, weil sie nur an sich dachten und an ihren Ruhm. Und letztlich unterlagen sie.«

Henri bemerkte, dass Uthman aufstand. Er entschuldigte sich und ging nach draußen. In Henri hatten die Worte zwischen dem Dottore und dem Bischof Bilder aus der Vergangenheit heraufbeschworen. Bilder von Versagen und Heldenmut. Er

hatte tatsächlich große Männer erlebt, aber auch Anführer, die eitel und selbstgefällig gewesen waren und die andere sinnlos in den Tod getrieben hatten – Gegner ebenso wie eigene Leute.

Henri hatte gesehen, dass Uthman in den Garten gegangen war. Er entschuldigte sich ebenfalls und trat an das Fenster zum Garten, um zu sehen, was Uthman dort draußen tat. Im Schein der Fackeln und des zunehmenden Mondes sah Henri, dass der Freund vor den Außenmauern der Stadtvilla stand und auf die Mauern starrte.

Seltsam, dachte Henri. Was tat er da?

Er stand einfach nur da. Er betrachtete vor allem den einfachen Wehrturm des Hauses. Mit einer Faszination, die Henri sich nicht erklären konnte, musterte er die gemauerten Wände. Sein Blick wanderte hinauf und wieder herab. Ist er plötzlich an Wehrarchitektur interessiert?, wunderte sich Henri. Erinnert ihn dieser Turm an Bauten der Sarazenen in seiner Heimat Palästina?

Uthman sah Henri nicht, er war völlig in Gedanken versunken. Henri wollte ihn sogleich nach seiner Rückkehr zu seinem seltsamen Verhalten befragen.

Während Henri so dastand und seinen Gefährten beobachtete, musste er plötzlich wieder an das Gespräch an der Tafel denken. Er erinnerte sich an Gerhard von Ridefort, den bösen Geist des Templerordens. Sein Bild hing in der Kirche des Londoner Tempels, in dem Henri seine Ausbildung erhalten hatte. Gerhard war ein eitler, kühner und selbstgefälliger Führer gewesen. Von ihm hatten die Templer mehr zu fürchten gehabt als von ihren Feinden. Denn Gerhard hatte sie aus Eitelkeit in Schlachten geführt, die sie sämtlich verloren. Blind vor Selbstsucht und vor Hass auf die Feinde hatte er einen taktischen Fehler nach dem anderen gemacht. Und so wurde er schuldig am Tod unzähliger Tempelritter.

Henri bemerkte, dass Uthman noch immer wie angewurzelt vor dem Anwesen stand. Ein Lächeln umspielte jetzt seine Züge, er nickte, dann ließ er seinen Blick erneut über die Mauern des Wehrturms bis zur Spitze wandern.

Mein Bruder, dachte Henri, wie lange sind wir schon zusammen, und wie viele Schlachten haben wir schon geschlagen, und noch immer vermagst du mich durch dein Verhalten zu überraschen.

Henri fühlte in diesem Augenblick einmal mehr seine tiefe Freundschaft zu Uthman. Diese Freundschaft zu dem Sarazenen war enger als jede andere Freundschaft, die er je mit einem Christen gehabt hatte.

Bevor er sich abwandte, um zur Tafel zurückzukehren, fiel ihm noch einmal der ehemalige Tempelgroßmeister ein. Gerhard, so hatte man ihm an den Abenden im Tempel berichtet, war ein Prahlhans, Draufgänger und Abenteurer gewesen. Er war in den Besitz eines Soldlehens gekommen und erhielt von seinem Lehnsherrn das Versprechen auf die Hand der ersten verfügbaren reichen Erbin. Dies sollte Lucia, die Erbin des Lehens Botron, sein. Aber dann vergaß der von Geldnöten geplagte Graf von Tripolis sein Versprechen, und der tief gekränkte Ridefort verfolgte ihn fortan mit seinem tödlichen Hass. Er war in seiner Eitelkeit verletzt worden, und diese Kränkung vergaß er nie.

Später wurde er Marschall des Königreichs Jerusalem. Nach einer schweren Krankheit legte er das Gelöbnis bei den Templern ab, trat dem Orden bei und wurde bald darauf ihr Großmeister. Wegen seines Hochmuts, seines Ehrgeizes und seiner Eitelkeit lehnten ihn viele Tempelbrüder ab, aber dennoch übernahm er das Kommando. Und er begann damit, ein Netz aus politischen Intrigen zu spinnen.

Henri bemerkte, dass Uthman sich nun anschickte, wieder in die Villa zurückzukehren. An der Tafel war man schon unruhig geworden, und jemand rief nach Henri.

»Herr! So kommt doch zu uns! Der nächste Gang wird gerade aufgetragen!«

»Ich komme gleich, nur noch einen kurzen Moment«, sagte Henri. Er verfolgte Uthman mit Blicken, um zu sehen, ob der Freund tatsächlich ins Haus kam. Es schien so, denn er steuerte direkt auf den Eingang zu.

Henri wandte sich ab. Während er auf die Tafel zuing und Madeleines neugierige Blicke bemerkte, verfolgte er seinen Gedanken zu Ende.

Die Katastrophe war schnell gekommen. Im Kampf gegen Sultan Saladin hatte Ridefort Fehler gemacht. Nach der letzten Schlacht, die er verlor, weil er maßlos und eitel war und die wahren Kräfteverhältnisse nicht wahrhaben wollte, starb er wie ein Hund an den Quellen von Cresson. Und kaum ein Tempelritter betrauerte den Großmeister, der vor allem groß in seiner Selbstüberschätzung gewesen war.

Eitelkeit ist ein schlechter Führer, dachte Henri, der jetzt wieder mit den anderen Gästen an der Tafel saß, und Ritter Loredano scheint sie nicht fremd zu sein, wie man hört.

Nun kam auch Uthman in den Saal zurück und nahm seinen Platz wieder ein. Henri blickte den Freund fragend an, doch der schien noch immer in Gedanken versunken. Auch Madeleine blickte ihn aufmunternd an.

Uthman schüttelte den Kopf. Er wollte nicht sprechen.

Henri kannte den Eigensinn des Sarazenen und ließ ihn in Ruhe. Der nächste Gang, ein leichtes Fischgericht, war gerade aufgetischt worden.

Jetzt beugte sich Uthman zur Seite und fragte Henri leise: »Aus welchen Steinbrüchen mögen die Mauersteine dieses Hauses wohl geschlagen worden sein?«

»Ich verstehe nicht, was du meinst, mein Freund«, erwiderte Henri.

»Ich dachte gerade darüber nach. Ich war draußen und sah, dass der Wehrturm sehr merkwürdig gemauert ist. Da passt irgendwas gar nicht zusammen.«

»Aber warum beschäftigst du dich gerade jetzt mit solchen Dingen? Ist dies der richtige Moment?«

»Das ist er, Henri! Du wirst es bald sehen!«

Der Dottore zog mit seiner lauten Stimme die Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Ritter Loredano ist nicht nur eitel, er ist sehr eitel«, sagte er. »Solche Menschen sehen immer nur sich selbst, und das macht sie unberechenbar und gefährlich.«

Ende September 1319. Helden

Der See lag ruhig im Morgenlicht. Wenn die ersten Strahlen der Sonne über seine glatte Oberfläche strichen, konnte man ahnen, wie tief er war. Schwarz und geheimnisvoll schien das Wasser über dem Grund, von dem manchmal schwarzer Schlamm an die Oberfläche gespült wurde. Dann bewegte sich das Wasser leicht, so als sei es unwillig über die Aufwallung von unten.

So war es auch an diesem Morgen, als Fischer Luigi in seinem Kahn unterwegs war. Luigi hatte eine zwölköpfige Familie, die er allein ernährte, und deshalb konnte er keine Rücksicht auf die Warnungen nehmen, die ihm zu Ohren gekommen waren. Man beschimpfte ihn wegen seines offensichtlichen Hochmuts, man bewunderte ihn aber auch heimlich. Für Luigi ging es allerdings nur darum, Fische zu fangen, um hungrige Mäuler zu stopfen.

Die Fischer hatten den Lago Gerundo unter sich aufgeteilt. Der See war sehr ergiebig. Luigi hatte sein langes Netz in seinem Teil ausgeworfen und ruderte nun langsam, mit leichten Schlägen, dahin. Sein Kahn glitt sacht voran, und Luigi zog die Ruder ein. Er blinzelte gegen die Sonnenstrahlen, die in diesem Moment schon durch die Kronen der Bäume am Ufer fielen. Luigi schloss die Augen. Auf seinem unrasierten Gesicht, in dem Wind und Wetter Spuren hinterlassen hatten, stand ein zufriedenes Lächeln. Er war gern auf diesem See. Er war gern allein. Und er lauschte gern dem leisen Plätschern der Wellen oder den Fischen, die

heraufkamen, um neugierig an der Oberfläche zu schnuppern, welcher große Schatten da unterwegs war.

Das Plätschern, das Luigi jetzt hörte, war so stark, dass er aufmerksam wurde. Es schwoll an. Luigi erschrak. Das musste ein ganz großer Fisch sein. Vielleicht ein Wels? Luigi kannte die Legenden von Welsen und Hechten, die jahrhundertlang auf dem Grund des Sees lebten, ungestört und viel zu schlau, um sich fangen zu lassen. So überlebten sie und wurden unfassbar groß. Gesehen hatte einen solchen großen Fisch jedoch noch niemand.

Luigi lauschte. Das Geräusch war wieder verstummt. Er entspannte sich, drehte sich wieder um und wollte nach seinem Netz schauen. Da sah er, dass es verschwunden war. Luigi traute seinen Augen nicht. Er setzte die Paddel ins Wasser und wendete. Der Haken, an dem das Netz festgemacht war, war leer.

Luigi fluchte. Was war das wieder? Wo war das gottverdammte Netz geblieben?

Da! Landeinwärts! Da trieb es. Es musste sich einfach gelöst haben, aber war das ohne fremde Einwirkung überhaupt möglich? Luigi erinnerte sich daran, wie viel Mühe er oft damit hatte, es vom Haken zu bekommen.

Luigi wendete erneut und ruderte auf das Netz zu. Er sah, dass Fische darin zappelten. Es musste ein großer Fang sein. Er sah viele silberne Leiber, das Netz wurde hin und her gerissen.

Als Luigi ganz nahe bei dem Netz war, erblickte er noch etwas anderes.

Unter dem Netz befand sich etwas Dunkles, Längliches im Wasser. Er ruderte näher. Er versuchte, das Netz mit einer Hand zu greifen, um es wieder zu befestigen. Luigi beugte sich dicht über die Wasseroberfläche und griff nach dem Netz.

Was dann geschah, vergaß er sein ganzes Leben lang nicht mehr.

Das Netz wurde zur Seite gestoßen. Es stülpte sich nach außen, als wollte ein ganz großer Fisch oder ein böser Geist den Fang befreien. Die zappelnden Fische flutschten aus dem Fangnetz heraus und flohen in alle Richtungen. Und unter dem Netz kam etwas zum Vorschein, das Luigi in Angst und Schrecken versetzte.

Es war ein unfassbar hässlicher, großer Kopf. Der Wels, dachte Luigi im ersten Moment, es gibt ihn also doch!

Der hässliche Kopf hatte eine dunkle, schuppige Haut, in die sich tiefe Furchen eingegraben hatten, in denen Flechten, kleine Krebse und Muschelkalk saßen. Die Augen kamen hinter riesigen Wülsten zum Vorschein. Und als das Maul aufklappte, erblickte Luigi erschauernd zwei Reihen von gelben, scharfen Zähnen wie bei einer riesigen Säge, die sich jetzt anschickte, ihn und sein Boot zu durchtrennen.

Luigi schrie auf. Der Schrei löste ihn selbst aus seiner Erstarrung. Er griff nach seinem Fischmesser im Gürtel, zog es heraus und holte aus. Er wurde jetzt seitwärts abgetrieben, und der mächtige Leib des Riesenfischs schob sich an seine Seite halb unter den Kahn und scheuerte sich daran. Luigi sah den mächtigen, schuppigen Schädel des Ungeheuers dicht vor sich. Er kam immer näher. Mit Wucht hieb Luigi sein Fischmesser in den Kopf des Riesenwels hinein. Oder war es ein Riesenhecht?

Luigi stach hinein, immer wieder. Und als das Ungeheuer sich herumwarf und dann unter die Wasseroberfläche tauchte, hielt Luigi sein Fischmesser ganz fest in beiden Händen. Er schnitt ein Stück aus dem Schädellappen heraus, spießte es auf und warf das Fischmesser erschrocken in den Kahn.

Nach einer Weile, in der sich immer größere Ringe um den Kahn ausgebreitet hatten, die nun allmählich wieder ausliefen, atmete Luigi ruhiger. Das Ungeheuer war verschwunden. Aber der Fischer fürchtete, dass es sich geradewegs unter dem Kahn

befinden könnte. Denn direkt unter dem Bootboden meinte er etwas zu hören, das wie ein dumpfes Stöhnen klang. Es war so, als zöge das Ungeheuer sich selbst an einer gigantischen Winde über den Grund des Wassers und als scheuerte es dabei mit seinem schuppigen Panzer über alles, was dort war.

Luigi erschauerte erneut. Er lauschte. Jetzt war Stille. Und dann sah er plötzlich, wie eine Art Bugwelle von draußen, dort, wo eine kleine, bewaldete Insel in dem See lag, sich dem Ufer näherte. Etwas rauschte heran. Es rauschte so dicht an seinem Kahn vorbei, dass dieser hochgehoben wurde. Luigi konnte im letzten Moment verhindern, dass er umkippte, indem er sich mit aller Macht dagegen stemmte. Das Boot fiel mit einem Klatschen auf das Wasser zurück, und der Fischer erblickte nun wieder den Kopf des Ungeheuers. Er schoss auf das Ufer zu und verschwand. Plötzlich bildete sich erneut eine Welle, die hinaustrieb.

Luigis Boot wurde erneut von Wasserstrudeln ergriffen und tanzte hilflos im Kreis. Luigi hielt sich an den Planken seines Kahns fest. Die Ruder einzusetzen, schien ihm völlig aussichtslos. Sein Boot drehte sich eine Weile. Dann verlief die Welle weiter draußen im See, dort, wo die Insel lag. Der Kopf des Ungeheuers war nun nicht mehr zu sehen.

Die Wasseroberfläche hatte sich wieder beruhigt. Der Kahn lag ruhig auf dem Wasser wie zuvor. Am jenseitigen Ufer flog ein Schwarm Stelzvögel auf. Luigi griff nach den Rudern und paddelte vorsichtig zum Ufer zurück.

Als er Grund unter dem Heck fühlte, sprang er aus dem Boot und zog es an Land. Dann vertäute er es rasch und hielt nach seinem Netz Ausschau. Und tatsächlich, dort war es, es trieb sogar zu ihm heran. Luigi wartete, bis er es mit einem Ruder zu fassen bekam. Er zog es ganz heraus.

Das Netz war völlig intakt. Ein einzelner großer Krebs hatte sich verfangen und zuckte hilflos mit den mächtigen Scheren.

Luigi ließ ihn liegen. Er steckte das Fischmesser wieder ein und lief schnell zurück nach Lodi.

Auf dem Fischmarkt verbreitete sich die Kunde wie ein Lauffeuer. Luigi hatte den Angriff des Drachen überlebt! Oder war es ein Riesenwels gewesen?

Alle Leute liefen zusammen. Luigi stand in der Mitte des Platzes und erzählte immer wieder, was geschehen war und was er gesehen hatte. Er begann bereits zum vierten Mal von vorn, als endlich ein paar Büttel auftauchten, um die Versammlung aufzulösen. Aber sie ließ sich nicht auflösen. Fäuste flogen gegen die Ordnungshüter, grobe Verwünschungen waren zu hören. Man wollte Luigis Geschichte immer wieder hören, und sei es zum zehnten Mal! Denn jetzt gab es in Lodi einen neuen Helden!

»Erzähl doch, Luigi! Wie sah der Riesenfisch aus?« Noch immer kämpften sich die Büttel durch die Menge. Die Ansammlung wurde immer größer, schließlich waren die Büttel darin gefangen, sodass sie gezwungen waren, Luigis Bericht zu hören. »Der Kopf des Ungeheuers war schrecklich«, sagte der Fischer. »Etwas in der Art habe ich noch nie gesehen!«

»Schrecklicher als der Schädel meiner Alten, Luigi?«

»Noch schrecklicher, Paolo! Viel grässlicher!«

»Kaum zu glauben!«

Luigi beschrieb den Schädel des Ungeheuers in allen Einzelheiten. Unterdessen ertönte immer wieder ein Raunen aus der Menge. Jetzt hatte jemand das Ungeheuer tatsächlich gesehen, und er hatte den grauenhaften Anblick überlebt! Jetzt hatte man einen wichtigen Augenzeugen, dem man trauen konnte! Im Lago Gerundo schwamm also wirklich ein Drache herum.

»Oder ist es ein Riesenwels?«

»Ich weiß es nicht, Freunde«, bekannte Luigi. »Es war nicht deutlich auszumachen, außerdem ging alles viel zu schnell. Und ich musste mich ja gegen das gefährliche Ungetüm wehren!«

»Hast du es verletzt? Trug es eine Wunde davon?«

Luigi fiel sein Fischmesser ein. Er zog es aus dem Gürtel. Auf der Spitze befand sich noch immer der Hautlappen vom Kopf des Ungeheuers.

»Hier! Ich habe ihm eine schwere Verletzung zugefügt! Es wird daran zugrunde gehen, meine Freunde, denn ich traf seinen Kopf! Und welcher Kopf kann schon mehrere meiner Hiebe aushalten!«

»Der Kopf meiner Alten!«

Einige aus der Menge lachten. Dann sagte einer: »Du musst damit zum Statthalter gehen, Luigi! Es ist der Beweis dafür, dass du der wahre Drachentöter bist!«

»Er hat Recht! Du hast den Drachen getötet! Du bist unser Held!«

Zwei kräftige Männer hoben Luigi Lippi auf ihre Schultern.
»Platz für den Drachentöter!«

Sie trugen ihn im Kreis herum, einmal um den ganzen Marktplatz. Die Menge folgte ihnen. Und die Büttel, die sich jetzt wieder frei bewegen konnten, ließen die Menge gewähren, denn sie sahen, dass kein Aufruhr und keine Gefahr drohten.

Die Männer brachten Luigi zum Rathaus. Sie trugen ihn sogar noch die Stufen empor und setzten ihn erst vor dem Portal ab. Dort erklärten sie der Wache, was geschehen war. Der Weg wurde freigegeben, aber nur bis in den Vorraum. Dort befahl die Wache dem neuen Helden von Lodi und seinen Trägern, zu warten.

Luigi betrachtete nachdenklich sein Fischermesser. Er drehte es hin und her. Der Hautlappen aus dem Kopf des Drachen steckte fest auf der Spitze. Wie alt mochte dieses Monster sein? Älter als die ganze Welt? Nein, das wohl nicht. Aber zweifellos älter als er selbst, dachte Luigi.

Dem Fischer wurde ganz schwindelig. Dann hörte er vom Eingang des Rathauses her, wie Leute herbeikamen. Jemand rief, dass Luigis Familie eingetroffen sei. Alle jubelten dem Fischer zu. Luigi lief ein warmer Schauer über den Rücken. Jetzt würde es ihm und seiner Familie besser gehen. Keiner von ihnen würde mehr hungern oder in Lumpen herumlaufen müssen, denn der Statthalter würde sich gewiss erkenntlich zeigen.

Da war Luigi sich ganz sicher.

Als Henri die Nachricht erhielt, dass Statthalter Galeazzo ihn unverzüglich sehen wollte, sprach er gerade mit Uthman. Der Freund hatte ihm seine Überlegungen zur Mauertechnik des Wehrturms der della Roccas mitgeteilt. Henri war erneut verblüfft über Uthmans scharfe Beobachtungsgabe.

Der Büttel, der Henri Galeazzos Nachricht überbracht hatte, schien es eilig zu haben. Henri ärgerte sich über dessen ungehobelten Befehlston, sah aber darüber hinweg. Er bat Uthman, ihn zu begleiten.

Der Statthalter erwartete Henri bereits unruhig in seinem Audienzsaal. In knappen Worten schilderte er, was vorgefallen war. Dann zeigte er Henri und Uthman das Hautstück, das Luigi vom Schädel des Ungetüms geschnitten hatte.

Henri nahm das Fischermesser, das Galeazzo ihm entgegenstreckte, in die Hand. Vorsichtig drehte er es herum und betrachtete das daran steckende Hautstück ausgiebig. Auch Uthman beugte sich vor und begutachtete es eingehend.

»Sehr interessant«, meinte Henri. »Ein äußerst seltener Beweis für die Existenz eines Drachen.«

»Ein einzigartiger Fund«, setzte Uthman hinzu.

Henri betastete den Fetzen. Er nahm ihn zwischen die Finger, rieb ihn und roch daran. Uthman tat es ihm nach. Dann blickten sich die beiden Freunde an und nickten sich zu.

»Kein Zweifel, nicht wahr?«, meinte Henri.

Uthman betastete das Stück Drachenhaut noch immer. Dabei setzte er dieselbe Miene auf wie beim Betrachten des Wehrturms der della Roccas.

»Kein Zweifel«, sagte jetzt auch er.

»Was meint Ihr? Woran besteht kein Zweifel?«, fragte Galeazzo mit mühsam unterdrückter Erregung.

»Es ist echt. Aber wir müssen noch einige Dinge prüfen. Wir werden noch einmal gemeinsam zum See reiten, um zu sehen, ob das Ungeheuer tatsächlich getötet wurde.«

»Könnte die Verletzung denn tödlich gewesen sein?«

»In jedem Fall«, sagte Henri, wobei ein leichtes Schmunzeln seine Lippen umspielte.

Uthman sagte: »Das Ungetüm stirbt daran. Aber das heißt nicht, dass es keine weiteren Opfer geben wird.«

»Wie meint Ihr das, um Gottes willen? Eure Worte klingen so verworren.«

»Statthalter! Bestellt für heute Abend den Rat zur Besprechung zu Euch. Auch Ritter Loredano soll kommen. Denn jetzt kommen wir in die entscheidende Phase. Wir werden sehen, ob wir den Drachentöter noch benötigen oder nicht. Wir geben Euch Bescheid und versuchen, rechtzeitig zur Sitzung wieder zurück zu sein.«

»Ihr Herren! Nehmt euch des Falles an! Und beendet ihn glimpflich!«, bat Galeazzo. »Ich möchte die Sache mit dem Drachen zu einem schnellen Ende bringen.«

»Gebe Gott, dass der Fischer ihn erlegt hat!«, sagte Henri. »Denn sonst steht das Schlimmste zu befürchten.« Dann verabschiedeten sich die beiden Gefährten von Galeazzo.

Am Abend war der Rat vollzählig versammelt. Ritter Loredano war ebenfalls erschienen. Nur Henri und Uthman waren nicht da. Der Statthalter wunderte sich darüber. Etwas Außergewöhnliches musste geschehen sein. Nun begann die Beratung ohne sie.

»Zwei Tage sind vergangen, seit wir hier das letzte Mal zusammengekommen sind!«, sagte Galeazzo. »Wir müssen uns darüber klar werden, ob wir Loredano di Bergamo mit dem schwierigen Auftrag betrauen wollen oder nicht. Von Fischer Luigi wissen wir, dass der Drache weiterhin im See sein Unwesen treibt.«

»Vielleicht ist er aber auch bereits tot! Hat der Fischer ihn nicht erlegt?«

»Er hat ein Stück Haut aus seinem Schädel geschnitten, aber das heißt nicht, dass das Untier durch diese Verletzung umkommt«, sagte Galeazzo.

»Wir sollten den See weiter beobachten«, warf Fürst Orsini ein. »Jetzt erst recht.«

»Henri de Roslin und sein Begleiter sind am Lago Gerundo«, sagte der Statthalter. »Sie werden nach ihrer Rückkehr berichten, wie die Lage dort zurzeit aussieht, ob der Drache ihrer Meinung nach noch lebt oder nicht.«

Endlich meldete sich Loredano ungeduldig zu Wort. Ihm ging das alles viel zu langsam. »Ihr Herren! Gerade der jüngste Vorfall, von dem der Fischer berichtet hat, zeigt doch vor allem eines, nämlich dass das Ungeheuer besiegbar ist! Wenn auch nicht durch einen Stich in den Kopf! Nein, meine Herren, so leicht lässt sich ein Drache nicht töten! Ihr werdet sehen, er ist noch lebendig. Und er wird wieder auftauchen und neue Opfer finden!«

»Woher wollt Ihr das wissen, Ritter?«, fragte Fürst Orsini.
»Der Fischer berichtete, der Drache habe sich auf das offene Wasser geflüchtet und sei anschließend nicht mehr zu sehen gewesen! Wäre er nur leicht verletzt gewesen, dann hätte er doch wohl ohne jeden Zweifel den Fischer, der ihm die Wunde zugefügt hatte, angegriffen und getötet, nicht wahr?«

»Der Drache ist nicht tot, so viel ist sicher!«, beharrte Loredano.

»Nun, und woher wisst Ihr das?«

»Der Drache ist riesig! Und seine Kraft ist immens! Von der Spitze eines Fischermessers lässt er sich nicht besiegen! Das ist doch klar. Es bedarf schon einer Lanze, um ihn zu erstechen. Mit einer solchen Waffe muss sich ein mutiger Mann ganz nahe an das gefährliche Ungeheuer heranwagen! Und dann darf er nicht nur ein bisschen mit seiner Waffe herumfuchteln wie dieser Fischer, er muss genau wissen, wohin er zielt, und er muss dieses Ziel auch treffen! Und danach muss er, falls es nötig ist, auch in der Lage sein, dem Drachen aus nächster Nähe den Todesstoß zu versetzen – ein mutiger Mann muss dem Ungeheuer Auge in Auge gegenüber treten können!«

»Und habt Ihr eine Idee, wer dieser Mann wohl sein könnte?«, fragte Fürst Orsinis Stellvertreter Malvolio ironisch.

»Du bist es, Ritter!«, schrie ein Zunftvertreter.

»Ganz genau! Ich bin der Einzige, der das wagt! Aber das alles haben wir doch schon einmal erörtert.«

»Wir überlegen noch«, sagte Galeazzo.

»Ich kann aber nicht länger warten!«, rief Loredano verzweifelt. »Ich will die günstige Gelegenheit nutzen – und danach will ich meinen verdienten Lohn!«

»Nun, da sind wir an einem heiklen Punkt angelangt«, bekannte der Statthalter.

»Wieso? Wir hatten doch alles geklärt!«, schimpfte der Ritter.

»Nein, eben nicht. Denn ich erhielt aus Mailand die Anweisung, alles noch einmal zu überdenken.«

»Der Drache ist in Lodi, nicht in Mailand! Während die hohen Herren der Visconti beraten und uns Ratschläge erteilen, gibt es hier weitere Opfer! Lodi allein ist von der Gefahr betroffen!«

»Richtig«, sagte Galeazzo, »aber Euer Preis ist zu hoch, Ritter Loredano. Was Ihr verlangt habt, ist viel. Es gibt einen anderen Kandidaten für die Aufgabe, der diesen Preis nicht fordert.«

»Und wer soll das sein?«, rief der aufgebraute Ritter.

»Henri de Roslin, der kühne Ritter aus dem Norden. Doch er ist noch nicht erschienen, und wir wissen nicht, warum.«

»So kühn ist er, dass er nicht einmal wagt, öffentlich vor dem Rat zu erscheinen?«, höhnte Loredano.

»Etwas Wichtiges muss ihn und seinen Begleiter aufgehalten haben«, sagte Galeazzo. »Mehr können wir im Moment dazu nicht sagen.«

»Aber ich kann es«, sagte Loredano. »Es ist nichts Wichtiges, was ihn daran hindert, hier vor Euch zu erscheinen, es ist schlichte Feigheit. Im letzten Augenblick kneifen sie alle. Wenn es darum geht, Farbe zu bekennen, kriegen all die angeblich großen Drachentöter Angst. Das kenne ich zur Genüge. Ich bin der einzige wirkliche Drachentöter!«

»Ich schlage vor«, sagte Galeazzo, »wir verschieben die Angelegenheit noch ein paar Tage, so lange, bis Henri de Roslin sich zu der Sache geäußert hat. Wenn er den Fall übernehmen möchte, soll er ihn auch bekommen.«

Loredano schäumte vor Wut. »Ich dulde keine Konkurrenten! Wir sind nicht bei einem Turnier, wo der Sieger im Finale die

Braut bekommt! Ich erledige den Drachen für euch! Ich halte meinen Kopf hin! Ihr elenden Feiglinge!«

»Mäßigt Euch, Ritter«, riet Fürst Orsini. »Ihr seid im Rat der Stadt und nicht auf dem Turnierplatz.«

»Wir könnten einen Kompromiss finden«, meinte Galeazzo. »Aber auch dafür muss ich die Genehmigung aus Mailand einholen. Wir könnten Euch, wenn Ihr den Drachen wirklich tötet, die Ländereien, die Ihr beansprucht, für eine begrenzte Zeit, sagen wir drei Jahre, zur Nutzung überlassen. Danach fallen sie an die Stadt zurück. Was sagt Ihr dazu?«

»Das soll ein Angebot sein?«, schrie Loredano. Er schlug sich mit der Faust auf die Brust. Das Kettenhemd rasselte. »Lieber tue ich gar nichts! Feilscht nicht mit mir!«

»Aber warum? Ihr hättet doch den Vorteil der Nutzung für einige Zeit! Die Ländereien rund um den See sind äußerst fruchtbar. Sie brächten Euch einen stattlichen Gewinn!«

»Dann soll der Drache lieber alle Leute aus Lodi fressen!«, schrie Loredano, der jetzt völlig außer sich war.

»Ihr seid unbeherrscht, eitel und selbstgefällig!«, stellte Galeazzo mit ruhiger Stimme fest. »Ich glaube immer weniger, dass Ihr den Auftrag ausführen werdet.«

Daraufhin beruhigte Loredano sich, zumindest äußerlich. Nach einer kurzen Pause sagte er: »Ich gebe euch allen noch einen Tag Zeit, euch für mich zu entscheiden! Einen einzigen Tag! Wenn ihr mich nicht zum Drachentöter bestimmt, dann überlasse ich euch eurem Schicksal. Sagt dann aber nicht, ich hätte euch nicht gewarnt! Der Drache wird noch viele Opfer fordern. Und er wird erst dann Ruhe geben, wenn ich ihn erlegt habe. Sagt das euren Visconti in Mailand! Und sagt ihnen auch, dass ich sie verfluche, wenn sie meine Dienste ablehnen!«

Nach diesen Worten entstand große Unruhe im Rat. Alle redeten plötzlich wild durcheinander. Ritter Loredano hörte

sich das noch einen Augenblick lang an, dann ging er polternd hinaus.

Als Henri und Uthman am Lago Gerundo ankamen, sahen sie den Graben, den man inzwischen um das Seeufer gezogen hatte. Und sie erblickten das Fischernetz von Luigi Lippi. Es hatte sich am Ufer in einer Baumwurzel verfangen. In dem Netz versuchte ein großer Krebs, sich zu befreien. Uthman ging hinüber, zog ihn aus der Schlinge des Netzes und warf ihn ins Wasser.

»Soll der Drache ihn fressen!«, sagte Uthman.

Henri blickte über den See. Alles war ruhig. »Der Drache kommt und geht, wie es ihm gefällt«, meinte er nachdenklich. »Fast kommt es mir so vor, als kenne er unsere Absichten.«

»Drachen sind schlau«, sagte Uthman. »Die *Termine* der Araber können sogar lesen – behauptet die Legende.«

»Ich glaube nicht, dass ein christlicher Drache das kann«, witzelte Henri. »Das können ja nicht einmal die meisten Christenmenschen.«

»Spotte nicht über deine Glaubensbrüder, Henri! Ihr seid doch eine Religion des Buches! Ebenso wie der Islam und das Judentum habt ihr ein Buch, das euch von Gott persönlich gegeben würde. Und die Christen haben es alle gelesen.«

»Nun, das behaupten sie zumindest. Aber lassen wir das. Wo ist der Drache?«

Beide schauten über die unbewegte Wasseroberfläche. Die Sonne brannte darauf, und das Wasser schien hell und friedlich.

»Sollen wir mit dem Boot hinausfahren?«, fragte Uthman.

»Eine gute Idee«, sagte Henri. »Wir müssen aber auf der Hut sein. Wenn wir angegriffen werden, müssen wir unsere Schwerter bereit haben.«

»Meines ist immer bereit, ich bin immer in Feindesland«, sagte Uthman. »Und das hat nichts mit einer besonderen Gefahr zu tun, ich fühle nur, dass die Schöpfung an sich gefährlich ist. Und ich eigne mich gut als Feind für alles Mögliche.«

»Du kritisierst die Schöpfung und Allah, mein Freund?«

»Nein. Nur die, die sie auslegen. Nur die Menschen, die über die Erde kriechen und sich von Allah entfernen.«

»Die Schöpfung hat die Menschen so geschaffen, wie sie sind. Keinem Menschen gelingt es, sich gegen Gott zu wenden, wenn der es nicht will.«

»Das ist ein altes Streitthema«, sagte Uthman und stieß das Boot vom Ufer ab. »Darüber haben schon ganz andere debattiert. Jahrhundertlang!«

Henri nahm das Ruder in die Hand. »Ich weiß. Und sie kamen zu keinem Resultat.« Das Boot legte ab. »So sind wir Menschen also verantwortlich für das, was wir tun, und können nicht Gott die Schuld für unsere Taten und unser Schicksal zuschieben?«

»Genauso denke ich«, sagte Uthman und legte sich in die Riemen. Das Boot fuhr hinaus, und bald lag das Ufer weit hinter ihnen.

Der See war spiegelglatt. In der Mitte angekommen, stellten die Freunde das Rudern ein. Das Boot begann, sich im Kreis zu drehen. Erst langsam, dann immer schneller. Irgendetwas bewegte es. Sie ließen es geschehen.

Henri und Uthman blickten sich zu allen Seiten hin um und beobachteten das Wasser. Der Lago Gerundo schien wie ein Meer bis zum Horizont zu reichen.

Die beiden Freunde kamen sich nach einer Weile vor wie Ausgesetzte. Allein unter dem klaren Himmel, in einer winzigen Nusschale auf einem endlos scheinenden See, in dem ein Ungeheuer auf sie lauerte, dachten sie darüber nach,

ob Gott und Allah ihre Geschicke lenkten. Oder ob sie allein auf sich gestellt waren und alle Freiheiten des Handelns besaßen. War der Mensch Herr seiner eigenen Taten, konnte er allein sich retten? Sie fanden keine Antwort. Sie ließen den Kahn einfach treiben und warteten ab. Warteten sie auf den Dämon? Oder auf das Tier? In der Schöpfung, das spürten der Christ und der Muslim, ohne dass sie darüber sprachen, war beides stets gegenwärtig. Tier und Dämon, Glaube und Aberglaube. Und die Angst davor war immer groß.

In diesen schweren Gedanken überquerten die beiden Männer den See. Langsam kam das Ufer einer in der Mitte liegenden Insel in Sicht. Es kam immer näher, und sie ruderten nicht dagegen an. Alles geschah lautlos. Der Drache zeigte sich nicht. Der See war ruhig und lag spiegelglatt da.

Ende September 1319. Das Einverständnis

»In welche Zeit wird unser Kind nur hineingeboren! Erst kam der Komet, dann zog die Pest vorbei, die uns zum Glück nur streifte, und jetzt bedroht uns dieser Drache! Sind wir auserkoren, in einer besonders finsternen Zeit zu leben?«

Francesco nahm seine Frau in die Arme. »Nein, Anna, das glaube ich nicht. Wir leben in einer wundervollen Zeit. Denk doch zurück. Als wir uns kennen und lieben lernten, ging es uns wesentlich schlechter. Inzwischen ist viel passiert. Alles hat sich zum Guten gewendet. Wir sind eine Familie! Wir leben zusammen. Und wir sind glücklich!«

»Unser Glück kann doch nicht der einzige Maßstab sein. Natürlich, wie habe ich mich danach geseht, deine Frau zu sein! Damals wollte ich sterben ohne dich. Und du wolltest sterben ohne mich. Und jetzt, wo wir uns haben, sehe ich, dass wir nicht allein auf der Welt sind. So dumm es klingt, damals habe ich das nicht begriffen. Ich hielt sogar Vater und Mutter für meine Erfindung. Und ich war zornig auf sie, weil sie mir mein Glück nicht zu gönnen schienen. Jetzt sind beide tot. Vater wurde ermordet, Mutter starb im Gram. Und ich sehe, dass auch unser Glück nur vorübergehend sein kann. Wir leben für unsere Liebe – aber vor allem für unsere Kinder. In welche Welt wird unser Kind also hineinwachsen? Diese Frage quält mich.«

»Beruhige dich, Anna, wir werden dafür kämpfen, dass es eine friedliche und sorgenlose Zeit ist. Und wir haben gute

Freunde, die uns dabei helfen. Denk nur an Henri de Roslin und seine Gefährten!«

»Das stimmt. Und gerade habe ich mich gefragt, wo Henri und Uthman bleiben? Sie wollten doch heute Abend zur Ratssitzung gehen und danach zu uns zurückkommen. Jetzt ist es bereits Nacht. Und von beiden fehlt jede Spur. Auch Sean, Joshua und Madeleine sind fort. Ich mache mir Sorgen.«

»Vielleicht wollten sie uns einmal ungestört allein sein lassen.«

»Sie sind sehr rücksichtsvoll, das stimmt. Oh, Francesco, wenn ich an damals denke! Die Mächtigen ermordeten meinen Vater, und sie versuchten, es dir in die Schuhe zu schieben! Was habe ich gelitten! Aber ich habe keine Minute an dir gezweifelt, Francesco!«

Francesco war an eine Kommode getreten. Er suchte einige Zeit, dann zog er ein Pergament hervor. Er sagte:

»Ich habe dir damals diesen Brief geschrieben. Es war wirklich eine harte Zeit. Soll ich ihn dir noch einmal vorlesen?«

»Darf ich dabei zu deinen Knien sitzen?«

»Komm her zu mir, Liebste!«

»So. Lies vor. Es ist eine Stimme aus ferner Zeit. Ich werde die Augen schließen. Ich will sehen, ob ich mich noch an jedes einzelne deiner Worte erinnern kann, denn deine Briefe gaben mir damals immer Halt und Kraft.«

»Genauso ging es mir mit den deinen!«

»So lies!«

Francesco hielt den Brief aufgefaltet vor seine Augen. Er räusperte sich. Dann las er. »Liebste Anna! Ich sitze hier in einer Zelle in der Komturei der Templer und denke an dich. Mehr noch, ich verzehre mich nach dir! Natürlich habe ich schon von der entsetzlichen Tat an deinem Vater gehört. Es ist alles so schrecklich! Aber wenigstens in einem Punkt kannst

du getröstet sein: Der Templer, zu dem ich geflohen und bei dem ich in Sicherheit bin, wird den Mörder deines Vaters finden. Er ist ein tatkräftiger und ganz und gar vertrauenswürdiger Mann. Sei tapfer, liebste Anna! Es wird alles gut werden, das spüre ich!«

Francesco machte eine Pause. Anna schlug die Augen auf und blickte ihn an.

»Warum zögerst du? Ich genieße deine Worte und den Klang deiner Stimme, auch wenn sie von einem traurigen Anlass berichtet.«

Francesco fuhr fort: »Du bist mein ganzes Leben, liebste Anna. Wie tröstet mich der Gedanke, dass es dich gibt. Komm, Sanfte, Liebste, in meine Nähe, damit ich dich spüre. Den ganzen Tag lang will ich an dich denken, und meine Gedanken sollen zu dir fliegen. Und wenn die Nacht kommt, dann will ich mir dein Gesicht vorstellen, meine schöne, zarte, kluge Anna. Dein Name tropft wie weiches Rindertalg, du Herrlichste von allen, du schlichtes Mädchen im Alltagskleid, oh, du Geliebte all meiner Sinne.«

Francesco machte erneut eine Pause. Anna seufzte. Die Worte ihres Liebsten ergriffen sie.

Francesco las weiter: »Anna, meine süße Blume, eines Tages werden wir in einem prächtigen Schloss zusammenwohnen, wir werden verheiratet sein und Kinder haben, so viele, wie der Himmel Sterne hat. Doch bis dahin müssen wir uns in Geduld üben. Und wir müssen hoffen, dass der Templer, dem ich vertraue, den wahren Schuldigen aufspürt. Denn nur, wenn er ihn findet, hat unsere Pein ein Ende. Dann werden alle wissen, dass ein anderer die Schuld an unserem Unglück trägt, jemand, der uns böswillig ins Verderben treiben will. Bis bald, geliebte Anna! Überwältigt von Tränen denke ich an dich und sende dir Abertausende von Küssen!«

»Ach, Francesco!« Anna wandte ihr Gesicht dem Liebsten zu, und sie küssten sich. »Wir wollen viele, viele Kinder bekommen, ja? Ich bin noch jung, ich kann noch einige bekommen – aber du musst dich anstrengen.«

Francesco errötete, dann lachte er. »Es liegt auch an dir. Wenn du wirklich willst...?«

»Natürlich will ich! Immerzu! Es ist so schön.«

»Vielleicht hast du Recht, und die Gefährten sind extra ausgeblieben, damit wir Zeit für uns haben. Wir sollten sie nutzen, was meinst du?«

»Ja, nutzen wir sie. Komm, wir gehen nach oben.«

»Nein, warte. Wir können auch hier bleiben. Ich lege nur eben den Brief beiseite. Die Worte haben mich tief gerührt. So ging es uns damals. Ich spüre es deutlich. Es waren tiefe, ehrliche Gefühle. Und sie haben uns nicht getäuscht.«

»Wahrlich nicht. Jetzt komm zu mir. Hierher auf das Fell. Ist es nicht herrlich hier? Und du, du bist auch so herrlich, mein großartiger Held!«

Henri und Uthman tauchten langsam wieder aus ihren Gedanken auf. Seltsam, wie einen die Stimmung hier gefangen nimmt, dachten sie. Man wird auf wundersame Weise in eine andere Welt getragen. Über diesem See liegt wahrlich ein Zauber.

Sie nahmen die Ruder. Das Boot, das sich langsam im Kreis gedreht hatte, richtete seinen Bug jetzt nach Osten.

Die beiden Männer hatten Zeit und Raum vergessen. Auch an die Ratssitzung dachten sie nicht mehr, aber sie hatten es auch nicht für besonders wichtig gehalten, dabei zu sein. Man würde über den Auftrag an den Ritter diskutieren und versuchen, ihn hinzuhalten. Ihre Anwesenheit war dabei nicht erforderlich.

Vollkommen fasziniert von ihrer Umgebung, wurden die Freunde unaufmerksam. Keiner rechnete damit, dass der Drache auftauchte, aber man konnte ja nie wissen. Furcht verspürten sie nicht, es war ihnen nur ein wenig unheimlich, dass sie eine Zeit lang in Gedanken so weit fort gewesen waren, dass sie um sich herum kaum mehr etwas wahrgenommen hatten.

»Wo ist man wohl, wenn der Geist so abwesend ist?«, fragte Uthman laut, richtete die Frage allerdings mehr an sich selbst als an seinen Freund. »Es ist schon ein wenig unheimlich, ganz so, als tauche man in eine andere Welt ab. Man nimmt nichts mehr wahr. Gibt es das – eine zweite Welt?«

»Ich weiß nicht. Aber in Momenten wie diesen ist man seiner Umgebung wehrlos ausgeliefert«, sagte Henri. »Wenn der Drache aufgetaucht wäre – ich weiß nicht, was wir getan hätten.«

»Vielleicht ist der Drache schuld an unserer geistigen Abwesenheit?«, meinte Uthman.

»Wie meinst du das? Es klingt beinahe wie ein Vorwurf.«

»Nein, das nicht. Aber dieser Drache, ich meine, wenn es ihn gibt, dann ist er merkwürdig unwirklich. Er gleicht eher einem Geist, von dem man erwartet, dass er das Leben nur simuliert, ohne es wirklich zu besitzen. Er hat uns beeinflusst.«

»Fahren wir zum Ufer zurück. Ich sehe in der Ferne mehrere Leute. Vielleicht wartet man dort auf uns.«

»Stimmt, jetzt sehe ich die Leute auch. Oh, stell dir vor, Henri, es sind unsere Freunde. Was sie wohl hier machen?«

»Sie werden sich Sorgen gemacht haben, weil wir so lange fort geblieben sind. Das sind wirklich wahre Freunde!«

Kurz darauf nahmen Joshua, Sean und Madeleine Henri und Uthman dort in Empfang, wo sie vor einiger Zeit ihre Ruderfahrt begonnen hatten. Sie zogen das Boot ans Ufer und vertäuten es.

»Was habt ihr gesehen?«, wollte Sean sofort wissen.

»So gut wie gar nichts«, sagte Henri. »Wir waren allein, der Drache hat sich nicht gezeigt. Dann ging die Sonne unter, und wir ruderten zurück.«

»Das sind recht magere Neuigkeiten«, meinte Joshua. »Aber sie reichen aus, mich glücklich zu machen. Denn nun seid ihr nicht mehr in Gefahr, und ihr seid es auch nie gewesen. Das höre ich gern.«

»Gehen wir zurück«, sagte Madeleine, die sich bei Uthman unterhakte.

»In den Stadtpalast zu gehen hat nun keinen Zweck mehr«, meinte Uthman. »Es ist zu spät, sie werden ihre Sitzung beendet haben. Wir gehen zu den della Roccas zurück. Wir müssen uns auch überlegen, wie lange wir ihre Gastfreundschaft noch in Anspruch nehmen wollen, denn sicher stören wir das junge Ehepaar.«

»Du hast Recht. Und es geht auch darum, was wir in Lodi noch zu unternehmen gedenken«, sagte Henri. »Ich habe Francesco und Anna wieder gesehen, das war schön.

Aber ich fühle mich hier nicht mehr gebunden. Lasst uns die Sache mit dem Drachen klären, und dann geht es weiter.«

»Dann reisen wir also bald ab«, sagte Joshua. »Ich weiß zwar nicht, wohin es mich zieht. Aber hier fühle ich mich ziemlich fremd. Wir sollten in Richtung Osten ziehen. Näher zum Heiligen Land hin. Vielleicht nach Malta oder Zypern. Wir könnten uns auf diesen Inseln um die Reste des Templerordens kümmern. Was meinst du, Henri? Wenn du den Tempel je wieder aufbauen willst, wäre es dann nicht gut, dort anzufangen?«

»Ein anregender Gedanke«, sagte Henri erfreut. »Daran habe ich bisher noch gar nicht gedacht. Immer, wenn ich mich mit dem Gedanken trug, den Tempel wieder zu errichten, tauchten seine Trümmer hier im Abendland vor meinem inneren Auge

auf. Und ich dachte, das Beste sei, den Tempel dort wieder aufzubauen – in Frankreich, England oder Schottland. Letztlich in meiner Heimat, in Midlothian. Aber niemals dort, wo der Tempel seine letzten Schlachten geschlagen hat, in Zypern. Dort, wo der letzte Großmeister, Jacques de Molay, lebte, bevor ihn die Verräter nach Paris lockten.«

»So verlassen wir Lodi und ziehen weiter nach Zypern?«, fragte Sean begeistert.

»Schon wieder reisen«, seufzte Madeleine. »Aber diesmal geht es ja nicht über die Alpen!«

»Nein. Dieser Weg ginge nicht in die Höhe. Er würde vielmehr in die Tiefe führen, in die Tiefe der Vergangenheit«, sagte Henri, während sie auf Lodi zuritten.

Am Morgen ließ Loredano sein Pferd satteln. Er war mit Schild, Schwert und Lanze ausgerüstet, als ginge es in eine Schlacht. Auch sein Pferd trug eine Rüstung aus eisernen Ketten. Loredano bewegte sich gravitatisch. Er wollte sich in der Stadt den Leuten zeigen, verhielt sich aber so, als achte er auf nichts, was um ihn herum vor sich ging. So verhielt er sich allerdings immer. Für die Menge interessierte er sich nicht wirklich. Er erwartete nur ihren Respekt und ihre bewundernden Blicke.

Da er normalerweise nur mit seinem Bruder zusammenlebte, der indes zurzeit in Mailand weilte, musste Loredano sich von niemandem verabschieden. Er hatte einst eine Geliebte gehabt, doch diese war noch vor Ablauf eines Jahres an einer tückischen Krankheit verstorben. Er hätte sie ohnehin nicht geheiratet, denn sie war nicht von Stand, aber er hatte sie wirklich geliebt. Und er vermisste sie jeden Tag. Er hätte sie jetzt zu sich in sein Haus genommen und wäre jede Nacht zu ihr gegangen. Loredano wusste, er wäre der schönen Isabella niemals überdrüssig geworden. Aber jetzt war niemand außer dem unwürdigen Lakaien da, der ihn verabschiedete.

Loredano ritt aus der Stadt hinaus. Er versuchte, seinen Groll zu besänftigen. Es dauerte sehr lange, bis sich die Herren von Lodi zu einem Entschluss durchrangen, und er wollte nicht das Opfer dieser Entscheidung sein. Er musste handeln und Tatsachen schaffen, dann würde man sich im Stadtmagistrat auch verpflichtet fühlen, seine Forderungen zu erfüllen. Er würde ihnen die Entscheidung abnehmen.

Loredano ritt durch die Senke zwischen den Hügeln, die hinter Lodi lagen. Er erreichte das Waldstück. Ohne zu zögern, ritt er weiter. Schon kam in der Ferne der See in Sicht. Jetzt machte Loredano mit seinem Pferd einen Schwenk. Er ritt nach Osten, quer durch den in der Breite gestreckten Wald. Den See zur Linken, beobachtete er die Täler auf der anderen Seite. Gespannt wartete er, ob etwas geschah.

Nach einer Weile verhielt er sein Pferd und verharrte reglos im Schatten der Bäume. Er sah alles, nichts entging seinem scharfen Blick. Er wirkte zufrieden, fast gelassen. Dann ritt er weiter, nun hinunter zum See.

Er dachte an seinen Schutzengel. Er wusste, dass Michael in diesen Tagen nahe bei ihm war. Er musste nicht in die Kirche gehen, um das Schutzengelfest zu feiern, die Erscheinung des heiligen Erzengels war ihm vertraut, er sprach jeden Tag mit seinem Engel.

Ganz in Gedanken versunken, erreichte Loredano das Seeufer. Er wusste, dass Habgier eine Todsünde war. Waren es die Prediger, die gegen ihn waren und dem Stadtmagistrat einflüsterten, ihm die Ländereien am Seeufer nicht zu überlassen? Aber war er denn habgierig? Stand ihm das, was er verlangte, nicht allein schon von Standes wegen zu?

Loredano lenkte sein Pferd jetzt durch den weichen Sand und rückte Schwert und Schild zurecht. Im gleichen Augenblick nahm er im Wasser eine Bewegung wahr. Etwas, das wie die Bugwelle eines unsichtbaren Schiffes wirkte, rauschte heran.

Loredano zögerte keinen Moment. Er gab seinem Pferd die Sporen und preschte los.

Sean stand unbeweglich am Rand einer Lichtung und beobachtete etwas in der Ferne. Es war Loredano. Er trug eine Rüstung, als zöge er in eine Schlacht.

Das ist doch ein merkwürdiger Kerl, dachte Sean.

Henri hatte ihm erlaubt, sich an Loredanos Fersen zu heften. Er war auf der Suche nach ihm eine Zeit lang umhergeritten und hatte ihn endlich gefunden. Sean war stolz darauf, den angeblichen Drachentöter allein auskundschaften zu dürfen. Er erinnerte sich daran, wie Henri ihm vor einiger Zeit das Spurenlesen beigebracht hatte. Die Wildschweinspuren, mit denen er das Fährtenlesen gelernt hatte, sah er im Geiste immer noch genau vor sich. Henri war wirklich ein hervorragender Meister, dachte Sean. Was er von ihm nicht schon alles gelernt hatte...

Als Sean sich plötzlich daran erinnerte, dass er ja nicht hier im Gebüsch stand, um in Erinnerungen zu schwelgen, spitzte er sofort wieder die Ohren und blickte um sich. Doch Loredano war verschwunden. Weit und breit war nichts mehr von dem Ritter zu sehen.

Sean ärgerte sich über seine Unachtsamkeit und gab seinem Pferd die Hacken. Er wollte unbedingt wieder zu dem Ritter aufschließen. Er durchquerte den Wald so rasch und so vorsichtig und geräuschlos, wie er konnte, und dann sah er Loredano auch schon wieder vor sich. Er trabte gemächlich dahin, die Lanze erhoben, als ritte er in ein Turnier und wollte den zuschauenden Damen imponieren. Sean fragte sich, was für ein Mensch Loredano wohl sei, da er offenbar Posen liebte, obwohl keine Zuschauer anwesend waren. Phantasierte er sich ein Publikum zurecht?

Erst nach einer Weile begriff Sean, dass es durchaus einen Zuschauer gab – nämlich ihn selbst. Sean erschrak einen

Herzschlag lang. Konnte es sein, dass Loredano bemerkt hatte, dass er ihn verfolgte?

Sean verhielt sein Pferd. Ein Anflug von Angst machte sich plötzlich bei ihm bemerkbar, aber dann beruhigte er sich wieder. Es war unmöglich, dass Loredano ihn gesehen hatte! Er war vorsichtig genug gewesen.

Von der Mitte des Sees aus, von dort, wo eine kleine Insel lag, bewegte sich in diesem Augenblick eine Art Bugwelle heran, genau auf den Ritter zu. Sean musste zweimal hinschauen, um zu begreifen, was er da sah. Es war eine Welle, wie Schiffe sie vor sich herschieben, die in schneller Fahrt waren, oder wie nur ein sehr starker Wind sie verursachen konnte.

Sean erschrak, als er plötzlich einen mächtigen Kopf erblickte, der langsam aus dem Wasser auftauchte. Er schob sich in die Höhe, je näher er dem Ufer kam. Schon waren die mächtigen Stirnwülste zu sehen, die Augen, die Nasenöffnungen. Dann tauchte ein mächtiges Maul auf, das wild aufgerissen wurde, und Sean erblickte darin zwei schreckliche Zahnreihen.

Das Ungeheuer aus dem Wasser hielt direkt auf das Ufer zu und damit auch auf Ritter Loredano. Aber dieser zögerte keinen Moment. Er hielt nicht inne, er ritt einfach weiter. Sah er die Gefahr denn nicht?

Sean wollte ihm zurufen, er wollte ihn warnen. Der Mann befand sich in Todesgefahr! Doch vor Schreck brachte Sean keinen einzigen Ton heraus. Tatenlos beobachtete er den immer mächtiger werdenden Kopf des Dämons und den kleinen Reiter mit seiner winzigen Lanze und dem Miniaturschild, der darauf zuritt.

Schon im nächsten Moment mussten sie zusammenprallen. Und dann würde es einen furchtbaren Kampf geben, bei dem

es nur einen Gewinner geben konnte. Sean vermochte nicht, sich von der Stelle zu rühren.

Francesco della Rocca war ein sanfter Mensch. Aber in diesem Augenblick verlor er die Fassung. Er stand mit hochrotem Kopf da und rang um Worte.

Er war aus seinem Haus gestürmt, als er sah, dass der Gast mit einem seiner Steinmetze zum Stall ging und die Pferde satteln ließ. Gerade wollte Francesco seinen besten Steinmetz anweisen, einen Fries in der kleinen Kapelle auszubessern, aus dem ein Stück herausgebrochen war.

Er kam zu spät. Uthman schwang sich bereits in den Sattel, und der Steinmetz tat es ihm nach. Francesco war es durchaus nicht gewohnt, dass man ungefragt seine Leute in Anspruch nahm. Auch seine Höflichkeit als Gastgeber ging nicht so weit, dass er seinen Gästen Verfügungsgewalt über seine Bediensteten einräumte.

Francesco rannte hinter den beiden Reitern her. Doch die verließen bereits das Anwesen und waren im nächsten Augenblick nicht mehr zu sehen.

Francesco ging zu Henri, der zusammen mit Joshua, Madeleine und Anna im Garten saß. Atemlos stellte Francesco seinen Gast zur Rede.

»Lieber Henri, ich habe dir und deinen Freunden gerne meine Gastfreundschaft geschenkt. Aber ich bin es nicht gewohnt, dass meine Gäste auf meinem Grundstück schalten und walten, wie es ihnen gefällt, ohne meine Zustimmung einzuholen. Bei aller Freundschaft! Das geht nicht!

Wohin ist Uthman geritten? Und warum braucht er meinen Steinmetz, der immerhin in meinen Diensten steht und zu arbeiten hat?«

Henri war sofort klar, dass es ein Fehler gewesen war, Francesco nicht zu fragen.

»Verzeih, Francesco!«, sagte er. »Es war falsch, deine Erlaubnis nicht einzuholen. Aber wir hatten es eilig. Wir hatten uns besprochen und waren übereingekommen, dass Uthman auf seinem Ritt in den Wald einen kundigen Fachmann an seiner Seite haben sollte, der ihn beraten kann.«

»Auf seinem Ritt in den Wald? Gar zum See hin?«

»Ja. Es handelt sich...«

»Seid ihr von allen guten Geistern verlassen? Am See wütet noch immer der Drache! Ihr gefährdet meinen Steinmetz! Was soll er im Wald tun?«

Henri blieb ganz ruhig. »Bitte setz dich, Francesco! Ich erkläre es dir!«

Francesco tat, worum Henri ihn bat. »Also?«, fragte er dann.

»Uthman versprach mir, dass er den Drachen tötet und mitbringt, falls er ihn zu Gesicht bekommt.«

»Wie? Aber das ist doch...!«

»Sieh, Francesco. Es wird beiden nichts geschehen. Vertrau mir. Uthman wird vorsichtig sein.«

»Ich verstehe zwar offenbar nicht viel von dem, was da gerade vor sich geht, und bin sehr wütend, wie du siehst – aber natürlich glaube und vertraue ich dir, Henri.«

»Mein Knappe hat vorhin Ritter Loredano beobachtet. Und er hat mir interessante Dinge berichtet. Ich will sie noch für mich behalten. Vorerst nur so viel: Sean erzählte uns, dass der Drache aufgetaucht und etwas sehr Sonderbares geschehen sei.«

»Der Drache ist also offensichtlich nicht tot, wie dieser Fischer uns glauben ließ?«

»Nein«, sagte Henri zögernd. »Und es sieht auch so aus, als habe der Ritter eine Methode gefunden, das Untier zu bekämpfen – auf seine Weise. Ob sie erfolgreich ist, wird man

sehen. Und ob wir es ihm gestatten wollen, wird sich auch erst erweisen müssen. Ich denke, ich muss mich wohl doch um den Drachen kümmern, denn es geschehen sehr merkwürdige Dinge. Wenn ihr, Anna und Francesco, es gestattet, würden wir gerne noch ein paar Tage als Gäste bei euch bleiben.«

»So lange du willst, Henri! Ich freue mich, dass ihr alle mein Haus beehrt! Aber...«

»Und sorg dich bitte nicht um deinen Steinmetz. Ich garantiere dir, dass er gesund von seinem Ausflug zurückkehrt.«

Francesco seufzte. »Gut, erkläre mir nichts weiter. Es könnte mich nur beunruhigen, und die Unruhe könnte sich auf Anna übertragen und damit auf unser Kind. Ich möchte von dieser Drachengeschichte am liebsten gar nichts mehr hören. Ich hoffe nur, dieses Ungeheuer verschwindet eines Tages, damit wieder Ruhe in Lodi einkehrt.«

»Es wird verschwinden«, sagte Henri zuversichtlich. »Wir werden dafür sorgen. Vielleicht muss aber auch Ritter Loredano daran glauben. Das hängt von seinem weiteren Verhalten ab. Von Sean und Uthman werden wir Näheres erfahren.«

»Teile mir mit, was du glaubst, mir mitteilen zu müssen«, sagte Francesco. »Informiere mich, wenn es notwendig ist.

Im Übrigen will ich mich gedulden und abwarten. Ich vertraue darauf, dass du alles zum Guten richten wirst.«

»Das hoffe ich, Francesco. Ich danke dir für dein Vertrauen!«

Ende September 1319. Das Ultimatum

»Die Leiche ist völlig zerfetzt, es muss ein Junge sein oder ein junger Mann, man kann es nicht genau sagen, auch sein Gesicht kann man nicht mehr erkennen. Es ist ein entsetzlicher Anblick! Wie lange wollen wir noch dulden, dass uns dieses Ungeheuer tyrannisiert?«

»Du hast auch von seinem Pferd gesprochen. Was ist mit seinem Pferd?«

»Frag lieber, was ist mit dem, was einmal ein Pferd gewesen war! Es ist jetzt nicht mehr als ein blutiger Kadaver!«

»Wie schrecklich! Warum gerade hier in Lodi?«

»Und in der Nähe der Stelle, wo die Leichen lagen, fand ich Spuren! Riesige Spuren, sage ich euch! Das Ungeheuer muss gewaltige Klauen haben, mit Krallen so groß wie Krummschwerter! Wenn ich mir vorstelle, wie groß und wie schrecklich erst der Leib ist, der dazugehört...!«

Auf dem Markt von Lodi drohte Panik auszubrechen. Alle Aufregung zuvor war nichts gegen die Erregung, die die Menge jetzt erfasst hatte. In solchen Momenten konnte es zum Aufruhr kommen, der Zorn konnte leicht gegen die Herrschenden umschlagen. Einige Bewohner hatten sich schon bewaffnet, Bauern fuchtelten mit Sensen und Mistgabeln herum, Handwerker mit Hämmern und Äxten. »Wir sollten alle zum See ziehen!«

»Und was tun wir dort?«

»Wir könnten eine Barrikade bauen!«

»Ritter Loredano hat doch schon einen Graben gezogen und eine kleine Palisade errichtet!«

»Aber das nützt nichts, das sehen wir doch, denn der Drache hat wieder zugeschlagen! Vielleicht kommt er ja von ganz woanders her!«

»Wo ist dieser Ritter Loredano überhaupt?«

»Jemand hat ihn zum See reiten sehen.«

»Dann ist es sein zeretzter Leichnam, der dort liegt!«

»Das glaube ich nicht. Denn ich fand keine Rüstung, kein Schild und keine Waffe – fressen Drachen etwa Eisen?«

»Wie können wir das wissen? Vielleicht tun sie es. Vor allem aber töten sie Menschen. Dies ist schon der dritte Tote innerhalb von wenigen Tagen!«

»Hört mal, Leute! Ich habe vorhin den Jungen, der diesen Henri de Roslin begleitet, in der Nähe des Sees reiten sehen! Vielleicht sollten wir Henri informieren.«

»Der Junge? Könnte er das Opfer sein?«

»Wir müssen es seinem Herrn zumindest sagen.«

»Gute Idee!«

»Ich reite zu ihm!«

»Mach das, Giovanni. Nicht auszudenken, wenn die Leiche am See tatsächlich dieser Junge ist! Kein Fremder kommt dann mehr nach Lodi!«

»Na und, wäre das schlimm? Dann sind wir unter uns!«

»Und der Handel erliegt.«

»Auch wieder wahr.«

»Dennoch, erst wollen wir noch einmal von Giovanni hören, wie er die Leiche gefunden hat und auch das Pferd. Und erzähle auch von den Spuren noch einmal, Giovanni!«

»Also, das war so...«

Der Keller war nur notdürftig erleuchtet, zwei Fackeln flackerten in ihren Halterungen an der Wand. Die Wände hier unten waren feucht und modrig. Den Boden hatte man

allerdings mit Stroh und Spänen ausgelegt, daher war er relativ trocken. Hin und wieder huschte eine Ratte darüber hinweg, verschwand aber rasch wieder in irgendeinem Loch in der Wand.

Henri und Uthman hantierten schon eine Weile hier unten herum. Sie hatten sich unter einem Vorwand von Francesco ausdrücklich die Genehmigung dazu erteilen lassen. Was sie hier unten taten, war bei der schummrigen Beleuchtung nicht gut zu erkennen. Uthman ging eine ganze Zeit lang hin und her und kam jedes Mal mit vollen Händen zurück. Irgendwann nahm er einen der herumliegenden Körbe und legte die Dinge hinein, die er benötigte. Den Rest reichte er Henri. Dieser nickte zufrieden. Dann stapelte er das, was Uthman ausgesucht hatte, übereinander und schlug eine Decke darüber.

»Hast du alles?«, wollte Henri wissen.

»Ja«, sagte Uthman nickend. »Ich hoffe, ich täusche mich nicht. Aber ich habe es sorgfältig angeschaut. Vor allem in den Fundamenten steckt es. Ich denke, wir können den Beweis führen.«

»Gut«, sagte Henri. »Es wird einen Tumult geben, meinst du nicht? Sie werden außer sich sein.«

»Ich hoffe, wir kommen noch zur rechten Zeit. Denn ich fürchte, dass sich die Situation zuspitzen und noch gefährlicher werden könnte.«

»Deshalb sollten wir uns beeilen. Wenn nur Sean nichts zugestoßen ist. Vielleicht war es zu gefährlich, ihn allein hinter Loredano herreiten zu lassen.«

»Er wird vorsichtig genug sein. Ich hoffe hingegen, Francesco nimmt es uns nicht übel, dass wir ihn hinters Licht führen. Wir haben ihn schließlich belogen, das ist klar. Und er ist ein sehr empfindlicher Mann«, sagte Uthman.

»Ja, seit damals. Aber wenn ich es ihm erkläre, wird er es uns nachsehen. Er wird dann seinen Teil dazu beigetragen haben, dass in Lodi die Zeit der Schrecken endet.«

»Ist es nicht merkwürdig, dass es überall, wohin wir kommen, Unheil gibt? Ziehen wir das Unheil vielleicht an?«, fragte Uthman.

»Das Unheil ist nicht nur da, wo wir hinkommen, mein Freund! Unsere Zeit ist nun einmal so«, sagte Henri.

»Dennoch finde ich es seltsam, dass wir immer in Probleme verstrickt sind. Ich würde gern einmal eine Reise machen, auf der ich mich um nichts kümmern muss.«

»Wir fahren nach Zypern, Uthman! Da kannst du es dir gut gehen lassen. Wir halten uns aus allem heraus, das verspreche ich dir.«

»Sicher. Für mich ist Zypern auch kein Feindesland. Für dich warten dort viele Erinnerungen an Niederlagen und auch an glorreiche Siege. Für mich – und auch für Madeleine – nur die Sonne.«

»Aber jetzt lass uns tun, was getan werden muss. Ich kann es kaum erwarten.«

Er stand breitbeinig da, seine stämmigen Beine in den festgestampften Lehm des Vorplatzes gerammt. Jetzt wollte er nicht mehr länger warten. Er blickte zum Balkon des Stadtpalasts empor, auf dem sich aber niemand zeigte, nur die Fahnen flatterten vor der Brüstung. Ritter Loredano stemmte die Fäuste in die Seite, sein Kettenhemd klirrte. Sein scharnierloser Helm umschloss sein Gesicht, das rot war vor Zorn.

»Galeazzo! Jetzt müsst Ihr Farbe bekennen! Ich habe nicht vor, länger zu warten! Wenn ich den Auftrag heute nicht

bekomme, dann überlasse ich Lodi seinem Schicksal, und der Drache kommt in die Stadt!«

»Um Gottes willen!«, schrie eine Frau hysterisch. »Holt den Statthalter her, damit er den Ritter anhört!«

Die Einwohner rückten näher, sie scharten sich um den Ritter. Wie eine Gefolgschaft sammelten sie sich hinter ihm. Loredano blickte starr zum Balkon auf. Immer mehr Menschen kamen hinzu.

Ein junger Mann, der ganz nahe bei Loredano stand, fragte diesen: »Wie viele Menschen wird der Drache noch holen, bis er gesättigt ist?«

»Er ist nicht zu sättigen!«, entgegnete Loredano finster. »Sein Zorn ist genauso unermesslich wie sein Hunger. Er hat lange Geduld gehabt, jetzt ist sie zu Ende.«

Der junge Mann war ein wenig irritiert wegen dieser Antwort und fragte weiter: »Haben Drachen denn ebensolche Gefühle wie Menschen, Ritter Loredano? Kennen sie Zorn und Sanftmut ebenso wie ein Ritter und ein Bauer?«

»Dieses Ungeheuer kennt nur den Zorn!«, erwiderte Loredano. »Ich sah es noch am Morgen am See. Und ich konnte mich gerade noch in Sicherheit bringen. Ich habe es nicht angegriffen, weil der Statthalter mir keinen Auftrag dazu erteilt hat. Dieser Galeazzo treibt ein gefährliches Spiel, ein Spiel der Verzögerung und der Verhinderung! Und so wird der Dämon weiter töten, das verspreche ich euch. Er kennt keine Gnade. Und nur ich kann ihn töten!«

Endlich erschien Galeazzo auf dem Balkon des Stadtpalasts. Er hatte offenbar soeben noch gegessen, denn er stocherte in seinen Zähnen herum, und seine Miene drückte Unwillen aus, als er sagte: »Was schlägt ihr hier draußen für einen Lärm, Bürger? Warum versammelt ihr euch vor dem Rathaus?«

»Sie sind wegen mir hier, und Ihr wisst genau, was ich will, Galeazzo!«, rief Loredano. »Ich komme in immer der gleichen

Angelegenheit! Das tue ich so lange, bis Ihr Euch entschieden habt. Also?»

»Es hat ein weiteres Opfer gegeben!«, rief eine Frau. »Jetzt ist Zeit, zu handeln!«

»Setzt die Regierung von Lodi nicht unter Druck!«, ermahnte Galeazzo die Leute auf dem Platz vor dem Stadtpalast. »Ich habe die großen Visconti in Mailand um Rat gefragt, und sie haben mir alle Freiheiten erteilt, zu veranlassen, was erforderlich ist.«

»Ja, und, Galeazzo, was veranlasst du?«, schrie Loredano.

»Seht, Leute! Die Visconti haben ein Interesse daran, dass es den Menschen in Lodi gut geht! Denn dann können sie in Ruhe regieren und müssen keine Aufstände befürchten.«

»Wir fordern, dass der Ritter zum Drachentöter und zum Herrn ernannt wird!«, rief ein Bauer. »Er wird uns von dem Ungeheuer erlösen. Sonst machen wir Ärger!«

»Zum Herrn wird er wohl niemals!«, sagte Galeazzo. »Denn damit würden wir zahlreiche althergebrachte Privilegien verletzen. Es gibt unter uns ranghöhere Adlige als Ritter Loredano, die ältere Ansprüche besitzen. Wenn ich mich umblicke, sehe ich einige. Wir können sie nicht übergehen, es wäre Unrecht. Ein Aufstand wäre die Folge! Und haben wir in der Stadt nicht die Vormachtstellung des Adels gerade erfolgreich gebrochen? Niemand will, dass der Bürgerkrieg wieder ausbricht.«

Ein alter Mann im prächtigen Gewand einer alteingesessenen adeligen Familie trat ein paar Schritte nach vorn und sagte: »Seid versichert, dass kein Bürgerkrieg ausbrechen wird, wenn Ihr Ritter Loredano um Herrn macht. Uns ist das gleich, wenn nur die Gefahr gebannt wird, die uns alle bedroht! Ernennet Ritter Loredano zu was Ihr wollt! Solange der Drache wütet, ist alles andere zweitrangig.«

»Er hat Recht! Der Edelmann hat ganz Recht! Es ist doch gleich, unter welcher Herrschaft wir stehen, wenn das Ungeheuer sich ein Opfer nach dem anderen holt!«

Eine dicke Bäuerin trat neben den Edelmann. Sie hielt die Hand seitlich vor den Mund und flüsterte dem alten Mann zu: »Wenn der Ritter versagt, dann muss dieser Pakt ohnehin nicht eingehalten werden. Dann lösen wir ihn unter der Hand wieder auf.«

»Genau!«, sagte der Alte und nickte der Bäuerin zu. Laut rief er zum Balkon hinauf: »Wir müssen den Pakt nicht schriftlich fixieren, das würde viel zu lange dauern. Diesmal wollen wir unser Wort gelten lassen. Wir bestimmen Ritter Loredano zum Drachentöter von Lodi und Umgebung, ohne Wenn und Aber!«

»Sind alle Bürger von Lodi dafür?«, fragte Galeazzo die Menge.

»Natürlich!«, riefen die Leute auf dem Platz ihm einstimmig zu.

»Wir einfachen Leute können nur gewinnen, nicht verlieren! Ritter Loredano muss den Drachen erlegen!«, bekräftigte der alte Edelmann den Entschluss noch einmal.

»Nun gut, ich habe euren Wunsch zur Kenntnis genommen, Bürger. Ich werde mich mit Stadtfürst Orsini und dessen Stellvertreter Malvolio beraten, und dann werden wir endgültig entscheiden, ob wir Loredano beauftragen wollen. Erwartet mich in einer Stunde wieder hier.«

»Halte dich daran, Statthalter! Denn sonst werden wir den Ritter selbst zum Drachentöter ernennen. Dann zieht er eben in unserem Namen los!«

»Droht nicht! Sonst lasse ich die Büttel aufmarschieren. In einer Stunde!«

Die Menge murrte. Aber alle blieben stehen. Loredano rührte sich nicht. Er stand da wie eine Statue. Den Kopf hatte er

gesenkt, er blickte vor sich hin. Nur diejenigen, die neben ihm standen, sahen, dass er die Augen geschlossen hatte.

Nur noch eine Stunde trennte ihn von seinem größten Triumph. Er wusste, nun konnte nichts mehr fehlschlagen. Er würde reich und mächtig werden. Er würde eine Regierung errichten, wie sie noch keine gesehen hatten. Das Unterste würde er nach oben kehren.

Und der Drache? Er würde dessen Schädel auf der Spitze seiner Lanze herbeibringen. Oder doch zumindest ein Stück seines ungeheuerlichen Kopfes. Denn mit seiner Bestallung zum neuen Lehnsherrn des Ostufers hatte der Drache ausgedient.

Die Menge auf dem Rathausplatz wuchs immer mehr an. Der Moment der Entscheidung nahte. Würde der Drache triumphieren oder die Stadt? Immer wieder versuchte jemand, Loredano anzusprechen, doch der war ganz in sich versunken. Er wollte nichts mehr hören und sehen, was ihn ablenkte. Etwas in ihm verhärtete sich. Er war an einem Punkt angelangt, an dem es kein Zurück mehr gab – nur noch rücksichtsloses Voranschreiten.

Mittlerweile starrten alle Leute auf dem Platz zum Balkon hinauf. Doch nichts geschah, nichts rührte sich.

Loredano hob langsam den Kopf. Er blickte jetzt starr geradeaus.

»Und wenn der Statthalter nicht kommt, was dann?«, fragte der Medicus ängstlich.

»Dann musst du mit ihm reden, Dottore! Mach ihm klar, dass es in Lodi zu einem Aufstand kommt, wenn er nicht langsam eine Entscheidung trifft! Wir werden die Rechte für Ritter Loredano einfordern!«

»Die Büttel werden aufziehen! Wahrscheinlich kommt aus Mailand Verstärkung! Es wird ein Blutbad geben!«

»So oder so wird es ein Blutbad geben! Die Frage stellt sich nur, wer darin gewaschen wird, und wer darin ertrinkt!«

»Sei nicht so vorlaut, Luigi! In jedem Fall müssen wir die Suppe auslöffeln, die feinen Herren haben immer die besseren Karten.«

»Ich schlage vor, wir tragen den Ritter feierlich zum See. Wir, die Bewohner von Lodi, bestimmen ihn zum Drachentöter, genau so, wie wir es dem Statthalter vorhin gesagt haben! Loredano ist unser Held!«

»Ja, machen wir es so!«

Endlich tat sich oben etwas. Die Balkontür wurde aufgestoßen. Zwei bewaffnete Soldaten traten heraus, postierten sich rechts und links der Brüstung und beobachteten die Menge. Dann traten nacheinander Stadtfürst Orsini, sein Stellvertreter Malvolio und Statthalter Galeazzo heraus.

Der Statthalter gab sich ganz majestätisch. Ganz offensichtlich genoss er die Aufmerksamkeit, die ihm die Menge entgegenbrachte. Nachdem er die Situation einige Augenblicke lang ausgekostet hatte, hob er den Arm, und auch der letzte Laut erstarb. Dann ließ Galeazzo seinen Blick über den dicht gefüllten Platz schweifen und sagte: »Bürger von Lodi! Ich habe mich beraten und beschlossen, auf die Forderungen Ritter Loredanos einzugehen!«

Ein Sturm der Begeisterung brach augenblicklich los. Jubel und Freudenschreie, als sei der Drache in diesem Moment bereits kraft des Beschlusses erlegt worden. Waffen und Fahnen wurden geschwenkt.

»Ich bestelle Loredano zum Drachentöter von Lodi!«

Erneuter Jubel brandete auf.

»Eine Gasse! Eine Gasse für den Drachentöter! Eine Gasse für den Retter unserer Stadt!«

Alle rückten auseinander. Mütter nahmen ihre Kinder an die Hand, Brüder ihre Schwestern, Männer packten ihre Frauen und zogen sie zurück. Die Gasse, durch die der Ritter ziehen konnte, war jetzt groß genug.

Plötzlich ertönte ein kräftiger Hornstoß. Sofort darauf erklang ein zweiter. Sie schienen wie durchdringende Mahnrufe, die die Stadt warnen wollten. Dann war ein lauter Ruf zu vernehmen.

Die Menge, gewohnt, Zuschauer zu sein, reckte die Hälse. Ein neues Schauspiel? Was war jetzt wieder los?

Die Signale kamen näher, sie wurden mahnender, und der Ruf war nun deutlich vernehmbar: »Den Weg frei!«, rief jemand.

Die Menge schien verwirrt, einige Frauen schrien vor Angst. Kam jetzt, im Moment der nahe bevorstehenden Rettung durch den todesmutigen Ritter, der Drache hierher? Aber konnte der Drache sprechen? Oder waren es Boten?

Viele schlugen ein Kreuz, und ein Priester, der in gefährlichen Momenten besonders mutig war, rief laut: »Halleluja!« Dann sahen die Leute, was sich da näherte. Im ersten Moment waren sie enttäuscht.

Es war ein hölzerner Karren. Aber ein gewaltiger Karren. Wahrscheinlich der größte, den es in Lodi gab.

»Es ist der Karren, mit dem der Schinder die Gefangenen transportiert!«, sagte ein Mann.

»Und wen führt er mit sich?«

»Ich kann es nicht erkennen, es sind zu viele Leute im Weg.«

»Ich erkenne, ich erkenne... eine Abdeckung!«

»Eine Abdeckung?«

»Eine große Plane! Etwas aus grauer Farbe. Sie liegt auf dem Karren!«

Der von zwei stämmigen, behäbigen Ochsen gezogene Wagen rumpelte heran. Auf dem Kutschbock saß Sean of

Ardchatten. Er schwang die Peitsche, aber die Zugtiere besaßen ihren eigenen Willen und trotteten gemächlich weiter. Die Menge wich zurück, der Karren bahnte sich seinen Weg durch sie hindurch. Sean wirkte ungemein stolz. Seine Kleidung war allerdings beschmutzt, und an seinem Hals klebte Blut.

Loredano beobachtete das Herannahen des Ochsenkarrens misstrauisch. War das nicht der Junge dieses Fremden? Loredano wollte jetzt keine überflüssige Verzögerung mehr dulden müssen. Jetzt wollte er nur eines – dass die Menge ihm eine Gasse bahnte, damit er zum See hinunterreiten konnte.

Aber die für ihn geöffnete Gasse passierte jetzt dieser Bengel, der auf dem Bock saß mit einem solch triumphierenden Gesichtsausdruck, dass Loredano am liebsten hineingehauen hätte. Ein Nichtswürdiger, der ihm die Aufmerksamkeit stahl.

Sean lenkte den Ochsenkarren bis dicht an die Mauern des Rathauses. Hier, auf dem kleinen Rathaus Hügel, konnte ihn jeder sehen, der auf dem Platz stand.

»Was ist, Junge? Warum fährst du genau in dem Moment vor, wo wir Ritter Loredano zum Drachentöter ernennen wollen?«

Sean richtete sich auf dem Kutschbock auf. Seine Miene wirkte angestrengt, so als habe er hart gearbeitet. Er versuchte die aufgeregte Menge mit beschwichtigenden Gesten seiner Arme zu beruhigen, doch es dauerte einige Zeit, bis es ihm gelang. Auch die Herren auf dem Balkon sahen ratlos aus, der Statthalter rief Sean etwas zu, das jedoch im Lärm unterging.

Sean deutete auf die Plane, die den Laderaum des großen Karrens verdeckte. Plötzlich traten Henri und Uthman aus der dicht gedrängten Menge hervor. Ohne ein Wort zu sagen, gingen sie zum Karren, fassten die darüber liegende Plane zu beiden Seiten und rissen sie dann mit einem Ruck fort.

Auf dem Karren war ein riesiges Skelett zu sehen, ein Skelett, wie es nur von einem Ungeheuer stammen konnte.

So etwas hatte in Lodi noch niemand gesehen. Die Leute wichen entsetzt zurück.

Ende September 1319. Die Schmach

Loredano hatte die Dämonen angerufen, er hatte gehofft und gebetet, doch es hatte alles nichts genutzt. War sein Sieg nicht schon ganz nahe gewesen? Warum spielte Gott nur mit ihm? Warum verspottete er ihn? Womit hatte er das verdient?

Loredano stand am Rand des Platzes. Er sah um sich herum das Getümmel, das Geschrei, die Freude der tumben Menge. Oh, sie warfen sich jedem an die Brust, der ihnen etwas bot. Eben noch wollten sie ihn auf dem Thron sehen, jetzt setzten sie die Krone einem anderen auf. Einem Jüngeren, einem Nichtswürdigen. Erwarteten sie nun etwa von ihm, dass er das alles klaglos hinnahm und einfach so abtrat?

Loredano ballte die Fäuste. Die Leute von Lodi hatten sich von ihm abgewendet. Alle drehten ihm jetzt den Rücken zu. Und wenn er heimliche Blicke nach oben schickte wo die Stadträte noch immer auf dem Balkon standen, dann sah er, dass keiner von ihnen auch noch einen Gedanken an ihn verschwendete. Sie schauten alle zu diesem Jungen hinüber. Diesem Bengel, der mit seinem Karren von irgendwoher gekommen war und ihn, den großen Ritter und Drachentöter, genarrt hatte. Loredano lachte bitter, er sah jetzt ein, dass er die Fremden unterschätzt hatte. Er war sich so sicher gewesen, dass sein Plan perfekt gewesen war, aber er hatte sich geirrt. Im letzten Moment hatten diese Abgefeymten ihm den tödlichen Streich versetzt.

Loredano bebte innerlich vor Zorn. Was konnte er jetzt noch tun? Er versuchte, die Lage nüchtern zu überdenken.

Noch war nicht alles verloren. Wenn er seinen Plan weiterverfolgte und wenn er sich nicht scheute, Blut zu vergießen, dann konnte alles gelingen. Er musste sich nur selbst überwinden und skrupellos sein. Das wollte er nicht. Er fürchtete sich sogar davor. Denn wenn der Hass in ihm siegte, dann wusste er nicht, wohin er ihn führte.

Der Hass war ein schlechter Führer, das wusste Loredano. Aber manchmal kam er nicht gegen ihn an.

Er hatte es schon einige Male erlebt, und es hatte ihn entsetzt. Wenn er seine Taten im Nachhinein betrachtete, widerten sie ihn oft an. Er wollte immer nur ein edler und gerechter Mensch sein. War er nicht Ritter eines ehrenwerten Geschlechts? Und verachtete er nicht die rohe und dumme Menge? Wenn er dann plötzlich merkte, dass er selbst kaum anders war als diese rohe Menge, erschrak er vor sich selbst. Dann konnte er nur noch zu der Kapelle in den Bergen reiten und sich auf die kalten Steine werfen – und beten, beten!

So tat er es jetzt auch. Gott, betete er bei sich, führe mich an deiner Hand, damit ich das Richtige tue. Lass mich in dieser schweren Zeit nicht allein!

Loredano blickte noch einmal in die Runde. Die Menschen um ihn herum jubelten, doch ihr Dank und ihr Respekt galten nicht ihm. Da beschloss Loredano zu handeln. Er machte auf dem Absatz kehrt und verließ den Platz. Die Lücke, die er gelassen hatte, wurde von Nachrückenden geschlossen. Nichts von ihm blieb auf dem Rathausplatz zurück, nicht einmal eine vage Erinnerung an den mutigen Ritter, als den er sich präsentiert hatte.

Sean war glücklich. Selbst junge, bildhübsche Mädchen drängten sich an ihn, eine von ihnen drückte ihm sogar einen Kuss auf den Mund und lachte ausgelassen dabei. Sie wollten

seine Nähe – die Nähe des Helden, der den Drachen erlegt hatte.

»Der junge Held soll uns erzählen, wie der den Drachen erlegt hat!«, verlangte jemand. »Mein Gott, ist das aufregend!«

Henri und Uthman standen am Ochsenkarren, der Sarazene beruhigte die Zugtiere, die mit den Hufen scharren. Die Menge war kaum zu bändigen.

Henri übernahm die Aufklärung. Er bat die Umstehenden mit beschwichtigenden Gesten zur Ruhe. Und als es allmählich still wurde, sagte er zu den Leuten: »Mein Knappe Sean ritt in den Wald. Er folgte Ritter Loredano, der dort seit einiger Zeit seltsame Dinge tat, Befestigungen errichtete und sich auf den Kampf gegen den Drachen vorbereitete. Mein Sean ist durchaus kampferprobt. Und er kann Spuren lesen. Deshalb sah er die Anzeichen rechtzeitig. Denn als er an der tiefsten Stelle des Waldes anlangte, dort, wo es nur Schatten gibt und die Sonne niemals hinfällt, dort sah er alles.«

»Was denn? Um Gottes willen, was sah er?«

Henri legte eine bewusste Pause ein und blinzelte Uthman zu. Der beruhigte noch immer die Ochsen. Als Henri zu Sean emporblickte, sah er, dass ein junges, dunkelhaariges Mädchen neben ihn geklettert war und ihn umarmte. Sean ließ es geschehen.

»Er sah das Nest des Drachen! Denn der Drache von Lodi war kein Seeungeheuer, das im Wasser lebt, wie es anderswo oft der Fall gewesen ist. Er lebte in einer tiefen Höhle, und zwar allein. Und wenn er sich in den See stürzte, dann nur, um die größten Fische zu fressen, die er auf seinem Grund finden konnte.«

»Und dann? Was geschah dann?«

»Sean of Ardchatten kann es euch selbst erzählen!«

Sean nickte Henri zu und sagte dann in die Stille hinein: »Ich näherte mich dem Drachen voller Furcht. Aber ich wusste, ich muss es wagen, damit die Stadt gerettet wird.«

»Ist es der erste Drache, den du erlegt hast, Junge?«

»Der allererste! Und es war ein harter Kampf. Ich sah ihn, wie er am Ausgang seiner Höhle lag, es war ein riesiges Tier! Ja, Leute, es war ein Tier, kein Dämon! Und ich ritt näher heran. Er erblickte mich und hob den Kopf. Das war ein furchtbarer Anblick, das könnt ihr mir glauben! Aber nach einem Moment des Schrecks fasste ich Mut und erinnerte mich an die Worte meines Herrn Henri, dass auch die furchtbarste Kreatur ihrerseits Furcht empfindet. Deshalb zog ich langsam meine Armbrust. Ich spannte sie. Und da erhob sich der Drache.«

Die Menge seufzte auf.

»Weiter! Erzähle weiter!«, forderten die Leute.

»Der Drache stellte sich auf seine vier klauenbewehrten Pranken. Drachen sind uralte, müsst ihr wissen, sie leben schon von Anbeginn der Zeit auf der Erde, noch bevor es Menschen gab, waren sie da, und...«

»Das ist doch Unsinn, Junge!«, rief der Priester. »Gott erschuf zuerst den Menschen und dann erst die Drachen und all die anderen Tiere im Meer und an Land. Und er sagte zum Menschen: Mache dir alles Untertan!«

»Lasst ihn weiterreden«, ermahnte Henri den Priester.

»Mein Knappe wollte gewiss nicht die Lehre unserer Kirche in Frage stellen. Es geht um andere Dinge.«

»Ja, lasst ihn weitererzählen! Unterbrecht ihn nicht!«

»Jedenfalls sind Drachen alt, sie stammen von den Sauriern ab, die einst auf der Erde lebten. Sie haben Klauen und furchtbare Zähne. Und der Drache erhob sich und kam auf mich zu. Und ich spannte die Armbrust.«

»Ja, ja! Und dann? Erlöse uns doch endlich von der Spannung, Junge!«

»Mein erster Pfeil traf den Drachen ins Maul und blieb in seinem Hals stecken. Aber er schloss sein Maul und schluckte den Pfeil einfach hinunter.«

Die Menge stöhnte auf.

»Ich spannte meine Armbrust erneut, was aber ein wenig Zeit in Anspruch nahm und einige Anstrengung erforderte. Der Drache kam inzwischen schnell auf mich zu. Er kroch nicht, nein, er schien zu fliegen. Ich versuchte, ruhig zu bleiben, denn wenn der Kämpfer erst den Kopf verliert, dann ist alles verloren, nicht wahr, Herr Henri?«

»So ist es, mein Sean«, sagte Henri. »Du hast deine Lektionen gut gelernt.«

»Der Drache kam rasch näher. Und ich hatte den nächsten Pfeil eingelegt. Ich spannte die Waffe erst, als der Drache schon ganz nahe war, denn ich wollte sein Auge treffen. Ich wusste, wenn es mir gelang, den Pfeil in sein Auge zu schießen, konnte ich Zeit gewinnen. Dann würde ich einen weiteren Pfeil einspannen können, denn der Drache würde zornig brüllend um sich schlagen, und...«

»Junge, du machst uns noch verrückt! Wie hast du den Drachen nun erlegt? Hat er dich angegriffen? Du hast Blut am Hals!«

Sean wischte sich gedankenverloren über den Hals und sah, dass seine Handfläche rot war von Blut.

»Ja«, sagte er leise. »Er hat mich angegriffen.«

»Sprich doch lauter!«

»Er griff mich an! Und ich schoss den zweiten Pfeil ab. Ich traf das Ungetüm mitten ins rechte Auge, und er hielt inne, als sei er gegen eine Wand gelaufen. Dann versuchte er, den Pfeil mit seinen Klauen aus seinem Auge zu ziehen. Und er brüllte, dass der Boden bebte und Bäume umstürzten. Auf dem See

entstand durch dieses Gebrüll zudem eine immens hohe Welle, die zunächst in Richtung Ufer schwappte und dann in die Seemitte zurückrauschte!«

»Er kann schön erzählen, nicht wahr, Mann?«, sagte eine Wäscherin ergriffen und lehnte sich erschöpft an ihren Mann.

»Da hast du wohl einmal Recht«, entgegnete der Gatte und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Aber der Drache war nicht für lange Zeit außer Gefecht gesetzt«, fuhr Sean fort. »Er richtete den Blick aus seinem gesunden, allerdings jetzt blutunterlaufenen Auge auf mich. Und er flog erneut auf mich zu.«

Uthman dachte in diesem Moment an Ritter Loredano und hielt Ausschau nach ihm. Sofort bemerkte er, dass dieser nicht mehr dort stand, wo er die ganze Zeit über gestanden hatte. Uthman tätschelte noch einmal die Ochsen, die sich jetzt beruhigt hatten, dann warf er Henri einen kurzen Blick zu und bahnte sich einen Weg durch die Menge.

Sean erzählte weiter.

»Ich hatte vier Pfeile im Köcher. Jetzt legte ich den dritten ein. Ich wusste genau, wenn ich jetzt nicht exakt ziele und das andere Auge des Drachen treffe, bin ich verloren.

Er würde mich zermalmen. Also zielte ich. Ich hätte eigentlich mehr Zeit gebraucht, denn der Schuss musste ganz genau sitzen, doch da war der Drache schon bei mir. Er riss das Maul auf und hob seine immensen Pranken, um nach mir zu schlagen. Ich sah ihm mitten ins Auge, und ich spürte den ekligen Todeshauch, der aus seinem Schlund drang. Ich spannte und schoss. Und der Pfeil traf das andere Auge des Ungeheuers.«

»Der Dämon brach sofort zusammen, nicht wahr? War es nicht so?«

»Nein, er brach leider keineswegs zusammen. Und es ist kein Dämon. Im wörtlichen Sinne blind, und auch blind vor Zorn,

wälzte sich das Tier auf mich zu. Es sprang einfach in meine Richtung, wälzte sich dann und fuhr erneut hoch. Alles um das Tier herum wurde zerdrückt und niedergewalzt, Gräser, Büsche, Unterholz, kleine Bäume. Alles duckte sich unter seiner mächtigen Last und stürzte zusammen. Ich konnte mich im allerletzten Moment retten und hinter ein paar dicken Baumstämmen verstecken. Von dort aus sah ich, dass der Drache endlich stehen blieb. Ein Zittern durchfuhr seinen Leib, er stand da und ließ den Kopf hängen, die mächtige Zunge hing ihm aus dem stinkenden Maul. Langsam, widerwillig, als kämpfte er gegen einen innerlichen Feind, ging er zu Boden. Er brach in die Knie, dann schlug sein Kopf auf dem Waldboden auf. Dann brach er auch in den Hinterläufen ein. Schließlich lag der ganze mächtige Leib da und rührte sich nicht mehr. Da wusste ich, dass ich gewonnen hatte. Ich hatte Lodi von seinem ärgsten Feind befreit.«

Die Menge atmete hörbar auf. Jemand begann zu klatschen. Hochrufe erschallten. Und dann klatschten alle. Der Beifall brandete über den Platz wie eine mächtige, schäumende Welle.

Henri blickte stolz zu seinem Knappen empor. Und Sean blickte ein wenig verlegen drein.

Uthman war um den ganzen Platz herumgegangen. Doch Ritter Loredano hatte er nicht finden können. Es war unschwer zu erraten, dass der gekränkte Ritter auf Rache sann. Denn seine Pläne waren gründlich durchkreuzt worden.

Uthman überlegte, was er machen sollte. Henri und Sean würden noch eine Weile auf dem Rathausplatz beschäftigt sein. Sollte er zum Haus der della Roccas zurückkehren und dem wartenden Joshua Bericht erstatten? Joshua musste an diesem Tag das Bett hüten, denn ihn hatte am Morgen ein

heftiges Unwohlsein mit Schwindelgefühlen geplagt. Madeleine kümmerte sich um ihn.

Uthman beschloss, zu Loredanos Anwesen zu reiten. Er holte sein Pferd, das er am Rand des Platzes angepflockt hatte. Er kannte den Weg, und schon wenig später erreichte er das Stadtpalais, das von hohen Bäumen umgeben war. Der Ritter wohnte standesgemäß.

Uthman blieb im Sattel und beobachtete das Anwesen. Offenbar war Loredano zu Hause, denn Uthman sah sein Pferd, das noch immer die Kettenrüstung trug, auf dem Anwesen stehen.

Der Sarazene übte sich in Geduld und wartete. Er wollte wissen, was Loredano plante. Und wenn er sein Anwesen verließ, wollte er es als Erster wissen. Jeder Schritt des Ritters musste von jetzt an überwacht werden. Denn nur so war zu verhindern, dass er Rache nehmen konnte.

Nach einer Weile bemerkte Uthman eine Bewegung auf Loredanos Anwesen. In dem Park, der das Haus umgab, waren zuvor Fackeln angesteckt worden, und Uthman sah nun genau, dass ein Lakai das Pferd des Ritters am Zügel vor den Eingang führte. Dann trat Loredano hinaus.

Uthman musste ein wenig zur Seite reiten, um den Ritter im Auge zu behalten. Dennoch verschwand er kurz zwischen hohen Hecken und Bäumen. Bald darauf wurde Uthmans Geduld jedoch belohnt. Ein Lakai öffnete das schmiedeeiserne Gartentor, und Loredano ritt heraus.

Der Ritter trug ein Schwert am Gürtel, in der Hand hielt er sein Wappen. Er blickte stolz und starr vor sich hin. Uthman folgte ihm in einiger Entfernung.

Die Bürger von Lodi hatten Speisen und Getränke herbeigeschafft. Jemand entzündete ein Feuer und legte einen

Rost darüber. Der Schlachter hatte rasch vier Schweine geschlachtet und das Fleisch auf Spieße gesteckt. Winzer brachten Fässer mit rotem und weißem Wein heran, Braumeister helles Dünnbier und schwarzes Bier aus dem Kloster. Jetzt sollte gefeiert werden.

Sean stand noch immer eingekeilt in der Menge, die den toten Drachen bestaunte, während einer der Leute auf dem Platz verblüfft feststellte: »Es ist schon erstaunlich, wie schnell ein Drache sein Fleisch verliert, sodass nur noch die Knochen übrig bleiben.«

»Es ist eben ein Drache«, entgegnete einer, der neben ihm stand. »Er schrumpft noch im Sterben in sich zusammen, denn seine körperliche Gestalt ist nur Spuk, etwas Geisterhaftes, es soll uns Irdische nur täuschen und verunsichern.«

»Aha!«

»Vielleicht hat der Junge ihn auch von seinem Fleisch befreit. Aber es geziemt sich nicht, einen großen Drachentöter zu fragen, was er mit seiner Beute gemacht hat. Sie ist seine Trophäe, und der Sieger darf damit tun, was er will.«

Sean sah sich auf dem Platz um. Henri und Uthman waren verschwunden. Sean ahnte, wohin sie gegangen waren, aber er genoss die Verehrung der Menge im Augenblick auch allein.

Die Leute brachten immer neue Speisen heran. Vor allem die Bauern aus der Umgebung schienen ihre gesamten Vorräte plündern zu wollen. Sean wusste nicht, wie die Bauern lebten, ob sie reich oder arm waren, ob sie hungerten, wem sie dienen mussten. Er hatte Bauern immer nur als Begleiterscheinungen am Rand wahrgenommen, so, wie er Wiesen, Wälder und Vieh wahrgenommen hatte. Jetzt sah er ihnen zu, wie sie hantierten, und erfreute sich seines Triumphes, der sich in ihrem Tun spiegelte.

Einige hatten Körbe mit Früchten auf den Platz gebracht. Sie mussten also zumindest so viel erwirtschaftet haben, dass sie

für sich selbst genug hatten. Sean wusste, dass die Landleute auf Lehnsgütern arbeiteten und einen Teil ihrer Ernte an den Grundbesitzer abtreten mussten. Und bekam nicht auch die Kirche ihren Zehnt? Viel konnte den Landleuten nicht bleiben, Sean glaubte, dass sie im Allgemeinen nur Brotsuppe und Haferschleim aßen. Und doch schleppten sie jetzt Köstlichkeiten in Hülle und Fülle herbei. Ihm zu Ehren! Es war ihre Art, sich zu freuen und dies mit allen gemeinsam zu tun. Für solche Feste lohnte es sich wohl, alles aufzusparen und dann zu verprassen.

Sean sah ihrem Treiben unschlüssig zu. Er hatte schon einmal gesehen, wie Bauern pflügten. Mit einem Pflugmesser zum Aufschneiden der Grasnarbe, einem Pflugbaum und eiserner Schar zum Untergraben, einem hölzernen Streichbrett zum Wenden der Scholle sowie einem Pflugsterz zur Führung des Pfluges und zur Bestimmung der Pflugtiefe. War das nicht sinnvollere Arbeit, als sich wie die Adligen auf Turnieren herumzutreiben oder wie die Mönche in den Klöstern bei Tag und bei Nacht zu beten?

Sean wusste es nicht, aber er empfand eine zunehmende Bewunderung für die einfachen Leute. Die Lasten ihres Alltags waren nicht die seinen. Er musste nicht wie sie das ganze Jahr über für einen Lehnsherrn arbeiten. Er musste nicht immer wieder säen und ernten, Dung herbeischaffen oder Brennholz in die nahen Städte bringen. Er musste Rechte, die man ihm einräumte, nicht teuer bezahlen wie sie, die für das Fällen von Bäumen und die Futtersuche ihrer Schweine im Wald des Lehnsherrn einiges zu zahlen hatten. Ebenso kosteten sie das Weiden ihres Viehs auf den Stoppeln seiner Felder und das Mahlen von Mehl in den gutseigenen Mühlen. Neben Kirchenzehnt und Sondersteuern mussten sie zur Erntezeit auch die Wehrsteuer entrichten, den Preis für die Freistellung vom Wehrdienst. Sean erinnerte sich dunkel, einmal gelesen zu

haben, wie hoch dieser Preis war: zwei Hammel, acht Hühner, dreißig Eier, hundert Bretter und Schindeln, zwölf Stangen, sechs Reifen und zwölf Fackeln.

Besaß denn jeder Bauer so viel?

Sean wusste es nicht. Er seufzte, er wollte nicht weiter über das Schicksal der Bauern nachdenken, und er musste es auch nicht, denn jetzt forderte man ihn auf, vom Karren herunterzusteigen und zusammen mit allen anderen auf dem Platz zu feiern. Zwei Männer halfen ihm dabei, und sobald seine Füße den Boden berührten, kam schon ein Mädchen herbeigeeilt, das ihn erneut mitten auf den Mund küsste. Es ist schön, so gefeiert zu werden, dachte Sean.

All die Becher, die man ihm hinhielt, konnte er nicht austrinken. Man reichte ihm Früchte und einen kalten, gebratenen Kapaun, dann noch einen zweiten, und plötzlich hielten ihm immer mehr Leute gebratenes Federvieh entgegen und forderten ihn auf, es zu nehmen und davon zu kosten.

Sean musste lachen. Die allgemeine Heiterkeit steckte ihn an. Er trank einen Becher leer und riss sich eine Keule von einem gebratenen Hähnchen. Immer wieder musste er erzählen, wie er den Drachen getötet hatte. Die Leute verstanden nicht alles, und sie mussten immer wieder nachfragen. Doch auch wenn sie nicht alles verstanden, freuten sie sich und lachten. Und sie schlugen dem Jungen so oft auf die Schulter, dass er es bald leid war.

Immer mehr Menschen strömten auf den Platz, jetzt mischten sich auch Tänzer und Jongleure, Akrobaten, Puppenspieler und Musikanten unter das Volk. Unkeusche Küsse wurden getauscht und andere unzüchtige Handlungen begangen. Der Priester stand am Rande des ausgelassenen Treibens und schlug mehrere Kreuze. Doch die Menge beachtete ihn nicht. Gaukler in Narrenkostümen, mit Schellen am Hut und in

Schnabelschuhen aus weichem Leder, vollführten nun einen Moriskentanz, bei dem es deftig und laut zuing.

Nach einer Weile fragte sich Sean, wohin Henri und Uthman verschwunden waren. Er blickte sich um, konnte sie aber nirgendwo erblicken. Langsam schien es ihm an der Zeit zu sein, die ausgelassene Menge zu verlassen. Er wartete einen geeigneten Moment ab und machte sich dann davon.

Der tote Drache blieb auf dem Ochsenkarren zurück. Und auch ihn beachtete bald niemand mehr. Die Feier wurde immer ausgelassener. Lodi feierte offenbar sich selbst.

Ende September 1319. Die Bestrafung

Das Kellergewölbe lag im matten Schein mehrerer Fackeln. Die Lichter zuckten über die Wände. In den Felssteinen steckten eiserne Ringe, und in manchen befanden sich Ketten. Auf dem mit Stroh ausgelegten Boden stapelten sich Kisten und Fässer, prall gefüllte Leinensäcke zeugten davon, dass der Besitzer dieses Kellers für den kommenden Winter wohl vorgesorgt hatte.

Mit einer der Ketten war ein Mensch gefesselt.

Es war Ritter Loredano, und er winselte um Gnade. Seinen Helm hatte er verloren, sein Kettenhemd abgelegt. So, wie er dastand, im fleckigen Leinenrock, mit schmutzigen Stiefeln, waffenlos, glich er jedem anderen gewöhnlichen Gefangenen. Er wirkte ängstlich und hilflos. Er schaute hin und her, als könne er sich nicht entscheiden, von wo wohl die größere Gefahr drohe.

Die Schatten vor ihm kamen von zwei kräftigen Gestalten, über die der Fackelschein glitt. Sie hatten sich vor ihm aufgebaut. Sie hatten nicht vor, den Gefangenen über Gebühr zu quälen, er sollte nur seine Lektion begreifen.

»Hast du nun alles verstanden?«, fragte Henri.

»Gnade!«, winselte Loredano.

»Antworte!«, befahl Uthman barsch.

»Ja, ich habe verstanden!«

»Er hat es nicht verstanden«, sagte Uthman. »Und er ist immer noch voller Hass. Das ist offensichtlich, er winselt nur, weil er Angst hat. Er bereut nichts. Lassen wir ihn noch eine

Weile zappeln. Bald werden die Ratten kommen und ihn annagen.«

»Nein!«, schrie Loredano entsetzt. »Das könnt ihr doch nicht tun! Ihr seid doch keine Unmenschen, nicht wahr?«

»Doch«, erwiderte Henri. »Wir sind Unmenschen! Das Leben hat uns gelehrt, dass man nur so weiterkommt. Denn was nützt die Freundlichkeit, wenn Barbarei herrscht? Wir werden dich den Schrecken lehren. Denn was du getan hast, verlangt nach einer schweren Strafe!«

Loredano jammerte. Er wand sich und versuchte vergeblich, seine Handgelenke aus den eisernen Kettenringen zu befreien.

»Lass das!«, sagte Henri grob. »Wir haben dich nicht gefangen und hierher gebracht, damit du dich vor unseren Augen befreist. Du bleibst hier unten, solange wir es wollen – oder solange du überlebst.«

»Sie werden nach mir suchen«, sagte Loredano jetzt kleinlaut. »Mein Brüder setzt alle Hebel in Bewegung, und meine Lakaien sind treu, auch sie suchen nach mir. Wenn sie mich finden, dann werdet ihr bestraft – nicht ich.«

»Du drohst uns, du unverschämter Kerl?« Jetzt trat Uthman ganz nahe an den Gefangenen heran. »Das wagst du noch, nach allem, was du getan hast?«

»Nein, nein! Es rutschte mir nur so heraus! Gnade!«

»Womit willst du deine Sünden büßen? Was bietest du uns an?«

»Ich habe nichts, was ich zur Sühne geben kann!«, winselte Loredano. »Ich bin arm. Deshalb wollte ich ja die Ländereien haben. Ich kann ohne sie nicht überleben. Ich muss verhungern. Und meine Lakaien auch.«

»Du willst Macht ausüben, Loredano«, sagte Henri verächtlich. »Nur darum geht es dir. Du willst Ländereien, aber wirst du sie auch bestellen? Wirst du dich selbst in das Joch

der Arbeit spannen? Oder stellst du dir vor, andere für dich arbeiten zu lassen? Hast du schon darüber nachgedacht?«

»Es ist Ende September«, jammerte Loredano. »Ich werde persönlich über die Felder gehen, die Ernte einbringen, das Vieh auf die Stoppelfelder treiben, ich werde Saat auf die Felder bringen, die im Sommer brachgelegen haben, und Saatkörner für den Winterweizen und den Roggen ausstreuen.«

»Du weißt doch gar nicht, was Roggen ist, Loredano!«, sagte Uthman verächtlich. »Du hast noch nie auf einem Feld gestanden. Nein, du brauchst den Boden nur, um Herrschaft auszuüben. Du bist kein Bauer und wirst es auch niemals werden. Wozu bist du überhaupt auf der Welt, Loredano? Um Unheil zu stiften?!«

»Nein, nein, Ihr Herren, so glaubt mir doch! Ich bereue alles und werde Buße tun. Ich will...«

»Wann feiern die Bauern das alte Fruchtbarkeitsfest *Beltane*, Loredano, weißt du das nicht?«

»Nein, oh Gott, nein, ich weiß es nicht, aber ich will Buße tun! Und wenn ich je einen einfachen Mann, einen Fischer, einen Schafhirten oder einen Ochsentreiber, beschimpft habe oder wenn ich ihm Unrecht getan habe, dann will ich Buße tun, ihr Herren!«

»Du hast ihnen Unrecht getan, Loredano. Du hast sie umbringen lassen. Du hast sie zerfleischen und zerstückeln lassen. Du hast ihre Tiere getötet und alle Menschen in der Umgebung in Angst und Schrecken versetzt. So viel Buße, wie nötig wäre, um diese Taten zu sühnen, kannst du gar nicht tun. Also werden wir dich töten müssen! Wir werfen dich dem Drachen vor!«

»Dem Drachen?«

»Ja, natürlich, dem Drachen. Denn hat nicht jeder von uns einen? Der unsere ist allerdings noch furchtbarer als jeder, den du kennst.«

»Bei Gott! Ich bekenne! Nicht immer war ich ein frommer Christ!«

»Das warst du am allerwenigsten, Loredano!«

»Ich habe mich der Todsünde der Eitelkeit schuldig gemacht!«

»Das mag sein, obwohl es nicht die Anklage ist, die wir gegen dich erheben. Aber Habgier, das ist ein schwereres Verbrechen, das dich zusätzlich belastet.«

»Nein, ich war nicht habgierig!«

»Christus sagt, ihr sollt nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen. Sammelt aber Schätze im Himmel. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Hast du danach gelebt, Loredano?«

»Ich versuchte es, glaubt mir!«

»Du lügst, Loredano! Du bist nicht gerecht. Der Gerechte ist der Arme, der nichts besitzt und auch nicht nach Besitz strebt, weißt du das? Hast du je darüber nachgedacht? Armut, Ritter, ist eine Tugend, die der Reichtum niemals erwerben kann. Ich verrate dir ein Geheimnis – ich war und ich bin Tempelritter. Und unser Ideal war die Armut, wir waren die Armen Ritter Christi. Du aber willst ein reicher Ritter sein, das ist von allen Dingen das Verächtlichste!«

»Gnade!«, wimmerte Loredano erneut.

Henri redete sich jetzt in Rage, und das hatte auch mit seiner eigenen Vergangenheit zu tun, in der er die Erfahrung gemacht hatte, dass die Jagd nach Reichtum die Quelle allen Übels ist. Sie hatte zur Ermordung seiner Brüder geführt. Die Worte des heiligen Bruders Bernhard, von dem die Templer ihre Ordensregel übernommen hatten, standen ihm vor Augen: Verachte die irdischen Reichtümer, damit du himmlische erwerben kannst. Eigentum, das wusste Henri, war ein Hemmnis für die Liebe zu Gott und auch zu den Menschen, denn das Streben nach Besitz verdrängte Freundlichkeit durch

Gier und Hass. Und so sah er Loredano in diesem Moment als all seine eigenen Verfolger an und hasste ihn an ihrer Stelle.

Uthman bemerkte seinen Zustand und legte ihm die Hand auf den Arm. »Du hast Recht, Henri. Und du hast in allem Unrecht, Ritter, ich bezeuge es. Das erste Fundament, um zur Liebe zu gelangen, ist freiwillige Armut. Du aber willst nur immer neue Ländereien, und dafür bist du sogar bereit zu töten.«

»Satan verführte mich«, jammerte Loredano. »Er machte mich habgierig. Doch leben nicht alle so wie ich? Die Predigten über die Armut, sind sie nicht bloßer Anlass zur Zerknirschung über die eigene Unvollkommenheit, anstatt dass sie den Menschen ins Herz gehen? Gieren nicht alle nach Besitz?«

»Darum geht es nicht«, sagte Uthman, »denn das ist nur in den Augen der Kirche strafbar, nicht in unseren Augen. Wir richten dich nach einem anderen Gesetzbuch.«

»Oh Gott!«

Henri sagte, jetzt ganz ruhig: »Wir sind im Zustand der irdischen Sündhaftigkeit, und darin muss sich der Mensch um sich und seine Dinge mehr kümmern als um die Sachen anderer. Aber wie Augustinus lehrte: Derjenige, der Überflüssiges sein Eigen nennt, besitzt fremdes Gut! Begreifst du das? Man darf besitzen, was man zum Leben braucht, es ist ein verbrieftes Recht, aber man darf nicht habgierig sein.«

»Augustinus, Augustinus! Sollen die Mönchsorden in Armut leben, die können es nicht anders! Sie kennen nicht einmal die Wörter *mein* und *dein*, sie kennen nur *unser*! Sollen sie darben!«

»Du Hund!«, sagte Uthman. »Willst du schon wieder frech werden?«

»Ist das nicht wahr, Ihr Herren? Sie stritten doch sogar darüber, ob der Mönch die Glieder seines Leibes als sein

persönliches Eigentum ansehen dürfe! Die Frage war, ob er sagen durfte ›mein Kopf‹ und ›meine Zunge‹ oder ob er sagen musste ›unser Kopf‹ und ›unsere Zunge‹! Stellt euch diesen Irrsinn vor!«

Loredano lachte jetzt aus vollem Hals. Sein Lachen klang hysterisch und gellte Henri und Uthman schmerzvoll in den Ohren. Sie wünschten, er würde den Mund halten, doch sie taten nichts gegen sein Gelächter. Sie begriffen jetzt, dass sie ihn nicht ändern würden.

»Er kann nicht demütig sein, wie es angebracht wäre«, sagte Henri, »die Armut des Geistes, die Demut, kennt er nicht. Hochmut und Habgier sind seine Tugenden. Wir müssen ihn töten, Uthman.«

»Ihr Herren, wartet doch! Lasst mich gehen, und ich will als Schnitter über die goldenen Felder gehen, jetzt, wo Erntezeit ist. Ich will mich beugen und in gebückter Haltung Tag für Tag mit einer kurzen Sichel den Weizen auf halber Höhe des Halmes schneiden oder, die Sense schwingend, Hafer und Gerste knapp über dem Boden abmähen, bis mir das Kreuz schmerzt. Ich will ja alles wieder gutmachen und ein nützliches Glied der Gemeinschaft werden! Ich werde hart arbeiten!«

»Das glauben wir dir nicht, Loredano.«

»Gebt mir die Möglichkeit, es zu beweisen! Nur bestraft mich nicht!«

»Und du wirst keinen Tag mehr Wildbret essen und teuren Wein trinken, sondern nur noch Brot, gesalzenen Hering, Käse und Bier verzehren wie der gemeine Mann, dem du geschadet hast?«

»Ich verspreche es!«

»Du wirst deine Schatzkammer leeren und ihren Inhalt den Armen geben?«

»Ich besitze nichts, Ihr Herren!«

»Du lügst schon wieder. Du wirst deine wertvollen Möbel, die goldenen und silbernen Teller, die Edelsteine, Wandteppiche, Bücher, dein Gold und das Geschmeide deiner Vorfahren auf dem Markt billig verkaufen!«

»Wie Ihr befehlt!«

»Er wird es nicht tun, Henri! Ich sehe es ihm an! Er lügt. In diesem Moment schon denkt er darüber nach, wie er uns schaden kann!«

»Ist das wahr, Loredano?«

»Wie kommt Ihr darauf? Oh nein! Ich verspreche alles!«

»Eben! Und nichts hältst du!«

»Doch, alles!«

Henri trat nahe an Loredano heran. Es ekelte ihn davor, ihn anzufassen. »Höre, Loredano! Wenn nur noch ein einziger Mensch durch den Drachen stirbt – was sage ich: ein einziges Schaf –, dann weiß Francesco della Rocca, wer Schuld trägt daran. Er wartet nur darauf, dich zu deinem Richter zu führen!«

»Es wird nicht geschehen!«

»Er übt sich in Geduld, wir haben es mit ihm abgesprochen. Aber Francesco ist der Anwalt der Gerechtigkeit in Lodi. Nur noch die kleinste Verfehlung deinerseits, und Francesco informiert den Statthalter. Und dann erfahren es die Visconti in Mailand. Du weißt, was das für dich bedeutet! Sie jagen dich mit Schimpf und Schande davon, du kannst betteln gehen!«

»Ja! Ich bin unschuldig!«

»Das bist du nicht! Du hast Blut an deinen Händen, Loredano! Aber wir sind gnädiger, als wir sein dürften, und wir sind es auch nur, damit Lodi zur Ruhe kommt. Denn zu viel Schreckliches ist hier schon geschehen. Die Stadt soll wieder in Frieden leben. Deshalb kannst du hier bleiben, aber halte dich an die Gesetze.«

»Das werde ich!«

»Und halte auch deine Kettenhunde an der Leine, verstehst du? Wir wissen, du hast dein Werk nicht allein vollbracht. Du hattest Helfer. Erkläre ihnen, dass sie aus Lodi verschwinden und auch nirgendwo sonst Unheil stiften sollen.«

»Ich tue es.«

»Du weißt, dass wir es ernst meinen?«

»Ja, Ihr Herren!«

»Wir halten Kontakt mit Francesco della Rocca. Wenn er uns ruft, dann kommen wir zurück. Und dann gnade dir Gott!«

»Bindet mich los! Bitte! Ich bereue alles!«

Uthman trat an Loredano heran und löste die Ketten. Der Ritter sank auf die Knie. Er weinte. Er konnte sich nicht erheben.

»Du willst anscheinend hier bleiben«, sagte Uthman grob.

»Nein, nein!« Loredano erhob sich ächzend auf die Beine.

»Ich möchte gehen. Bitte!«

»Führ ihn raus, Uthman!«

Der Sarazene packte den Wehrlosen und führte ihn nach oben. Er setzte ihn vor Francescos Anwesen auf sein Pferd und schlug diesem kräftig auf das Hinterteil. Es preschte erschreckt davon, der Ritter konnte sich nur mit Mühe im Sattel halten.

Alles war besprochen, die Gefährten waren zur Abreise bereit. Lodi sollte ein Abenteuer sein, das von nun an der Vergangenheit angehörte. Und Henri war sich sicher, dass ihn nichts mehr hierher zurückführen würde. Seine hohen Erwartungen waren enttäuscht worden. Die Stadt versank in die Bedeutungslosigkeit, sie war gewöhnlich. Er hatte sich geirrt.

Aber es blieben die Menschen, von denen er sich trennen musste. Diesmal für immer.

Sie wollten die Adda entlangreiten, den Po überqueren und dann bis nach Genua vordringen. Von dort aus fuhren Schiffe über das Mare Nostrum, auf einem würden die Gefährten Zypern ansteuern. In Zypern wollten sie erst einmal länger bleiben.

Francesco und Anna standen zwei Tage nach all den Geschehnissen vor ihrer Stadtvilla, um die Freunde zu verabschieden. Henri, Uthman, Madeleine, Joshua und Sean ließen sich ihre Pferde bringen.

Henri hatte Anna eine Halskette mit einem echten Rubin geschenkt, der aus dem Templerschatz stammte. Ungläubig hatte Anna das Funkeln des Lichts in dem purpurroten Stein betrachtet. Sie hatte Worte des Dankes gemurmelt und geweint. Henri hatte der Druck ihrer warmen Hände genügt, um zu wissen, dass die Kette jetzt einen richtigen Platz gefunden hatte.

»Francesco!«, sagte Henri und trat auf Annas Ehemann zu. »Achte gut auf deine Familie! Lass mir in Zypern, wo wir auf der Burg des Meisters der Hospitaliter sein werden, eine Nachricht zukommen, wenn euer Kind das Licht der Welt erblickt hat. Ich werde für das Neugeborene beten. Und achte auf den Ritter Loredano, du weißt, was zu tun ist, wenn er sich nicht an die Abmachung hält. Und beobachte die Wege des Drachen im Lago Gerundo, du weißt, was ich meine. Sperre alles zu, nichts zwischen Insel und Ufer darf jemals wieder für eine solch unwürdige Tat missbraucht werden.«

»Keine Sorge, Henri! Ich werde die Augen aufhalten. Ich denke, wir alle in Lodi werden lernen aus dem, was geschehen ist. Die Einwohner werden ihr Schicksal in die eigenen Hände nehmen, damit Adel, Klerus und reiche Bürgerschaft nicht zu mächtig werden. Du sollst stolz auf uns sein, Henri de Roslin.«

»Und versuche, mit den Visconti in Mailand auszukommen, Francesco. Wenn ihr euch nicht in Zwisten aufreibt, seid ihr

stärker als irgendjemand sonst. Mein Gruß deshalb auch an Galeazzo. Er soll eine kluge Politik betreiben und aus den Fehlern der Vergangenheit lernen.«

»Ich habe beschlossen, mich stärker in die Stadtpolitik einzumischen«, sagte Francesco. »Bis jetzt pflegte ich Zurückhaltung, denn ich selbst hege Zweifel, ob die Herrschaft der großen alten Familien noch zeitgemäß ist. Aber jetzt, denke ich, ist es Zeit, mit besten Absichten den Herrschern auf die Finger zu sehen.«

»Das klingt gut, Francesco!«, sagte Henri. »Aber hüte dich, zu werden wie sie.«

»Bist du so weit, Henri?«, fragte Joshua. »Die Pferde sind kaum noch zu halten.«

»Ja. Ich habe mich von allen verabschiedet, gestern schon von Komtur Gervasius und seinem Leutnant. Die Hospitaliter gaben mir einen Geleitbrief, der uns auf unseren Wegen in Zypern weiterhelfen wird. Ich denke, ich lasse in Lodi nichts zurück, das mich später reut.«

»Dann reiten wir!«, rief Sean.

»Ja«, sagte Henri, »reiten wir.«

»Noch eins!«, warf Francesco ein. »Das Land um den See herum soll verkauft werden. Die Besitzer wollen nicht mehr an die Geschehnisse erinnert werden. Glaubst du, dass ich es erwerben kann, ohne mir damit Ärger einzuhandeln, Henri?«

Henri zögerte nicht. »Das kannst du, Francesco. Der Drache ist erledigt. Er wird nie mehr auftauchen. Aber hüte dich vor dem Drachen, der Eitelkeit und Habgier heißt! Denn was willst du mit diesem Land anfangen?«

»Wir werden uns dort einen Landsitz bauen«, verriet Francesco. »Ich will, dass mein Kind an diesem See aufwächst. Wir werden uns dann immer daran erinnern, welcher Gefahr wir alle entronnen sind, und wir werden den Frieden erst richtig zu schätzen wissen.«

»Eine gute Idee!«, meinte Uthman. »Dann werdet ihr auch immer an uns denken.«

»Ermuntert auch die Fischer und die Hirten, ihre Scheu vor dem Wasser wieder zu verlieren!«, sagte Joshua.

»Und nun lebt wohl!«, rief Henri. »Anna und Francesco, ihr wunderbaren Menschen, Gott sei mit euch!«

»Und mit euch allen!«, rief Anna.

Sogar die Dienerschaft winkte, als sich der kleine fünfköpfige Zug in Bewegung setzte. Einige hielten herbstlich verfärbte Palmzweige in den Händen, wie es zum Abschied in Lodi üblich war.

Zusätzlich zu ihren Pferden hatten die Gefährten noch drei Packpferde gekauft. Der Weg nach Genua war zwar nicht weit, konnte aber beschwerlich werden. Und in den Bergen im Süden, jenseits des Pos, lauerten viele Wegelagerer, wie ihnen die Hospitaliter berichtet hatten, und so führten die Gefährten Ersatzwaffen und ausreichend Proviant auch für den Fall mit sich, dass sie auf Umwegen reisen mussten.

Als die kleine Gruppe durch die Gassen der Stadt ritt, begegneten ihnen überall winkende Menschen. Auch hier hielten Männer Palmzweige und Ähren in den Händen, die Frauen winkten mit Blumensträußen. Es war ein bewegender Anblick.

Zum letzten Mal sprang ein junges Mädchen auf Sean zu, zog sich an seinem Pferd empor, als wolle es mitreiten, und küsste den Knappen auf den Mund.

Sean blickte stolz. Er war ein Held.

Anfang Oktober 1319. Die Weite unter dem Himmel

Auf dem Weg nach Süden kamen sie bald in die Poebene. Hier rasteten große Vogelschwärme. Bei jedem Schritt, den die kleine Karawane machte, stieben sie auf, um sich hinter ihnen wieder niederzulassen. Die Menschen wirkten in dieser unberührten Natur wie Fremde, die störten, und besonders Madeleine empfand es so, dass sie nur Gäste waren, die von der Natur nur für kurze Zeit willkommen geheißen wurden.

Der Fluss mit dem Namen Po war breit, jetzt am Ende des Sommers führte er aber nicht übermäßig viel Wasser. Sie überquerten ihn in langen, schmalen Kähnen mit Auslegern, die von braun gebrannten Männern gerudert wurden.

Als sie auf der anderen Seite an Land gingen, lagen ausgedehnte Sümpfe vor ihnen. Hier wimmelte es von Stechmücken, und einer der Ruderer empfahl ihnen, sich mit Tierfett einzureihen, um sie fern zu halten. Er verkaufte ihnen einen Tiegel. Madeleine ekelte sich so davor, dass sie der Empfehlung nicht nachkam. Aber nach wenigen Meilen schon stürzte sie sich geradezu auf das übel riechende Mittel und rieb sich die von ihrer Kleidung nicht bedeckten Körperteile ein.

Jetzt ritten sie gemächlich weiter. Die Sümpfe glichen manchmal weitläufigen, aber sehr flachen Seen, unter den Pferdehufen spritzte es bei jedem Tritt, und Blasen stiegen empor. Einmal sahen sie eine lange Wasserschlange mit ausgeprägtem Kopf, aber das Tier schlängelte bei ihrem Anblick sofort davon. Am Ufer erspähten sie eine im Sand dösende Gruppe von Leguanen, die merkwürdigen Tiere

rührten sich nicht, auch dann nicht, als sie in geringem Abstand vorüberritten.

»Ihr seid uns beiden Unwissenden noch eine Erklärung schuldig«, meldete sich Joshua nach einer Weile zu Wort. »Madeleine und ich haben keine Ahnung von alledem, was seit meinem kleinen Übelkeitsanfall in Lodi passiert ist. Ihr habt euren Plan geschickt ausgeführt, und die Leute haben alles geglaubt.«

Henris Pferd stemmte die Hufe in den Grund, einer der Leguane hatte seinen Platz verlassen und war ins Wasser geglitten, er tauchte unter, das Pferd schnaubte gereizt. Erst nach einem unruhigen Moment ging es ohne Aufforderung weiter.

Uthman übernahm es, zu antworten.

»Henri hegte einen Verdacht. Er ließ sich alles über den Kadaver in der Kirche von Pontenossa erzählen, den man dort ausstellte, und er begutachtete selbst den mächtigen Rippenknochen in der Kirche von Lodi. Als wir nach dem Fest der della Roccas darüber sprachen, wurde uns die Sache schnell klar. Henri kann es euch erzählen.«

»Ich begriff rasch, auch ohne ihn selbst anzuschauen, wie ich es ursprünglich vorhatte«, erklärte Henri, »dass dieser Kadaver etwas war, das ich schon im Heiligen Land und vor allem an den Ufern des Nils gesehen hatte. Es war ein Krokodil. Sie hatten es ausgestopft.«

»Was ist das, ein Krokodil?«, fragte Madeleine.

»Eine Art Drache«, erklärte Henri. »Ein mächtiges Tier mit kurzen Beinen und langem Schwanz und einem fürchterlichen Gebiss – eben so, wie man sich Drachen vorstellt.«

»Und ein solches Ungetüm haust an den Ufern des Nils?«, fragte Madeleine.

»Ich sah solche Tiere auch schon«, erinnerte sich Joshua. »Es war aber am Toten Meer. Sie leben träge und friedfertig an den

Sandufern, aber im Wasser sind sie schnell und gefährlich, auch für die Menschen.«

»Aber wie kam ein solches Krokodil nach Lodi?«, wollte Madeleine wissen.

»Viele Kreuzritter brachten solche Tiere mit. Meistens waren sie mumifiziert. Aber ich kannte einen Ritter aus Mantua, der in Ägypten ein Krokodil fing und es lebend, in einem großen Ledersack, den er mit Wasser füllte, in die Heimat mitnahm. Dort stellte man es eine Weile zur Schau, bis es starb.«

»Ein Krokodil also«, nickte Joshua nachdenklich. »Aber der Kadaver von Pontenossa?«

»Ein riesiges Exemplar eines Nilkrokodils, aber eben kein Drache«, sagte Henri.

»Das würde alles erklären!«, sagte Joshua.

»Ich erinnerte mich an die Heilige Schrift«, erklärte Henri weiter. »Im Buch Daniel gibt es eine Stelle, wo der Evangelist von einem Drachen berichtet, den die Babylonier verehrten. Daniel wurde gezwungen, ihn ebenso anzubeten, aber er weigerte sich. Und er zeigte seinen Peinigern, wie man Drachen besiegen kann. Er nahm Pech, Talg und Haare, schmolz alles zusammen, formte einen kleinen, künstlichen Drachen daraus und warf diesen dem großen, lebenden Drachen ins Maul. Daraufhin fraß der ihn und zerbarst. Und Daniel triumphierte: Seht, was für Götter ihr verehrt! Kurz nach dem großen Fest fiel mir diese Geschichte wieder ein. Was damals galt, gilt auch heute – man stopft ein Skelett mit Talg, Stroh, Pech und Stoffen aus, behauptet, es sei ein Drache, und zeigt es den Menschen zur Abschreckung.«

»So hat also niemals ein wirklicher Drache das Abendland betreten?«, fragte Madeleine, sichtlich erleichtert.

»Uns war klar«, sagte Uthman, »dass Krokodile die Wärme lieben und einen oder mehrere Winter in Oberitalien niemals überleben würden. Deshalb musste der Drache, von dem sie in

Lodi erzählten, der Bischof habe ihn Jahre zuvor erschlagen, auch ein Krokodil gewesen sein.«

»Achtung!«, rief Sean. »Vor uns sind Strudel, ich weiß nicht, wie gefährlich sie sind.«

Sie waren an eine Stelle gelangt, wo sich das Wasser im Kreis drehte. Uthman sprang vom Pferd und tastete den Boden zu Fuß ab. Plötzlich sank er bis zur Hüfte ein. Madeleine stieß einen Schreckensschrei aus. Uthman konnte sich nicht halten und stürzte vornüber. Er wurde von den Wirbeln mitgerissen, konnte sich dann aber mit kräftigen Schwimmbewegungen befreien. Nach einer Weile bekam er wieder Grund unter die Füße und konnte sich prustend aufrichten.

»Wir werden die Strudel so weit umgehen, dass wir sicheren Halt haben«, rief Henri, »die Pferde würden sonst einbrechen und panisch werden!«

Sie nahmen einen Umweg, der sie auf den weißen, festen Sand kleiner Inseln brachte. Auch hier lagerten Leguane, und Schwarzstörche standen auf einem Bein im Wasser. Uthman schüttelte sich in den nassen Kleidern, die aber in der warmen Sonne rasch trockneten. Außerdem hatte sich eine leichte Brise von Süden her aufgemacht, die schon den Geruch des salzigen Meeres mit sich brachte. Bald war der Boden wieder so fest, dass die Hufe der Reittiere nicht mehr einsanken.

»Ich erinnerte mich auch daran«, fuhr Henri in seiner Erzählung fort, als sie wieder reiten konnten, »dass alle Knochen, Mumien und Gerätschaften, die ich jemals ausgestellt gesehen habe, immer mit adligen Herren in Verbindung gebracht wurden und niemals mit Heiligen. Das machte mich stutzig, wo doch in der Kirche immer darauf geachtet wird, der Heiligen und Märtyrer gebührend zu gedenken. Dennoch waren es immer Edelherren, die Drachen erlegt haben sollen. Ich schloss daraus, dass der Adel mit Hilfe

dieser Drachengeschichten versucht, seinen Anspruch auf Land und Herrschaft zu begründen.«

»Und ich erinnerte mich plötzlich daran«, meldete sich Sean, »dass ich in der Provence einmal einen Schausteller sah, der mit einem Drachen aus einem fernen, exotischen Land herumzog. Und als ich mir das Ungeheuer ansah, bemerkte ich, dass es nur eine Nachbildung aus getrockneten Rochen war.«

Alle lachten. Auch wenn der Grund fest war, waren sie noch von Wasser umgeben. In der Ferne war kein Ufer zu erkennen, und auch hinter ihnen und zu den anderen Seiten breitete sich der flache Spiegel der vielen Seen, Lachen und Sümpfe aus. Als Henri sich umsah, entdeckte er in der Ferne, dort, wo sie selbst hergekommen waren, vier Reiter. Sie bildeten dunkle Punkte im gleißenden Spiegel der Wasserlandschaft. Es sind hier noch mehr Leute nach Genua unterwegs, dachte Henri.

»Aber ich verstehe immer noch nicht, wie ihr darauf gekommen seid, dass Ritter Loredano ein falsches Spiel trieb«, sagte Madeleine.

»Der Drache im Lago Gerundo war kein Drache, das war uns klar, und es war auch kein Krokodil«, erklärte Uthman. »Denn als wir uns das Stück Kopfhaut ansahen, das der Fischer aus dem Drachenkopf herausgeschnitten hatte, stellten wir fest, dass es nichts anderes war als Kuhhaut.«

»Kuhhaut?«, fragte Joshua erstaunt.

»Ja. Was Galeazzo uns da präsentierte, war gewöhnliches Kuhleder. Wir waren uns daher ziemlich sicher, dass der Drache nur ein mit Kuhhaut überzogenes Modell war.«

»Aber das Ungeheuer hat doch zahlreiche Tiere und mehrere Menschen getötet!«, rief Joshua aus.

»Nun, hier beginnt die niemals zu sühnende Schuld von Ritter Loredano«, sagte Henri. »Und ich frage mich schon seit unserer Abreise, ob es nicht ein Fehler war, dass wir ihn ohne

Strafe haben gehen lassen. Er hätte es verdient, als Mörder verurteilt zu werden.«

»Wir dachten, es sei Strafe genug für ihn, den Rest seines Lebens fürchten zu müssen, dass Francesco ihn in Lodi anzeigen kann. Spätestens dann werden die Visconti ihm den Prozess machen, und er würde zweifellos zum Tod verurteilt werden.«

»Das war edel gedacht, meine Freunde«, sagte Joshua. »Aber vielleicht zu edel. Wenn er ein Mörder ist, dann muss er angemessen verurteilt werden!«

»Jedenfalls war Sean dem Ritter auf der Spur. Aber das sollte er uns vielleicht besser selbst erzählen.«

»Ich beobachtete ihn im Wald«, berichtete der Knappe. »Loredano hatte dort ein Drachenmodell versteckt. Er und seine Helfer, es waren drei Männer aus einem Nachbarort am anderen Seeufer, reparierten es gerade. Es sah schrecklich aus, war aber völlig harmlos, denn es war unbeseelt. Leben hauchte ihm nur der Ritter ein, er ließ das Ungeheuer an langen Seilen aus dem See auftauchen, immer zwischen dem Ufer und einer Insel in der Mitte des Lago Gerundo, und dann fiel es angeblich über seine Opfer her. In Wahrheit waren es seine Helfer, die die Tiere schlachteten. Und sie haben auch drei Menschen mit Dolchen und scharfen Schwertern getötet, damit es aussah, als seien sie von den Zähnen des Drachen zerfleischt worden.«

»Schrecklich!«, entfuhr es Madeleine. »Ihr hättet den Ritter tatsächlich nicht ungestraft davonkommen lassen dürfen. Seine Schuld ist zu groß.«

»Das sehe ich inzwischen auch so«, bekannte Uthman.

»Und auch seine Helfer hätten ihrer gerechten Strafe zugeführt werden müssen!«, sagte Joshua.

»Vielleicht hatten wir es einfach zu eilig, aus Lodi wegzukommen«, gestand Henri.

Wieder mussten sie innehalten. Vor ihnen befand sich eine tiefere Rinne, die eine Barriere bildete. Sie lenkten ihre Pferde an dem Graben entlang, in dem weiße Fische in Schwärmen davonstoben. Wieder blickte Henri zurück und bemerkte die vier Reiter. Plötzlich hatte er ein ungutes Gefühl. Er wendete sein Pferd und stand eine Weile unbeweglich da, um die Männer in der Ferne zu beobachten. Sie hatten keine Packtiere, und sie schienen genauso schnell zu reiten wie sie selbst.

In dieser flachen, abwechslungslosen Landschaft, dachte Henri, fällt eben alles auf, was sich bewegt. Ich sollte mir keine Gedanken machen.

»Hierher! Hier können wir durch!«, rief Uthman in diesem Moment. Er hatte eine Furt gefunden.

Sie ritten jetzt wieder nebeneinander. Das Wasser stand nun ganz flach, die Hufe sanken nicht mehr ein, es spritzte nur bei jedem Schritt. In Richtung Osten bildeten sich dunkle Wolken, und sie sahen einen Regenbogen.

Uthman fuhr fort: »Am Abend, als wir im Stadthaus der della Roccas beim festlichen Essen saßen, kam mir ein Einfall. Ich ging hinaus und stellte fest, dass in dem Kalkstein des Hauses Muscheln und Knochen eingeschlossen waren. Sie waren von den Steinmetzen eingearbeitet worden. Ich kannte einen Ort in meiner Heimat Syrien, in denen es viele mit solchen Ornamenten errichtete Mauern gab. In manchen waren sogar größere Knochen eingeschlossen. Die so bearbeiteten Steine eignen sich vorzüglich, um Hitze, Feuchtigkeit und Staub abzuhalten, und sie halten ewig. Auch in den Mauern des Wehrturms der della Roccas entdeckte ich größere Knochen. Sie mussten von Tieren stammen, die in der Sintflut ertrunken sind, denn sie waren ungeheuer groß, solch große Tiere gibt es heute bestimmt nicht mehr. Ein Steinmetz der della Roccas half mir, sie herauszuschlagen.«

»Ich erinnere mich, dass Francesco einmal ziemlich wütend war. Ich hatte damals keine Erklärung dafür, aber jetzt weiß ich wohl, warum. Du hast ungefragt seinen Angestellten in Beschlag genommen«, sagte Madeleine.

»Das habe ich wohl«, gab Uthman zu. »Aber ich habe mich entschuldigt, und Francesco hat mir verziehen.«

»Aber was habt ihr mit diesen Knochenteilen gemacht?«, wollte Joshua wissen.

»Zusammen mit dem Steinmetz baute ich daraus das Skelett eines Riesendrachen, das Sean dann auf dem Rathausplatz vorführte!«, sagte Uthman lachend.

»Während die Menge auf dem Platz Sean zujubelte und ihr Drachenfest zu feiern begann«, erklärte Henri weiter, »schnappten wir uns Ritter Loredano.«

»Denn uns war klar, dass er auf Rache sinnen würde«, sagte Uthman.

»Wir brachten ihn mit Francescos Einverständnis in dessen Keller und machten ihm klar, dass wir alles über seine Untaten wüssten.«

»Er ist ein jähzorniger, eitler Mensch«, sagte Uthman, »und er gibt nicht auf, aber er hat schließlich begriffen, dass wir ihn in der Hand hatten.«

»Ich verstehe noch nicht ganz, warum Loredano das alles tat«, sagte Madeleine. »Er muss ein abgrundtief verdorbener Mensch sein!«

»Vielleicht ist er das«, meinte Henri. »Aber seine Motive sind eigentlich ganz klar. Er wollte in den Besitz der Ländereien am See kommen, davon sprach er ja auch ganz offen. Es war seine Absicht, neue Schutzzölle einzuführen. Er wollte von den Wegen zwischen Mailand und dem Mare Nostrum profitieren. Die Handelsstraßen werden hier ja das ganze Jahr über viel genutzt. Er wäre ein reicher Mann

geworden. Und er hoffte, dann würde man ihn in Lodi zum Stadtfürsten machen.«

»Und ihr glaubt, Loredano hält jetzt Ruhe? Wenn wir weg sind, wird er einen neuen Drachen bauen!«

»Nein, Madeleine!«, sagte Uthman. »Er weiß, dass Francesco sofort einen Prozess gegen ihn anstrengen würde. Er könnte dann froh sein, wenn er den Rest seines erbärmlichen Lebens nur in einem feuchten, dunklen Kerker verbringen müsste. Er kann es nicht riskieren, den Drachen noch einmal auftauchen zu lassen.«

»Gebe Gott, dass ihr Recht habt!«, rief Joshua aus. »Und dass dieser furchtbare Mensch, der schlimmer ist als ein Drache, seine Lektion wirklich gelernt hat.«

Das Lagerfeuer brannte auf einer kleinen, trockenen Insel. Inmitten der sumpfigen Wasserfläche, die sich mit dem flach darüber liegenden Himmel zu verbinden schien und nur die Farben Hellblau und Weiß kannte, hatten die Gefährten einen Rastplatz gefunden. Hier wuchs kein Baum, nur niedriges Gras und wenig Buschwerk boten Abwechslung. Bei Sonnenuntergang wurde es kühl. Die Gefährten hielten nach den ihnen folgenden Männern Ausschau, und in einiger Entfernung bemerkten sie sie auch. Bald brannte auch deren Lagerfeuer.

»Seltsam, sie scheinen immer den gleichen Abstand halten zu wollen«, bemerkte Uthman. »Sind es Kaufleute, die uns für gefährlich halten?«

»Vielleicht sind sie einfach nur ängstlich«, meinte Madeleine. »Würden wir uns ohne weiteres Fremden nähern, die uns vorausreiten?«

»Ich weiß nicht«, meinte Henri. »Ich habe kein gutes Gefühl, seit ich sie heute Nachmittag entdeckt habe. Aber das kann

damit zusammenhängen, dass ich ohnehin betrübt bin. Meine schlechte Stimmung lässt mich Gefahren wittern, wo keine sind. Die Geschehnisse in Lodi lasten noch auf meinem Gemüt. Es hat mir dort nicht gefallen, auch die Begegnung mit Anna und Francesco war unbefriedigend.«

»Sie sind nicht mehr dieselben, die du früher kanntest, das ist klar. Damals waren sie halbe Kinder, und du sorgtest für sie wie ein Schutzengel!« Madeleine sagte es mit sanfter Stimme.

»Ich weiß. Ich mache ihnen auch keinen Vorwurf. Und dennoch bin ich enttäuscht...«

»Etwas bedrückt dich, ich kenne dich!«, sagte Uthman.

»Es ist ein Gefühl von Schuld und Versagen, das mich seit einiger Zeit befällt. Es macht mich unleidlich, und ich lenke dieses Gefühl auf die Männer, die dort hinten lagern.« Henri warf einen Blick zurück, in der Ferne schimmerte das fremde Feuer in der Nacht.

»Du hast in Lodi nicht versagt, Henri. Die Stadt hat auch mich enttäuscht«, gestand Uthman.

»Es ist etwas anderes. Ich habe das Gefühl, ziellos herumzuziehen. Wir haben schon einmal darüber gesprochen. Ich habe meine Aufgabe verloren, deshalb freue ich mich auch darauf, nach Zypern zu kommen. Dort kann ich vielleicht darangehen, den ersten Schritt für den Wiederaufbau des Tempels zu tun, denn schon damals mussten wir dies tun, nach all den Niederlagen im Heiligen Land. Ich werde mit den Hospitalitern sprechen, und vielleicht begegne ich zerstreuten Tempelbrüdern. Hier fühle ich mich gefangen – und nutzlos.«

»Wir leben einfach wie alle anderen Menschen auch«, meinte Joshua. »Vielleicht solltest du dich damit zufrieden geben.«

»Nach allem, was geschehen ist, mein Joshua? Nein, das kann ich nicht. Ich lebe kein gewöhnliches Leben, du weißt es.«

»Sicher. Aber die großen Abenteuer liegen hinter uns, Henri. Wir sind nur noch Umherreisende, wir erfüllen keine gottgewollte Aufgabe mehr.«

»Das ist es eben!«, rief Henri leidenschaftlich. »Ich habe das Gefühl, mein Leben gleiche dem Geschick, das mein Orden nahm. Alles begann mit einem strahlenden Aufbruch, mit Vorstellungen von göttlichen Aufträgen, von Idealen eines besseren Lebens und glücklicherer Menschen!«

»Und? Hat sich denn alles geändert?«, fragte Joshua.

»Ich habe das Gefühl! Meine und meiner Tempelbrüder Suche nach dem Göttlichen in jedem Menschen zog so viele große und gute Menschen an! Unsere Ideale begeisterten alle! Doch dann ging der Schwung verloren, wir rieben uns auf in Abwehrschlachten, im Heiligen Land, im Abendland – und auch jeder in seinem eigenen Leben. Unsere Ziele schwanden aus unserem Blickfeld, weil wir uns wehren mussten. In Zypern versuchten wir einen Neuanfang.«

»Ihr habt andauernd kämpfen müssen, das ist wahr!«, sagte Joshua mitfühlend.

»Bald lebten die Armen Ritter Christi vom Tempel Salomonis ohne Zweck und Ziel, eingepfercht in Burgen, zweifelnd an ihrer Existenz. Dekadenz und Gleichmut machten sich immer mehr breit, und der Orden verfiel, schon lange, bevor er zerschlagen wurde. Ja, das ist mir seit einiger Zeit klar. Wir waren schon am Ende, bevor König Philipp seinen Verrat beging. Jeder Einzelne von uns, wenn er sich überhaupt noch selbst befragte, musste sich eingestehen, dass er nicht mehr so recht wusste, was zu tun war. Reichtum anhäufen? Die Schwerter polieren? Junge Eheleute zum Traualtar begleiten wie in Lodi? Das konnte nicht alles sein.«

»So sprichst du zum ersten Mal, seit ich dich kenne«, sagte Joshua erstaunt. »Aber du siehst es zu schwarz, Henri. Du scheinst wirklich in trübseliger Stimmung zu sein.«

»Wir bereiteten den Weg zu Abstieg und Verfall selbst!«, beharrte Henri. »König Philipp und Papst Clemens versetzten uns nur den letzten Tritt. Unsere Ideale eines gläubigen und kämpfenden Mönchrittertums waren da bereits beerdigt. Und als sie uns den Garaus machten, fiel der Orden in sich zusammen. Nirgends regte sich Widerstand. Ich scheine der Einzige zu sein, der daran denkt, den Tempel wieder aufzubauen. Aber mache ich mir nicht etwas vor? Denn betreibe ich diese Angelegenheit nicht allzu nachlässig? Das ist es, was mir Sorge bereitet. Auch ich habe meine Aufgabe verloren und zweifle. Ich bin nur noch ein zielloser Reisender, der mal hierhin, mal dorthin reitet.«

»Ganz so ist es nicht, Henri!«, sagte Uthman.

»Doch! Denn wäre es anders, dann befänden wir uns jetzt wahrscheinlich in London oder Paris, und ich würde gegen die Herrschaft kämpfen, um meine ermordeten Brüder zu rächen.«

»Wir sind nicht dort, weil sie dich dort suchen und töten würden! Deshalb! Also betrachte die Dinge nicht so, als ob wir aus Lust und Laune herumziehen. Noch immer drohen dir tausend Gefahren, und ich sehe nicht, wie sich das ändern soll!«

Henri blickte Uthman an. »Vielleicht hast du Recht.«

»Natürlich habe ich Recht! Und du weißt es!«

»Und dennoch reisen wir im Abendland umher, als würde es uns Lust bereiten, uns schöne Stätten anzuschauen. Wir kämpfen nicht mehr!«

»Das sehe ich anders«, sagte Uthman. »Wir haben zahlreiche Kämpfe bestanden. Überall dort, wohin wir kamen, verstrickte man uns in gefährliche Auseinandersetzungen!«

»Das Licht ist erloschen«, sagte Joshua. »Sie haben das Lagerfeuer ausgemacht.«

Henri verstummte und blickte zu den Verfolgern hinüber. Es stimmte. Dort war tiefe Dunkelheit.

»Sie haben sich früh schlafen gelegt«, sagte Madeleine. »Und das sollten wir auch tun.«

»Wir stellen eine Wache auf – auch gegen wilde Tiere«, riet Henri. »Vielleicht bin ich zu misstrauisch, aber mein Instinkt sagt mir, dass diese Reiter dort hinten irgendein Interesse an uns haben. Ich werde die erste Wache übernehmen. Dann folgt Uthman, dann Sean. Bevor es hell wird, ist Joshua dran.«

»Teilt mich ruhig auch ein«, sagte Madeleine. »Ich kann im Freien ohnehin nicht gut schlafen. Hier ist es so ungeschützt. Von überall her wird man in dieser Weite gesehen, und jeder kann an unser Lager herantreten.«

»Der Herrgott sieht dir sogar bis ins Herz«, sagte Joshua. »Wir sollten jetzt schlafen. Feuerholz haben wir genug angehäuft.«

Henri ging einige Schritte zur Seite und setzte sich neben einen dornigen Busch. Er blickte hinüber zum anderen Lagerplatz. Was tat sich dort?

Nur wenn die Wolken das noch nicht vollendete Rund des Mondes freigaben, konnte er bis zu der Sandbank blicken, auf der die anderen lagerten. Er sah nur dunkle Flecken, mehr konnte er nicht ausmachen. Ich werde alles im Auge behalten müssen, dachte Henri. Dann hockte er sich mit untergeschlagenen Beinen in den trockenen Sand und lauschte den Geräuschen der Nacht.

Sie kamen aus dem Wasser. Es waren Geräusche, die nahe und immer näher an ihn herandrangen. Henri glaubte, die Stimmen der Natur zu hören, verstand aber nicht, welche Geschichte sie ihm erzählten.

Anfang Oktober 1319. Der Überfall

Schon waren die Hügelketten der Berge vor Piacenza zu erkennen, und die weite Ebene, durch die sie ritten, wurde trockener. Es gab jetzt immer häufiger kleine Inseln, die mehr und mehr ineinander übergingen. Und dann war der weiche Sand dem Bewuchs aus Flechten, Moosen und Gräsern gewichen, der den Pferden das Laufen erleichterte.

Wenn sie zurückblickten, sahen sie nichts als Weite. In der Ferne berührten sich Himmel und Erde, und nichts erinnerte daran, dass irgendwo dort hinten eine Stadt namens Lodi lag. Sie hatten aber auf ihrem Ritt gesehen, dass in dem flachen Wasser Felder angelegt wurden, dort bauten die Landleute den Reis an, den die Gefährten in Lodi zum ersten Mal gesehen und verzehrt hatten. Die gebückten Leiber der Reisbauern begleiteten sie an diesem Tag ein Stück des Weges, dann waren auch sie verschwunden.

Auch die Reiter hinter ihnen, die Henri eine Zeit lang Sorgen bereitet hatten, waren nicht mehr zu sehen. Die Nacht war ruhig geblieben. Henri machte sich Vorwürfe, weil er seine Gefährten in Unruhe versetzt hatte. War es nicht so, dass er überall Gefahren sah, wo sich Menschen befanden?

Am Rand der Wasserwüste hielten sie an. Die Sonne schien warm, und sie trockneten ihre Sachen und rieben die Pferde ab. Das Gelände wurde unübersichtlich, Buschwerk wuchs teils über zehn Fuß hoch.

Da erkannte Henri plötzlich, dass seine Sorge berechtigt gewesen war. Die Verfolger hatten nur abgewartet, bis sie an diese Stelle kamen. Hier waren sie im Vorteil.

Madeleine wusch sich Arme und Gesicht. Sie stand kerzengerade da mit geschlossenen Augen, strich die Haare nach hinten und hatte ihr Gesicht der Sonne entgegengereckt. Henri betrachtete sie einen Moment lang. Die junge Frau war sehr schön, aber er begehrte sie nicht, er empfand nur das große Glück der Freundschaft, das ihre Anwesenheit ihm vermittelte.

Sean bemerkte die Verfolger als Erster.

Die Männer hatten den Platz gut gewählt, sie selbst hatten Deckung, die Gefährten hingegen standen schutzlos auf einer kleinen Lichtung, die am Bachlauf begann. Die Freunde kannten die Gestalten nicht, die nun von drei Seiten heranstürmten. Aber dann kam der Vierte hervor, und das war Loredano di Bergamo.

Es ging alles sehr schnell, und sie sprachen kein Wort. Es waren kleine, untersetzte Männer mit breiten Schultern und kräftigen Armen, und sie waren kampferfahren, das sah Henri auf den ersten Blick. Einer war kahlköpfig, er schwang eine Keule und fiel über Joshua her, der Zweite hatte eine von einer Krankheit zerfressene Nase, er trug wie der dritte Angreifer, der sie mit großen Augen anstarrte, ein Schwert. Alle hatten noch einen Dolch im Gürtel stecken. Der Ritter hielt Dolch und Schwert in den Händen.

Jeder der vier stürzte sich auf einen der Gefährten, im Vorbeirennen stieß Loredano Madeleine den Schwertknauf in den Rücken, und sie stürzte mit einem Schrei zu Boden. Der Ritter holte aus und begann, auf Henri einzuschlagen.

Henri hörte die Kampfgeräusche neben sich, die Gefährten wehrten sich, so gut sie konnten, aber ihre Schwerter hatten sie bei den Pferden gelassen, und die waren in einiger Entfernung

angepflockt. Joshua trug nur einen Dolch. Henri nahm aus den Augenwinkeln wahr, dass er zu Boden stolperte.

Wut übermannte Henri, er spürte das tiefe Verlangen, Loredano zu töten.

Er stellte sich dem Kampf. Die Angreifer ließen ihre Schwerter niedersausen, die Angegriffenen versuchten, den tödlichen Hieben zu entgehen. Henri gelang es, die Wucht von Loredanos Angriff auszunutzen. Er wich erst zurück, dann, als der Ritter glaubte, zum entscheidenden Streich ausholen zu können, warf sich Henri nach vorn und zu Boden. Blitzschnell rollte er sich weiter, Loredano wurde vom Schwung seines Hiebs überrascht, und Henri zog ihm die Beine weg. Loredano fiel.

Aber bevor Henri sein Pferd mit dem Schwertgehänge erreichte, war der Gestürzte wieder hinter ihm, und Henri musste sich erneut stellen. Henri sah aus den Augenwinkeln, dass Uthman gegen zwei Angreifer kämpfte, Sean hielt sich wacker, Joshua lag bewegungslos am Boden. Madeleine hockte am Rand des Geschehens, auf ihrer Stirn war Blut.

Loredano griff jetzt erneut an. Er kam geduckt wie eine Katze, die beiden Waffen vorausgereckt, so als wolle er sie Henri zeigen, um ihn zur Aufgabe zu bewegen. Henri hob einen Ast auf und schleuderte ihn gegen Loredano. Der Ritter wischte den Ast mit dem Schwert beiseite und lachte höhnisch. Henri blickte schnell um sich. Er brauchte eine Waffe, sonst war er dem Angreifer ausgeliefert. Henri war der Weg zum Pferd durch den Ritter versperrt, und Loredano griff wieder an.

Henri sprang beiseite, der Schlag mit dem Schwert ging daneben, doch Loredanos Dolch schnitt in Henris Arm. Ein stechender Schmerz durchzuckte Henri, und mit dem Schmerz wuchs der Zorn. Ich töte dich, dachte er, es darf nicht sein, dass du den Sieg davonträgst, Loredano! Und gnade dir Gott, wenn den Gefährten etwas passiert.

Henri hörte einen Schmerzensschrei. Er kam von Sean.

Henri musste auf eine günstige Gelegenheit warten, um selbst angreifen zu können. Er sah das höhnische Grinsen in Loredanos Gesicht, der Ritter fuchtelte mit seinen Waffen herum und kam langsam näher. Dann machte er einen Ausfallschritt, doch Henri reagierte nicht, er kannte solche Kampftechniken, er beherrschte sie selbst. Er wartete darauf, dass Loredano unvorsichtig wurde, dass ihn sein Jähzorn übermannte, dass er aus Mordlust die Kontrolle verlor. Und dieser Moment kam.

Der Ritter stieß plötzlich einen wilden Schrei aus und griff an. Henri bückte sich, griff mit beiden Händen in den Sand und warf ihn Loredano ins Gesicht. Loredano wankte kurz, aber gleich darauf schlug er wild auf Henri ein. Der tastete hinter sich und spürte plötzlich einen dicken Ast zwischen seinen Fingern. Im letzten Moment brach Henri den Ast mit großer Kraftanstrengung vom Buschwerk ab, dann war Loredano bei ihm. Sein Schwert sauste nieder. Henri konnte den Hieb mit dem Ast abfangen. Das Holz wurde genau in der Mitte gespalten. Jetzt hielt Henri zwei Hälften in den Händen. Er attackierte Loredano damit, als wären es Pieken. Und Loredano, bis aufs Blut gereizt, sprang Henri erneut an.

Henri wusste, er musste den Kampf jetzt beenden und seinen Gefährten zu Hilfe eilen, denn nur Uthman war im Kampf geübt. Er schlug mit den beiden dicken Knütteln auf den Ritter ein, fintierte gegen seinen Kopf, traf ihn fast gleichzeitig am Knie. Der Ritter brüllte auf, eher vor Zorn denn vor Schmerz.

Henri machte einen Satz und stand neben dem Ritter. Er rammte ihm den Ast in die Seite, gleichzeitig schlug er ihm den Ellenbogen gegen die Schläfe. Loredano torkelte. Henri schlug ihm gegen die Unterarme, Loredano ließ die Waffen fallen. Er stand einen Moment da und starrte Henri ungläubig

an. Henri schlug ihm mit aller Kraft den Knüttel gegen den Kopf. Loredano fiel mit einem dumpfen Laut zu Boden.

Henri wirbelte herum. Jetzt war die Zeit des Kämpfens, jetzt gab es kein Nachdenken mehr.

Er sah, dass einer der Halunken mit dem Stiefel gegen den am Boden liegenden Joshua trat und sich dann auf Sean stürzte, der bereits mit einem anderen Angreifer rang. Sean hatte einen Dolch und wehrte sich, so gut er konnte. Henri sah, dass Uthman mit einem Gegner kämpfte, er nahm Loredanos Waffen vom Boden auf und sprang Sean zu Hilfe. Sean trat mit den Füßen nach den Angreifern. Henri schlug mit dem Schwert kraftvoll zu. Der Halunke parierte den Schlag. Dann drängten sich die beiden Angreifer so nahe an Henri und Sean heran, dass sie nicht mehr ausholen konnten. Sean trat nach einem, der jaulte auf, dann empfing er selbst einen Schlag mit dem Schwertknauf am Hals. Sean torkelte und stürzte zu Boden. Henris Schläge waren bis jetzt wirkungslos geblieben. Er verschaffte sich nun mehr Bewegungsfreiheit, trat einen Schritt zurück und griff erneut an.

Hinter sich hatte er einen Schmerzenslaut gehört, er kam zum Glück nicht von Uthman. Henri wusste, der Freund war nicht so einfach zu besiegen. Henri konzentrierte sich auf die beiden Männer, die es auf Sean abgesehen hatten.

Es gelang dem Knappen im Liegen, einem Angreifer, dem mit der zerfressenen Nase, ein Bein zu stellen. Er fiel direkt auf ihn und begann, mit bloßen Fäusten auf Sean einzuprügeln. Seine Waffen lagen verstreut am Boden. Sean bekam Faustschläge ab, einige trafen ihn im Gesicht. Henri rammte den kahlköpfigen Angreifer, der vor ihm stand, mit seinem ganzen Körpergewicht, und der Attackierte torkelte zur Seite. Es gelang dem Mann, Henris Schwerthieb auszuweichen, er schien aber einzusehen, dass er Henri nicht gewachsen war. Er

zögerte einen Moment und verschwand im Unterholz. Kurz darauf war Pferdegetrappel zu hören.

Henri überlegte einen Moment, ob er ihn verfolgen sollte, kümmerte sich aber lieber um den Knappen. Er hieb dem jetzt auf Sean kauern den Angreifer das Schwert ins Kreuz. Der Mann heulte auf, ein gotteslästerlicher Fluch kam aus seinem Mund. Dann warf er seinen Dolch gegen Henri. Es war zu spät, um auszuweichen. Henri war zu überrascht, der Dolch bohrte sich in seinen Bauch, aber zum Glück dort, wo sein breiter Ledergürtel saß. Dennoch spürte Henri den stechenden Schmerz der Dolchspitze. Er zog die Waffe sofort wieder heraus und sah, dass Blut an der Spitze war.

Einen Augenblick war Henri abgelenkt und konnte deshalb nicht verhindern, dass der Kerl aufsprang und die Flucht ergriff. Auch Sean rappelte sich zu spät auf. Der Angreifer verschwand im Gebüsch, und sie hörten, wie er davonritt. Im gleichen Augenblick sah Henri, wie Uthman seinen Gegner niederschlug. Er tötete ihn nicht. Er setzte ihm die Spitze seines Messers an die Kehle, der andere ließ sein Schwert fallen.

Schwer atmend blickte sich Henri um.

Loredano lag noch immer am Boden, aus einer Wunde am Kopf rann ein feiner Blutstrom. Uthman war unverletzt. Sean blutete aus mehreren Wunden im Gesicht. Madeleine wischte sich Schmutz vom Leib. Joshua saß da und schüttelte den Kopf, als wollte er einen lästigen Fliegenschwarm loswerden. Er konnte aus eigener Kraft aufstehen.

»Verfolgen wir sie?«, fragte Uthman.

»Lass sie laufen«, erwiderte Henri. »Die beiden Gefangenen liefern wir in der Stadt ab. Sie sollen ihrer Strafe nicht entgehen. Ist alles in Ordnung, Joshua?«

»Ich bin auf eine Wurzel gefallen, aber der Kopf scheint heil zu sein, die Schmerzen kann ich aushalten.«

»Sean?«

»Alles in Ordnung.«

»Madeleine?«

»Ich war so erschrocken, dass ich einen Moment lang gar nichts mehr sah. Aber es geht mir gut.«

Sie sammelten die Waffen ein und fesselten ihre beiden Gefangenen. Der eine starrte sie mit aufgerissenen Augen an. Loredano stöhnte, aber er blutete nicht mehr. Sie wechselten kein Wort miteinander.

»Reiten wir nach Piacenza«, sagte Henri. »Dort übergeben wir die Galgenvögel dem Vogt.«

Auf dem Weg in die Stadt versuchte Henri, die Gefangenen auszufragen. Loredano schwieg verbissen. Der andere brummte zunächst nur unverständliche Worte vor sich hin, dann ließ sich ihm aber entlocken, dass die Geflüchteten nicht nach Lodi zurücktritten, denn dort wurden sie inzwischen gesucht. Vielleicht wollten sie in Piacenza untertauchen. Loredano hatte sie angeheuert und gut entlohnt, ihnen sogar Land in Aussicht gestellt.

Henri versuchte beim Weiterreiten, sich die nächsten Ereignisse vorzustellen. Er wollte sich nicht in der Stadt aufhalten, aber er musste dafür sorgen, dass die beiden Gefangenen den Kerker nicht mehr verließen. Vor allem Loredano musste endgültig aus dem Verkehr gezogen werden. Von Piacenza aus musste ein Bote die Nachricht von Loredanos Überfall nach Lodi bringen. Dann hatte Francesco freie Hand, alles über die Verbrechen des Ritters aufzudecken.

Wind war aufgekommen und fegte den Gefährten und ihren Gefangenen Staub und Blätter ins Gesicht. Aber es blieb warm. Henri wollte die Stadt noch vor Einbruch der Nacht erreichen.

Die Gefangenen blieben stumm, ihren Mienen war anzusehen, dass sie wussten, was sie erwartete. Wenig später erreichten sie die Tore von Piacenza. Sie überquerten den trockenen Burggraben und ritten über eine knarrende Brücke in die Stadt ein.

Piacenza wirkte überfüllt. Menschen drängten sich überall, die Gassen waren eng, die Häuser teilweise aus Stein und manchmal zweistöckig. Es stank stark nach Kot, was bei den vielen Ställen, die es hier gab, kein Wunder war. Auf einigen kleinen Plätzen gab es Verkaufsstände, es roch nach Fisch, deren Abfälle vom Markt und aus den Küchen einfach auf die Straßen gekippt wurden, aber auch nach duftendem Obst.

Lärm erfüllte die Gassen. Aus Werkstätten waren Hammerschläge zu hören. Blökende Schafe wurden zwischen den Häusern hindurchgetrieben. Fuhrleute schimpften mit ihren störrischen Maultieren. Frauen schrien sich über die Gassen etwas zu. Aus einem Haus drangen Fanfarenklänge. Kinder benutzten jedes Seitengässchen als Spielplatz. Die Gefährten bahnten sich ihren Weg. Ein vornehmer Mann ging auf hölzernen Plateausohlen vor ihnen her durch den Abfall. In Rinnsalen flossen Färbemittel und Blut aus den Schlachtereien hinunter in die Ebene. Jemand entleerte einen Eimer aus der Höhe, und die Gefährten mussten zur Seite reiten, um nicht beschmutzt zu werden.

Sie fanden schnell den Weg zum Rathaus, auf ihrem Ritt dorthin ernteten sie nur flüchtige Blicke, auch dass sie Gefesselte mit sich führten, interessierte die Bewohner von Piacenza nicht sonderlich. Und den Zechern, die aus den Tavernen ins Freie traten, schien erst recht alles gleichgültig.

Henri wollte sich durch seine Gefangenen nicht aufhalten lassen. Sie saßen vor dem Rathaus ab, unterrichteten die Wachen von ihrem Anliegen und wurden vorgelassen. Der zweite Bürgermeister von Piacenza war ein leutseliger, noch

junger Mensch, der ihnen aufmerksam zuhörte. Er hatte von den Ereignissen in Lodi gehört, und er versprach, die Sache in die Hand zu nehmen.

Nachdem der Vogt hinzugezogen worden war, der Stadtschreiber ein Protokoll aufgenommen hatte und die beiden Gefangenen in eine Zelle geworfen worden waren, durften sich die Gefährten verabschieden. Der Bürgermeister ließ sich die Adresse von Francesco della Rocca geben, Henri bat ihn, sich in allen Belangen dorthin zu wenden. Henri und seine Gefährten hatten auf Loredano und seinen Kumpanen keinen Blick mehr geworfen, sie wollten sie so gründlich wie möglich aus ihrer Erinnerung tilgen.

Der Abend war mild. Auf den Straßen der großen Provinzstadt herrschte weiterhin buntes Treiben. Die Gefährten orientierten sich. Sie hatten inzwischen beschlossen, einen Gasthof für die Nacht aufzusuchen, und machten sich nun auf, ein geeignetes Haus zu finden.

Während sie durch die Gassen schlenderten, merkten sie, dass es in Piacenza viel Gesindel gab. Kranke und Bedürftige erbettelten Almosen, sie hielten den Fremden ihre vom Aussatz oder von Wunden befallenen Gliedmaßen hin. Henri und Uthman gaben etwas.

Die Gefährten waren durch das Nordtor in die Stadt eingeritten, wo zurzeit große Bauarbeiten im Gange waren, im gegenüberliegenden Teil von Piacenza war es ruhiger. Hier, wo die Straßen weniger schlammig waren und die Bewohner ruhiger sprachen, fanden sie auch einen sauberen Gasthof.

Über dem Eingang mit dem sinnigen Namen »Zur fetten Maria« hing ein grüner Kranz. Sie banden ihre Pferde seitwärts vor einem Stall an. Plötzlich entdeckte Henri die beiden Wegelagerer, die sie überfallen hatten, den Kahlköpfigen und seinen Kumpanen mit der zerfressenen Nase.

Schon raunte ihm Uthman zu: »Da, siehst du die beiden?«

Auch Sean und Uthman hatten die Halunken entdeckt. Madeleine war ganz vom Anblick eines jungen Stutzers fasziniert, der in einem goldfarbenen Kostüm durch die Gassen wandelte.

Die Wegelagerer besprachen etwas miteinander, sie schienen sich uneins zu sein. Henri überlegte, ob er sie nicht einfach ziehen lassen sollte. Was hatte er mit dem Pack zu schaffen? Dann fiel ihm ein, dass nicht viel gefehlt hätte, und die Hunde hätten Joshua zu Tode getreten. Er sah das Bild des hilflosen Freundes vor sich.

Die beiden Galgenvögel hatten sich offensichtlich geeinigt. Sie machten kehrt und gingen davon. Henri wollte sie verfolgen, er wies die anderen an, im Gasthof auf ihn zu warten.

»Ich komme mit«, bot sich Uthman an.

»Nein, zu auffällig. Ich mache es allein«, sagte Henri. Und schon wandte er sich rasch ab und ging los.

Er verfolgte sie in eine armselige Gegend. Hier waren die Häuser baufällig, die Schenken ziemlich schmutzig, und der Unrat türmte sich zu stinkenden Hügeln auf. Dennoch gab es hier auch Garküchen. In einer mit einem windschiefen Dach verschwanden die beiden Männer.

Henri wartete noch einen Moment. Dann trat er an ein Seitenfenster und spähte ins Innere. Er sah die beiden Wegelagerer an der gegenüberliegenden Wand sitzen, wo sie sich gerade Holzschüsseln mit Eintopf aus einem großen, dampfenden Kessel servieren ließen, der über dem offenen Feuer hing.

Henri überlegte, wie er vorgehen sollte. Er hätte einfach hineingehen und die beiden zur Rechenschaft ziehen können. Aber in dieser Gegend glaubte man in der Regel denen, die am verwarlostesten aussahen, und so sah Henri gewiss nicht aus. Ein Tumult wäre die Folge gewesen, vielleicht

Handgreiflichkeiten. Das konnte er nicht riskieren. Henri merkte plötzlich, wie müde er war. Vielleicht gab es einen anderen Weg, der Gauner habhaft zu werden.

Henri wartete eine Weile. Die Wegelagerer würden wahrscheinlich nicht im Gasthof übernachten. Die Preise hier waren zwar gewiss niedrig, und die Gauner hatten von Loredano Geld erhalten, aber im Freien zu übernachten, war dennoch billiger. Außerdem besaßen die Männer Pferde, auf denen sie die Stadt verlassen konnten. Auch ich hätte mein Pferd mitnehmen sollen, dachte Henri, und er schalt sich im Nachhinein für seine mangelnde Voraussicht.

Während er noch wartete und überlegte, erhoben sich die beiden Männer auch schon wieder. Sie hatten ihre Schüsseln von sich geschoben, sich über die Münder gewischt und gezahlt. Einer der beiden verschwand in der Latrine, die neben der Garküche lag, der andere wartete vor dem Gebäude auf ihn. Der Wartende blickte sich nicht um, im Gegenteil, er starrte teilnahmslos vor sich hin, bis sein Gefährte kam. Dann holten sie ihre Pferde, die an einer Tränke angebunden standen, und führten sie am Zügel durch die Gasse bis zum Osttor.

Als sie sich in den Sattel schlangen, handelte Henri kurz entschlossen. Er band ein Pferd los, das mit mehreren anderen an der Tränke stand, legte einen Goldflorin in den Sand und folgte den Galgenvögeln.

Sie ritten im leichten Galopp in Richtung Osten davon. Henri konnte sich nicht vorstellen, welchen Ort sie ansteuerten, soviel er wusste, lagen in dieser Richtung nur Sümpfe und Seen.

Henri bemühte sich, die Verfolgten einerseits nicht aus den Augen zu verlieren, andererseits aber auch nicht auf sich aufmerksam zu machen. Zu seiner Verwunderung hielten die beiden Männer nach einer kurzen Wegstrecke an und saßen ab.

Henri sah, dass jetzt der andere seine Notdurft verrichten wollte, denn er schlug sich in die Büsche. Der andere wartete.

Henri fühlte, wie der Zorn wieder in ihm aufstieg. Er verabscheute Menschen, die auf Kosten anderer lebten, und ganz besonders Verbrecher, die anderen Gewalt antaten. Er ritt auf dem Weg an der Stelle vorbei, an der die beiden Pferde standen. Der Mann mit der zerfressenen Nase starrte ihn an, aber er erkannte ihn offenbar nicht. Ein Mann sieht im Kampf eben anders aus, dachte Henri, außerdem hat er mich zusammen mit meinen Gefährten gesehen, und jetzt bin ich allein, er ahnt nichts Böses.

Henri wendete. Der Wegelagerer spürte jetzt offenbar die Gefahr, seine Hand kroch langsam zum Gürtel, wo sein Messer steckte.

Stocksteif starrte der Mann ihm entgegen. »Was willst du, Fremder?«, fragte er.

Henri saß ab. Er erkennt mich nicht, dachte er noch einmal. »Ich habe mich wohl verirrt«, sagte er dann. »Ich wollte nach Norden, aber hier scheint es in eine andere Richtung zu gehen. Wohin komme ich, wenn ich weiterreite?«

»Nirgendwohin!«, sagte in diesem Moment eine raue Stimme hinter ihm. Henri hörte ein Geräusch, das er schon oft gehört hatte. Instinktiv warf er sich zur Seite. Keinen Moment zu früh, denn der Angreifer hatte weit ausgeholt und ließ einen Knüppel niedersausen.

»Verflucht!«, rief sein Kumpan. »Jetzt erkenne ich dich. Du bist der Hund, den wir vorhin erleichtern wollten!«

»Dieser Henri!«, bestätigte der andere. »Jetzt machen wir ihn fertig. Du verdammtes Schwein!«

Henri zog sein Schwert. Er sprang auf die beiden zu. Den mit der zerfressenen Nase schlug er mit einem einzigen Streich nieder. Das Schwert drang tief in dessen Schädel ein. Der

andere wurde bei diesem Anblick weiß im Gesicht, er machte kehrt und lief davon.

Henri rannte hinterher. Der Kahlköpfige war kräftig, aber nicht schnell. Henri holte ihn ein. Er packte ihn von hinten und wirbelte ihn herum. Er warf ihn nieder, der Mann stolperte in einen Graben. Der Kahlköpfige gab aber noch nicht auf. Er zog sein Messer und sprang Henri an.

Henri duckte sich. Das Messer blitzte auf und schrammte dicht an seinem Gesicht vorbei. Henri spürte einen Schmerz an der Wange. Erneut blitzte der Stahl auf, doch Henri trat schnell zur Seite und holte selbst mit dem Schwert aus.

Einen Moment lang standen sich die beiden so unterschiedlichen Männer unbeweglich und schwer atmend gegenüber. Henri de Roslin, groß gewachsen, eine imposante Gestalt mit edlen Gesichtszügen, und der Wegelagerer, eine gedrungene Erscheinung mit kahlem Kopf, Stiernacken und brennenden Augen in einem rohen Gesicht. Henri war klar, dass der Galgenvogel nicht klein beigegeben würde. Er hielt den Atem an. Er musste den anderen töten.

Sie starrten sich an. Jeder versuchte, in den Augen des Gegners dessen Absichten zu erkennen. Keiner wollte einen Fehler begehen, den der andere ausnutzen konnte.

Als der andere sich schließlich rührte, sprang Henri vor. Mit der Behändigkeit eines Kämpfers, der weiß, dass es um Leben oder Tod geht, holte er aus, noch während er vorwärts flog. Er ließ das Schwert niedersausen und traf den anderen in dem Augenblick, als der sein Messer wieder fest in der Rechten hielt und hochschnellen ließ. Henri spürte, wie die Klinge seinen rechten Arm traf, der Stich musste tief eingedrungen sein, denn das Messer blieb im Arm stecken. Gleichzeitig aber traf sein Schwert den Hals des anderen. Ein Blutstrom schoss sofort daraus hervor. Der Mann taumelte. Dann brach er in die Knie und rührte sich nicht mehr.

Henri spürte keine Erleichterung. Eher ein Gefühl von Abscheu. Vor dieser Kreatur. Vor dem Töten. Vor diesem Leben. Vor sich selbst.

Er zog sich das Messer aus dem Arm und band diesen mit einem Tuch ab, das er fest verknotete. Die Wunde an seiner Wange war nicht tief, blutete aber, und Henri hielt seine Hand dagegen. Er ließ den Toten liegen und bedachte den anderen Hingestreckten nur mit einem mitleidlosen Seitenblick. Er steckte sein Schwert in die Scheide und machte sich auf den Rückweg in die Stadt.

Am nächsten Morgen, nachdem sie noch einmal im Rathaus gewesen waren und Henri von den Ereignissen am Abend berichtet hatte, durften sie die Stadt verlassen. Der Vogt hatte bereits einen Boten nach Lodi geschickt, um die Neuigkeiten dort zu melden. Erst jetzt ist dieses Abenteuer wirklich beendet, dachte Henri.

Sie ließen die Pferde durch die Gassen traben. Der Vogt begleitete sie bis zum Stadttor. Jetzt sahen sie, dass es in Piacenza von Tagelöhnern wimmelte, die am frühen Morgen überall herumstanden und darauf warteten, beschäftigt zu werden. Henri verstand das nicht. Es war Herbst, also Erntezeit, es musste doch Lohn und Brot für alle geben. Was war hier los?

»Das Wirtschaftsleben auf unseren Lehnsgütern ist in Unordnung geraten«, verriet ihnen der Vogt. »Viele Arbeiter ziehen deshalb von Ort zu Ort und versuchen, etwas zu verdienen, indem sie alles tun, was ihnen angeboten wird – bis hin zu unsauberen Geschäften und sogar Gewalttaten. Das ist zurzeit eine ziemliche Plage.«

»Ich kenne solche Herumziehenden«, sagte Henri. »In Frankreich heißen sie *pieds poudreux*, staubige Füße. Es sind

arme Teufel, die jede Arbeit annehmen und lange Wege zurücklegen müssen, um sich und ihren Familien das Überleben zu sichern. Es sind verwegene Menschen. Aber sie sind meistens ehrlich, und sie müssen sich selbst in ihrer Armut noch Wegelagerern erwehren, die ihnen das Wenige abnehmen wollen, das sie erwerben.«

»Zurzeit ist vieles in Unordnung«, seufzte der Vogt, ein Mann mit einem ungewöhnlich langen Kinn. »Wird es jemals eine Zeit geben, in der es besser ist?«

»Gewiss«, erwiderte Henri. »Aber es kann Jahrzehnte dauern, vielleicht Jahrhunderte!«

»Solange besteht die Welt nicht mehr«, erwiderte der Vogt. »Es wird nicht mehr lange dauern, bis der Herr das Jüngste Gericht hält und jedem von uns den Platz zuweist, der ihm gebührt.«

»Möglicherweise habt Ihr Recht«, sagte Henri. »Aber sollen wir darauf hoffen, oder sollen wir es fürchten?«

»Darf ich Euch die Antwort darauf schuldig bleiben, Henri de Roslin?«

Die Gefährten verabschiedeten sich, wendeten ihre Pferde und verließen Piacenza durch das südliche Tor. Als sie noch einmal zurückblickten, sahen sie einige zerlumpte Männer, die von einer Straßenseite zur anderen torkelten. Einer sang laut ein Lied, die Gefährten verstanden die letzten Worte.

»Mein Begehren und mein Wille sind, in der Schenke zu sterben, drum lasst uns saufen, Brüder...«

Nein, dachte Henri, Piacenza ist wirklich nicht mit sich im Reinen.

Anfang Oktober 1319. Die glückliche Insel

Auf dem Weg nach Genua erreichten sie eine Stadt namens Novi, hinter der ein Pass über die Berge führte, bevor es zum Meer ging. Novi war ein hübscher, verträumter Ort, in dem es aber bestialisch stank. Menschliche und tierische Abfälle wurden zum Düngen der rückseitigen Gärten benutzt, Fliegenschwärme waren überall. Die Gefährten verließen den Ort schnell wieder. Doch der Geruch verfolgte sie noch eine Weile.

Der Giovipass lag nicht besonders hoch, aber er war so eng, dass die Gefährten nur hintereinander reiten konnten. Außer ihnen waren hier zahllose weitere Reisende unterwegs, die den Hafen von Genua anstrebten, darunter einzelne Kaufleute, die nicht selten vier oder fünf voll bepackte Lastpferde mit sich führten. Alle zusammen bildeten eine schier endlos scheinende Schlange. An mehreren Stellen der Passstraße standen bewaffnete Wachen, denn es hatte auf dem Pass immer wieder Überfälle gegeben. An diesem Tag geschah allerdings nichts.

Jetzt ging es noch einmal durch die Berge. Der Himmel strahlte blau, kein Wölkchen ließ sich blicken, es war noch sommerlich warm, die Gefährten ließen ihre Pferde gemächlich dahintraben. Am Abend suchten sie sich einen Rastplatz im Freien. Schließlich fanden sie ein kleines Plateau, abseits der Route, auf dem sie ein Feuer entzünden konnten. Ein feiner Strahl mit klarem Wasser trat aus der Felswand heraus. Sie bereiteten ein Abendessen, das aus Schinken, Käse, Brot und Quellwasser bestand. Hier in der Natur fühlten sie

sich geborgen. Was nützen die dicksten Stadtmauern, dachte Henri, wenn sie das Unglück und die Gewalt bereits in sich bergen.

Nach dem Essen forderten die Gefährten, dass Henri von Zypern erzähle. Was würde sie dort erwarten? Henri erinnerte sich an die Zeit nach dem Fall der syrischen Hafenstadt Akkon, der letzten Bastion der Christenheit im Heiligen Land. Er vermochte heute nicht mehr zu sagen, ob es damals eine heillose Flucht oder ein geordneter Rückzug gewesen war. Aber die Sarazenen hatten gesiegt, Akkon war gefallen. Die Lateiner hatten das Heilige Land für immer verlassen.

»Mein Vater ließ keinen Zweifel daran, dass wir die Christen vertrieben haben«, erinnerte sich Uthman. »Von planvollem Rückzug konnte also keine Rede sein.«

»Wir waren nicht unvorbereitet«, entgegnete Henri. »Wir stürzten nicht alle einfach ins Meer, sondern es standen Schiffe bereit, die uns nach Zypern brachten.«

»Das weißt du natürlich besser als ich«, gab Uthman zu.

»Jedenfalls besiegte uns die sarazenische Streitmacht im Jahr 1291 vollkommen«, erklärte Henri. »Nicht nur die Kreuzfahrer und die Templer, sondern auch die christlichen Bewohner von Akkon verließen die Stadt auf Schiffen. Und die Sieger ließen uns ziehen, sie ließen sogar noch hundert arme Sünder aus ihren Gefängnissen frei, die im Krieg zwischen Pisanern und Genuesern in ihre Hände gefallen waren. Das rechneten wir ihnen hoch an.«

»Wir waren Krieger, keine Mörder«, sagte Uthman.

»Und ihr hattet natürlich das Recht, unsere Burgen zu schleifen, wie in Chateau-Pelerin oder Tortosa«, sagte Henri. »Das gab sogar unser Komtur der Provinz Outremer, Guillaume de Beaujeu, zu.«

Madeleine fragte ungeduldig: »Was habt ihr auf Zypern gemacht? Hattet ihr dort bereits Stützpunkte, oder musstet ihr dort ganz von vorn anfangen?«

»Bereits seit hundert Jahren, nachdem die Ritter der Lusignans auf Zypern gelandet waren, gab es dort befestigte Städte, Ordenshäuser mit Kirchen, Festungen und Burgflecken und mächtige Templerburgen in Gastria, Kolossi, Yermasoyia und Khirokitia«, sagte Henri. »Als wir aus Akkon dort ankamen, fand gerade ein Generalkapitel der geistlichen Ritterorden statt, bei dem mehr als vierhundert Tempelbrüder anwesend waren. Der Großmeister von Zypern hieß Jacques de Molay. Es war ein ergreifendes Bild für uns, den intakten Orden versammelt zu sehen. Wir begriffen, dass längst nicht alles in Scherben gefallen war. Außerhalb des Heiligen Landes stand unser Orden auf festen Füßen.«

»Wie alt warst du in jener Zeit, Henri?«, fragte Sean.

»Ich war in deinem Alter, neunzehn, und Knappe meines Herrn Richard. Und ich war befreundet mit dem jungen Tempelbruder Pierre de Saint-Just, einem Katalanen. Wir reisten zusammen von Akkon nach Zypern. Und wir blieben dort ein Jahr lang unzertrennlich. Dann wurde Pierre bei einem Scharmützel verletzt und kehrte in die Heimat zurück, ich begleitete ihn auf unserem Schiff *Faucon* nach Frankreich, er wurde später Komtur von Corbins.«

»*Faucon*, der Falke«, sagte Sean begeistert, »ein legendäres Schiff!«

»Das stimmt«, sagte Henri. »Und sein damaliger Kommandant Bruder Pierre Visianus war ein großartiger Templer und Seemann!«

»Es gab aber doch sicher auch Kämpfe auf Zypern, es war nicht nur eine glückliche Zeit, oder irre ich mich?«, fragte Madeleine.

»Nein, natürlich nicht. Es gab Auseinandersetzungen mit Einheimischen und mit mamelukischen Eindringlingen. Wir mussten den Templerorden wieder handlungsfähig machen und rüsteten auf, weil wir auch das damalige Königreich von Kleinarmenien verteidigen mussten, das schaffte viele Probleme. Außerdem war die Insel voller Gestrandeter, die meisten besaßen nichts und mussten versorgt werden. Es gab auch Gewalt und Verbrechen.«

»Das hört sich nicht gerade idyllisch an«, meinte Madeleine
»Nein, das war es auch nicht«, sagte Henri. »Aber dennoch habe ich gute Erinnerungen an Zypern. Die Insel ist ein Paradies – wenn die Menschen nicht wären.« Henri lachte leise, aber alle verstanden, dass er es ernst meinte.

»Auch die Hospitaliter waren damals auf Zypern ansässig«, sagte Joshua. »Wie verhielten sie sich euch gegenüber?«

»Wir lebten friedlich nebeneinander«, erklärte Henri. »Wir besaßen gemeinsame Aufgaben, und wir unterstützten uns, wo wir konnten. Als Jacques de Molay zum Großkomtur und dann auch zum Großmeister Zyperns gewählt wurde, nahmen sie sogar an dieser Wahl teil, weil sie keinen eigenen Meister bestimmen wollten, der in Konkurrenz zu ihm trat.«

»Erstaunlich, wenn man weiß, dass die Hospitaliter heute die Templer in jeder Hinsicht beerbt haben«, sagte Joshua. »Sie sitzen doch in allen Burgen, die einst euch gehörten.«

Henri hatte noch einen kräftigen Schluck Quellwasser genommen, er reichte das Trinkgefäß weiter. Inzwischen war es dunkel geworden. Das Feuer brannte ruhig, Sean legte noch mehrere dicke Äste nach, die er über das Knie gebrochen hatte.

Henri fuhr mit seiner Erzählung fort: »Was mir damals als junger Mann am besten gefiel, war der Zusammenhalt der Gemeinschaft. Niemand war allein. Wir schworen uns, in allen Lebenslagen bedingungslose Hilfe zu gewähren. Und das galt nicht nur für Zypern, wo wir von Feinden umgeben waren,

sondern für alle Ordensländer. Solche Freundschaften habe ich nie mehr erlebt – außer mit euch, meine Gefährten!«

»Unsere Freundschaft musste auch lange wachsen und war nicht selbstverständlich«, sagte Uthman.

»Jeder Templer, der damals nach Zypern kam, wurde sogleich ein Teil eines ausgedehnten Netzwerks«, erinnerte sich Henri. »Und natürlich bedeutete das auch, dass er gewisse Aufgaben zu erfüllen hatte. Aber das tat jeder gern. Ich war noch Knappe im letzten Jahr meiner Ausbildung und lernte auf Zypern alles, was ich zuvor noch nicht konnte. Meine Ausbildung zum Finanzverwalter des Ordens erhielt ich erst danach, in London und in Paris. In Zypern lernte ich zu kämpfen.«

»Man sagte, die Templer hätten ihren gesamten Schatz aus dem Heiligen Land nach Zypern gebracht. Wo blieb er wirklich?«, fragte Madeleine.

Henri zögerte mit der Antwort. »Der größte Schatz, den wir besaßen, war unser Archiv«, sagte er schließlich. »Angaben zu Personen, zum Geldverkehr und anderen Transaktionen sowie zu Schlachten, alles wurde darin genau aufgezeichnet. Dieses Archiv brachten wir mit nach Zypern, doch später ging es in den Kriegswirren verloren. Wir retteten auch alle unsere Reliquien aus den Kirchen des Outremer, aber sogar dieser Schatz ging verloren. Teile davon übernahmen später die Ordensbrüder von den Hospitalitern.«

»Sie müssen also immer noch reich sein«, vermutete Joshua.

»Wahrscheinlich«, sagte Henri. »Hinzu kam, dass Zypern das Ziel vieler Pilgerreisen war. Die Pilger mussten beschützt, versorgt und beherbergt werden. Diese Aufgabe übernahmen wir. Dafür überließen uns die Pilger große Reichtümer oder Landbesitz in der Heimat, vor allem jene, denen die Pilgerreise als Buße auferlegt worden war. Zypern wurde nach dem Fall des Heiligen Landes das Hauptziel von Bußpilgerreisen, die

von weltlichen Gerichten oder der Kirche verhängt worden waren. Ein Templer oder Hospitaliter musste vor Ort die Ableistung der Buße bestätigen.«

»An welchem Ort auf Zypern lebstest du damals? Oder bist du stets unterwegs gewesen?«

»Ich war in Limassol bei Jacques de Molay und konnte ihn aus der Nähe sehen und von ihm lernen. Aber ich war auch in Nikosia. Beide Orte würde ich gern noch einmal aufsuchen. Denn es sind Orte äußerster Innigkeit und Frömmigkeit, darüber hinaus sind sie sagenhaft schön.«

»Meinst du, der Templerorden hätte auf Zypern überleben können, wenn er dort seinen Hauptsitz genommen hätte?«, fragte Joshua. »Die Insel wäre gegen die Feinde aus der Heimat zu verteidigen gewesen. König Philipp hätte sich an einem Angriff die Zähne ausgebissen.«

»Mit dieser Vermutung magst du Recht haben«, entgegnete Henri. »Denn Templer und Hospitaliter verteidigten die Insel in jenen Jahren erfolgreich gegen Angriffe der Mameluken. Auch die Mongolen bedrängten uns und wurden zurückgeschlagen, später gingen wir ein Bündnis mit ihnen ein. Wir brauchten keine Hilfe von außen, wir verteidigten uns selbst. Ich erinnere mich, dass Papst Nikolaus IV. uns Unterstützung zusagte, die aber nie kam.«

»Ihr fasst wieder Mut, mein Vater berichtete mir davon. Eure Niederlage in Akkon hattet ihr überwunden«, erinnerte sich Uthman.

»Ja. Wir wurden auf Zypern wieder so stark, dass wir sogar den Krieg zwischen Genuesern und Venezianern schlichten konnten, der vor unseren Küsten ausgetragen wurde! Es ging um Einfluss und Handelsprivilegien. Und als Templer und Hospitaliter vier Galeeren ausrüsteten und nach Kilikien, nördlich von Antiochia, segelten, da konnten sie dort die

feindlichen Mameluken schlagen. Ihr seht, wir bauten in jenen Jahren den Tempel wieder auf!«

»Akkon hätte euch lehren müssen, dass Niederlagen immer dann drohen, wenn man sich am sichersten wähnt!«, meinte Uthman.

»Das ist wahr«, gab Henri zu. »Aber Jacques de Molay spürte die Gefahr nicht, die uns drohte. Er nicht und wohl auch seine Regierung nicht. Sie waren gutgläubig und fuhren 1306 nach Frankreich, wohin der König sie rief. Sie wurden ohne Anklage gefangen gesetzt und später hingerichtet.«

»Wer waren die Männer, die damals an seiner Seite standen?«, fragte Sean.

»Ich erinnere mich an jeden Einzelnen. Es waren der Marschall Baudouin de la Andrin, der Großkomtur Berengar de Saint-Just, der Drapier Gauer de Liencourt, der Führer der berittenen Turkopolen Guillen de la Tor, der Vizemarschall Raymond de Barberan, der Komtur des Gewölbes Guillaume d'Ourenc, der Schatzmeister Martin de Lou. Sie alle waren treue Templer und leidenschaftliche Kämpfer, aber den Intrigen in Frankreich und im Vatikan waren sie nicht gewachsen.«

»Euer Großmeister hatte anscheinend schlechte Berater«, sagte Joshua.

»Im Nachhinein kann man das sagen«, gab Henri zu. »Tatsache ist, dass wir damals in viele kleine Kriege verstrickt waren. Weit weg von der Heimat, sahen wir nicht die drohenden Wolken am Horizont. Wir wussten nichts von den Ränkespielen zu Hause. Und was mich betrifft, nun, ich war, wie gesagt, neunzehn Jahre alt. Von Politik hatte ich keine Ahnung. Ich genoss meine Ausbildung zum Ritter, und wenn ich in die Zukunft blickte, sah ich nichts, was mir Sorgen bereitet hätte. Als ich den Ritterschlag endlich erhielt, es war in Limassol, da dachte ich natürlich, dass mein Leben jetzt erst

richtig beginnen würde. Hätte mir in jenen Tagen jemand gesagt, dass es mit dem Templerorden innerhalb weniger Jahre vorbei sein würde, hätte ich es niemals geglaubt.«

»Wir sollten uns nun zur Ruhe begeben«, schlug Joshua vor. »Es ist schon spät, und wir wollen am Morgen in aller Frühe aufbrechen, um Genua zu erreichen.«

»Gut, legen wir uns schlafen«, sagte Henri. »Ich denke, wir brauchen heute keine Wachen aufzustellen, auf diesem Plateau sind wir sicher.«

Sie legten sich rund um das Feuer in ihre Decken. Über ihnen stand der dunkle Nachthimmel, der bis tief in die geheimnisvolle Schöpfung des Universums hineinreichte. Silberne Sterne flimmerten freundlich, und der Mond zeigte sein breites Gesicht. Zum ersten Mal seit langer Zeit hatten die Gefährten das Gefühl, alles befände sich am richtigen Platz.

»Capitano! Capitano del Comune e del Popolo! Giovanni Baptista! Schickt mehr Wachen! Es gibt Unruhen!«

Der Ruf gellte durch die Hallen der Hafenanlagen, pflanzte sich fort und war bei Ankunft der Gefährten noch dort zu vernehmen, wo sich der Wald von Schiffsmasten in der Brise bewegte wie ein großes, knarrendes, raunendes Lebewesen. Die Ankommenden hörten das Geschrei, kümmerten sich aber nicht darum. Sie waren nicht nach Genua geritten, um sich mit Unruhen aufzuhalten.

Die Gefährten suchten nach einer Schiffspassage. Am Hafen war es drückend schwül, ein Gewitter kündigte sich an. Galeeren mit Rudern und Segeln schaukelten in der Dünung am Kai, ebenso Barinels, Karacken und Koggen, die Gefährten sahen sogar eine Hulk, die sie nur aus nördlichen Breiten kannten. Lastschiffe und Schnellschiffe hielten sich von der Anzahl her etwa die Waage.

»Was für ein riesiger Hafen!«, staunte Madeleine. »Wenn es einmal gelingt, in die entferntesten Winkel der Erdscheibe zu fahren, dann bestimmt mit einem Schiff aus dem Hafen von Genua!«

»Kann sein«, meinte Uthman. »Genua hat seine Konkurrenten Pisa und Venedig abgeschüttelt. Es gibt kein anderes blühendes Handelszentrum am italienischen Mittelmeer von dieser Größe.«

»Dann sollte es uns gelingen, ein passendes Schiff zu finden, das uns nach Zypern bringt«, meinte Joshua.

Draußen auf dem Meer sahen sie mehrere prächtige Galeeren. In der weiten Bucht wirkten sie mit ihrer goldenen Verkleidung und den bunten Segeln malerisch, aber fremd. Henri vermutete, dass ein hoher Gast zu Besuch war. Ein Schiffseigner, den sie fragten, erklärte, es sei König Robert von Neapel, der schon ein Jahr zuvor die Stadt rettete, als er mit der Hilfe der Guelfen die Ghibellinen um die Mailänder Visconti vertrieben hatte.

»Die Visconti belagerten Genua?«, fragte Sean erstaunt.

»Sie versuchten, uns auszuhungern«, erklärte der Schiffseigner. »Sie kamen aus der Lombardei das Tal von Polcevera herunter und gleichzeitig über das Wasser. Sie wollten die neue Seemacht werden, die in Genua den Ton angibt – aber das misslang ihnen gründlich.«

»Deshalb haben wir in Lodi nichts von den Mailändern zu sehen bekommen«, vermutete Henri. »Sie waren noch mit dem Lecken ihrer Wunden beschäftigt.«

»Es ist Marco Visconti gewesen«, sagte der Genueser. »Jetzt droht er uns wieder, deshalb kam König Robert, um ein Zeichen zu setzen. Vor zwei Tagen kamen auch noch zehn Galeeren aus Konstantinopel, voll geladen mit Getreide, um uns zu unterstützen. Ich denke, die Visconti werden erneut klein begeben. Aber auf Dauer lassen sie uns nicht in Ruhe.«

Auch wenn sie vor unserem Stadtverteidiger, Rinaldo de Grimaldi, gehörigen Respekt haben. Sie werden Attentate begehen, wie gestern Nacht, als sie zwei Salzschiffe anzündeten, die an der Mole lagen.«

»Die Bucht von Genua sieht so schön aus«, meinte Madeleine, »und dennoch gibt es Krieg!«

»Wir haben begonnen, eine wuchtige Bergfestung zu bauen. Ihr seht die ersten Mauern dort oben am Bisagno, oberhalb von San Bernardo. Von dort aus können wir Angreifer besser beschießen.«

»Wir brauchen eine Schiffspassage nach Zypern, ehe der Konflikt hier richtig ausbricht«, sagte Henri.

»Dann beeilt euch. Nehmt noch heute Nacht ein Schiff. Denn mir schwant Unheil. Am Morgen gab es einen Aufruhr wegen irgendwelcher Sachen mit fremden Eindringlingen, und der Capitano musste hart durchgreifen.«

»Bitte helft uns!«, bat Henri. »Welches Schiff läuft nach Zypern aus?«

»Kommt mit!«

Als sie über die Mole gingen, die Pferde am Zügel, erzählte ihnen der Schiffseigner noch mehr von den Scharmützeln, die in Genua beinahe ohne Unterlass stattfanden. Ein immer währender Kriegszustand lähmte die Stadt.

Dann standen die Gefährten vor einer mächtigen Nef, einem robustem Handelsschiff, das kastenförmig gebaut war und einen großen Laderaum besaß. Hafenarbeiter waren damit beschäftigt, die Ladung an Bord zu bringen, die aus Säcken und Fässern mit Getreide, Salz, Bohnen und Reis bestand. Das Schiff würde noch in der Nacht nach Zypern auslaufen.

Die Gefährten wurden mit dem Kapitän schnell handelseinig. Der Mann, ein echter Genueser, hatte eine dröhnende Stimme und lachte unentwegt. Man brachte sogleich die Pferde an Bord, die während der Fahrt mit Tragegurten an der Stalldecke

aufgehängt wurden, sodass ihre Hufe den Boden gerade noch berührten und sie sich beim Schlingern des Schiffskörpers nicht verletzen.

Die Passagiere belegten zwei Kabinen unter Deck. Madeleine musste ihre mit drei anderen Frauen teilen.

Um Mitternacht sollte es losgehen. Die Freunde gingen in die Stadt, um das Notwendige einzukaufen. Vor allem Madeleine benötigte neue Kleider. Aber auch die Männer stellten jetzt fest, dass ihre Hosen und Jacken so manches Loch aufwiesen. Man beschloss, ausgiebig einkaufen zu gehen. In einer solchen Hafenstadt konnte man sicher alles erstehen, was das Herz beehrte.

In der Nacht wurden die Leinen gelöst. Die Nef bewegte sich schwerfällig und wurde von drei Galeeren aus dem Hafenbecken gezogen. Weitere drei Galeeren bewachten die Fahrt hinaus, damit das Handelsschiff nicht angegriffen werden konnte. Denn man munkelte, die Ghibellinen aus Mailand seien im Begriff, eine neue, kriegerische Flotte nach Genua zu schicken. Und in der Stadt lauerten bestimmt schon ihre gedungenen Gesellen.

Die Gefährten waren froh, als das Festland mit den Hunderten von Leuchtfeuern, Fackeln und brennenden Abfallhaufen hinter ihnen versank. Das Schiff wurde nicht aufgehalten. Sie waren nun auf dem offenen Meer.

Der Himmel war wolkenlos, der fast volle Mond strahlte prächtig über ihren Köpfen. Auf Deck brannten Kohlefeuer in Eisenpfannen. Es war mild. Sie setzten sich achtern auf Deck und stärkten sich mit ein paar Happen.

»Das Wetter scheint ruhig zu bleiben«, hatte der Kapitän ihnen erklärt, »die Herbststürme sind noch weit im Westen. Wir werden eine gute Überfahrt haben.«

Henri musste daran denken, wie oft er schon irgendeine Küste verlassen hatte. Er hatte aufgehört zu zählen. Auch die Ankunft in einem fremden Hafen war für ihn kein seltenes Ereignis. Aber diesmal, dachte er, ist es etwas Besonderes.

Henri hatte das Gefühl, als würde er sich diesmal für immer vom abendländischen Festland entfernen. Als die Küste von Genua hinter ihm versank, übermannte ihn ein jäher Abschiedsschmerz. Zuerst verstand er nicht, was ihn bewegte. Aber dann wurde ihm klar, es konnte ein Abschied für immer sein.

Henri stand auf und ging zur Reling. Das Meer ringsum war schwarz, die Nef glitt in der leichten Brise dahin. Während er hinausschaute, gingen Henri viele Fragen durch den Kopf. Werde ich je wiederkommen? Werde ich je wieder einen Fuß auf diesen Teil der Erde setzen? Immerhin ist es meine Heimat. Wie könnte ich je ohne sie leben?

Doch ganz gleich, wie sehr er sich in Gedanken zu beschwichtigen versuchte, im Inneren bewegte Henri ein tiefer Abschiedsschmerz. Er starrte ins Wasser. Alle diese Ereignisse mit Seeungeheuern, mit Schlangen und Drachen, mit Echsen, die aus dem Wasser auftauchen und alles verheeren, dachte er – sind sie nicht nur dazu da, uns mutlos zu machen? Sind wir aber nicht Herren unseres Geschicks? Was könnte ein Drache, sei er nun echt oder eine bloße Chimäre, uns antun, wenn wir ihn gemeinsam bekämpften? Und doch zittern wir vor jeder neuen Erzählung, die uns von einem solchen geflügelten oder gehörnten Ungeheuer berichtet.

Das Wasser war ruhig, ein leichter Wellengang kräuselte die Oberfläche. Henri fiel die Erzählung aus dem Buch Hiob ein. Stand dort nicht, der Drache sei ein wundersames Geschöpf, das Gott selbst in die Welt geschickt hatte, um die Eitlen und Hochmütigen zu bekämpfen? Warum sollte man dann Angst vor ihm haben?

Henri spürte, wie das Abendland mit seinen Mythen, Dämonen und Drachen hinter ihm versank.

Was würde ihn in Zypern erwarten? Er hoffte, ein paar seiner Glaubensbrüder und Leidensgenossen zu finden. Und wenn es nur einer war, der noch zum Tempel hielt, dann würde er für Henri Heimat genug verkörpern. Und er würde es Henri erleichtern, nicht mehr in das Abendland zurückzukehren.

Henri erinnerte sich, was im Buch Hiob über den Drachen außerdem stand:

Wer kann die Tore seines Rachens auf tun? Um seine Zähne herum herrscht Schrecken. Einer reiht sich an den anderen, dass nicht ein Lufthauch hindurchgeht. Das Niesen des Drachen lässt Licht aufleuchten, seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröte. Aus seinem Rachen fahren Fackeln, und feurige Funken schießen heraus. Aus seinen Nüstern fährt Rauch wie von einem siedenden Kessel und Binsenfeuer. Sein Odem ist wie lichte Lohe. Auf seinem Nacken wohnt die Stärke, und vor ihm her tanzt die Angst. Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken und die Hochmütigen. Er macht, dass die Tiefe brodeln wie ein Topf, und rührt das Meer um, wie man Salbe mischt. Er lässt hinter sich eine leuchtende Bahn, man denkt, die Flut sei Silberhaar. Auf Erden ist nicht seinesgleichen, er ist ein Geschöpf ohne Furcht.

Wie weit ist ein solcher Drache entfernt von dem grausamen Untier, das Ritter Loredano erschuf?, dachte Henri. Dazwischen liegt ein Abgrund! Stelle ein solches Geschöpf an unsere Seite, o Herr, damit wir ohne Angst und Not leben können! Lasse den Drachen meine Gefährten beschützen, damit ihnen nichts geschieht. Denn ich bin für sie verantwortlich.

Und stehe auch mir bei!

Henri schaute in den Himmel. Der Mond hatte sich nicht bewegt. Auch die Sterne nicht. Der mächtige Leib der Nef glitt gemächlich gen Osten dahin. Bald würde sich dort das erste Licht des Morgens zeigen.

Historische Nachbemerkung:

Drachen im Mittelalter – eine allgegenwärtige Realität

Dass die Menschen des Mittelalters an Drachen glaubten, steht außer Zweifel. Im 14. Jahrhundert schrieb der Gelehrte Konrad von Megenberg (1309-1374) in seinem *Buch der Natur*, einer systematischen Naturgeschichte, die im Spätmittelalter weite Verbreitung fand: »Auf dem Kopf trägt er einen Kamm: Wenn er läuft, streckt er die Zunge vor und heult und gähnt mit seinem Maul. Gefährlich ist der Schlag seines Schwanzes. Er fliegt hoch, zerteilt die Lüfte mit seinen Flügeln. In der Nähe seiner Lagerstatt verpestet er die Luft mit seinem Atem und verbreitet tödliches Siechtum. Von einem in Geldern nachgewiesenen Exemplar wird gesagt: ›Wenn er sich übers Land wälzte, dröhnte die Erde. Sobald er schrie, schwoll der Wind zum Sturm.«

Auch über Wasserdrachen weiß Konrad von Megenberg einiges zu berichten: »Draco Maris heißt ein Meerdrache. Das ist ein grausames Meertier, lang und groß, wie ein wirklicher Drache, nur dass ihm die Flügel fehlen. Der Meerdrache hat einen knotigen Schwanz und, im Verhältnis zu seiner Größe, einen kleinen Kopf. Sein Biss ist für den Menschen ebenso giftig wie für die Fische im Meer« [nach Schöpf, S. 50].

Auch die gelehrte Äbtissin Hildegard von Bingen (1098-1179) glaubte an die Existenz von Drachen. In ihren Werken empfiehlt sie sogar zahlreiche Medikamente, für deren Herstellung Zutaten benötigt werden, die von Drachen stammen, zugleich warnt sie den Leser allerdings, dass Drachen »etwas von teuflischen Wesen« an sich haben.

Der Pilger Arnold von Hauff, der um 1500 über das Mittelmeer ins Heilige Land reiste, schreibt in seiner *Naturgeschichte*: »Das Geschöpf ist ein Drache des Meeres, Leviacon genannt. Der Leviacon hat vier Füße mit Klauen wie ein Greif, auch große breite Flossen, wie Flügel, damit er wohl einen weiten Sprung aus dem Wasser tut. Auch hat er einen dicken langen Schwanz, damit er gar herrlich schlägt, und einen großen Mund mit einem großen Gebiss, sodass er mit den langen Klauen, mit dem scharfen Gebiss, mit dem Schwanz und durch die Sprünge der Flügel gar groß Not dem Walfisch verursacht. So sahen wir denn wieder von dem großen Walfisch, dass er in sich gezogen hatte mehr denn drei Tonnen Wassers, die er zusammen ausblies nach dem Meerdrachen, damit er ihn blendete« [zitiert n. Lange, 1979, S. 23].

Selbst in den Büchern der Zoologen der Renaissance – zum Beispiel bei Conrad Gesner (1516-1565) oder Ulisse Aldrovandi (1522-1605) – sind Drachen ausführliche Kapitel gewidmet, und 1665 schrieb der Jesuit Athanasius Kircher (1602-1680) in seinem berühmten Werk *Mundus Subterraneus*, mit dem er die Grundlagen der modernen Geologie schuf, dass die Erde von einem Netz aus Höhlen durchzogen sei, die von Drachen bewohnt werden.

Drachen, so glaubte man also, existierten in allen Formen und Lebensräumen. Die alten Chroniken und die zoologischen Werke der Renaissance berichten von Drachen mit zwei, vier oder gar keinen Beinen, mit und ohne Fledermausflügel, mit kurzem oder langem Hals. Der Körper wird im Allgemeinen als der einer riesigen Schlange oder Eidechse beschrieben, manchmal auch als der eines Krokodils, der Kopf gleicht, anders als heutige Fantasy-Zeichnungen von Drachen mit Saurier- oder Alligatorenköpfen es suggerieren, dem eines Hundes, einer Katze oder eines Pferdes. Drachen, so glaubte

man, lebten in Flüssen, Seen und Wäldern, in schroffen Gebirgen oder dunklen Höhlen – kurz: überall dort, wo das bekannte, kultivierte Land endete und das Unerforschte, die Wildnis, begann.

Weder in Sagen und Legenden noch in zoologischen Beschreibungen ist allerdings die Rede davon, dass Drachen Feuer speien. Wohl werden hin und wieder so genannte Feuerdrachen erwähnt, doch handelt es sich hierbei lediglich um spezielle Lichterscheinungen in der Atmosphäre, die, wie man heute weiß, vor allem durch Meteore und das Nordlicht hervorgerufen wurden.

Das deutsche Wort Drache wurzelt im griechischen Wort drakon, was zu Deutsch wiederum Schlange heißt. Dass die Autoren des Mittelalters zur Bezeichnung der grausigen Riesenechsen häufiger den Begriff Wurm als das Wort Drache verwendeten, wundert somit kaum.

Der Drache des Johannes

Dass man im Mittelalter und selbst noch darüber hinaus an Drachen glaubte, hängt weniger mit antiken Texten zusammen, die eigentlich nur von übergroßen Schlangen oder Würmern berichten, als vielmehr mit dem Christentum. Auf die verschiedenen biblischen Drachenberichte wird später noch eingegangen, hier soll erst einmal geklärt werden, wie es überhaupt dazu kam, dass die Menschen des Mittelalters die Existenz von Drachen in der eigenen Lebenswelt für selbstverständlich hielten. Zunächst einmal ist dies darauf zurückzuführen, dass der Teufel im Neuen Testament unter anderem als Drache symbolisiert wird und dieser – wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden – dementsprechend in die regionalen Heiligenlegenden eingebunden wurde.

Das letzte Buch des Neuen Testaments, die Offenbarung des Johannes, schildert nämlich den Teufel als einen vielköpfigen Drachen, der von dem Erzengel Michael bekämpft und dann auf die Erde geschleudert wird, wo er die Kirche verfolgt: »Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: eine Frau, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen. Und sie war schwanger und schrie in Kindsnöten und hatte große Qual bei der Geburt. Und es erschien ein anderes Zeichen am Himmel, und siehe, ein großer, roter Drache, der hatte sieben Häupter und zehn Hörner und auf seinen Häuptern sieben Kronen, und sein Schwanz fegte den dritten Teil der Sterne des Himmels hinweg und warf sie auf die Erde. Und der Drache trat vor die Frau, die gebären sollte, damit er, wenn sie geboren hätte, ihr Kind fräße. Und sie gebar einen Sohn, einen Knaben, der alle Völker weiden sollte mit eisernem Stabe. Und ihr Kind wurde entrückt zu Gott und seinem Thron. Und die Frau entfloh in die

Wüste, wo sie einen Ort hatte, bereitet von Gott, dass sie dort ernährt werde tausendzweihundertundsechzig Tage. Und es entbrannte ein Kampf im Himmel: Michael und seine Engel kämpften gegen den Drachen. Und der Drache kämpfte und seine Engel, und sie siegten nicht, und ihre Stätte wurde nicht mehr gefunden im Himmel. Und es wurde hinausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt: Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt, und er wurde auf die Erde geworfen, und seine Engel wurden mit ihm dahin geworfen. Und ich hörte eine große Stimme, die sprach im Himmel: Nun ist das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes geworden und die Macht seines Christus; denn der Verkläger unserer Brüder ist verworfen, der sie verklagte Tag und Nacht vor unserm Gott. Und sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebt, bis hin zum Tod. Darum freut euch, ihr Himmel und die darin wohnen! Weh aber der Erde und dem Meer! Denn der Teufel kommt zu euch hinab und hat einen großen Zorn und weiß, dass er wenig Zeit hat. Und als der Drache sah, dass er auf die Erde geworfen war, verfolgte er die Frau, die den Knaben geboren hatte« [Offenbarung 12,1-13].

Der Drache als Symbol für das Heidentum

Im christlichen Kulturkreis ist der Drache nicht zuletzt aufgrund der soeben erwähnten Schilderung in der Offenbarung immer auch ein Symbol für den Teufel gewesen. Viele legendäre Berichte über Begegnungen oder Kämpfe mit Drachen schildern daher im übertragenen Sinne Siege des christlichen Glaubens über das Heidentum. Dies gilt auch für zwei Drachensagen aus Süddeutschland und Oberitalien. So soll der heilige Pirmin der Legende nach Gewürm von der Insel Reichenau vertrieben haben, als er dort sein Kloster gründete; der heilige Julius wiederum soll von der Seeinsel Isola di San Giulio im westlich des Lago Maggiore gelegenen Ortasees Drachen verjagt haben. Noch heute wird dort in der Sakristei der Basilika San Giulio ein riesiger Knochen gezeigt – vermutlich ein fossiles Wirbelstück –, der Anfang des 17. Jahrhunderts in einer Grotte am Ufer des Sees gefunden und bis 1920 bei Prozessionen mitgeführt wurde.

Gleich mehrere typische Elemente der Drachensagen illustriert die Legende der heiligen Martha: Martha von Bethanien ist eine Gestalt aus dem Neuen Testament. Geboren im heutigen El-Azarjeh in Palästina, gehörte sie zu Jesu engstem Freundeskreis [Lukas 10,38-42; Johannes 11,5 und 27; 12,1-3], und so wundert es kaum, dass sich zahlreiche Legenden um sie ranken. Unter anderem wird erzählt, dass sie mit ihren Geschwistern in einem steuerlosen Boot über das Mittelmeer gefahren und schließlich in Südfrankreich gelandet sei. Sie habe dann in Marseille ein Kloster gegründet und dort dreißig Jahre lang bis zu ihrem Tod gelebt. Während dieser Zeit habe bei Tarascon im Rhônetal ein Menschen fressender Drache, die Tarasque, gehaust. Dieses Untier soll die heilige Martha mit dem Kreuzzeichen und Weihwasser gezähmt und

dann wie ein Lamm an ihrem Gürtel nach Arles geführt haben, wo sich die Tarasque in den Fluss stürzte und davonschwamm. Noch heute wird in Tarascon einmal im Jahr eine Prozession veranstaltet, bei der eine lebensgroße Nachbildung des Drachen durch die Straßen gezogen wird.

Auf diese und ähnliche frühe Vorlagen – der berühmteste Drachenkämpfer war der heilige Georg, dessen Legende im 11. Jahrhundert weithin bekannt war – nehmen zahllose Drachensagen des Mittelalters Bezug. Der Drache verkörpert darin stets das noch unzivilisierte oder heidnische Land. In einem aber halten sich die meisten Drachensagen des Mittelalters nicht an das Vorbild, das ihnen die Legende um die Jüngerin Jesu gab: Die Auseinandersetzungen mit Drachen gehen häufig ziemlich blutig aus.

Der Drache als Symbol der Wildnis

Das Heidentum wird in den Legenden oft mit einem öden oder verwüsteten Land verglichen. Doch es sind nicht nur Mönche und Heilige, die in unwirtlichen Landstrichen Drachen bekämpft und vernichtet haben sollen. Je selbstbewusster der Adel wurde, desto häufiger schrieben verschiedene Adelsgeschlechter ihrem Gründer eine solche Heldentat zu und meldeten auf diese Weise Besitzansprüche auf das solchermaßen von dem Ungeheuer befreite Land an.

So lesen wir in der Stadtchronik von Geldern – hier zitiert nach Paul Zaunerts *Rheinland-Sagen* von 1924 –, wie die Stadt zu ihren Herren kam: »Im Jahre 878, als Carolus Kaiser war, gab es bei Köln einen großen weiten Platz, in der Herrschaft von Pont, und auf diesem Platz war ein großes giftiges Tier, das dem Land viel Böses tat und viele Menschen verschlang, und viele Leute flohen voller Schrecken und Angst aus dem Land. Es hatte feurige Augen, die man bei Nacht deutlich sehen konnte. Manchmal hörte man das Tier Gelre, Gelre rufen, und es fügte auch dem Herrn von Pont viel Schaden zu. Dieser hatte zwei Söhne, herrliche Männer namens Wichardus und Lu-poldus, die überwandern bei Nacht das grässliche Biest mit Gottes Hilfe. Darüber war das Volk hochofren, es wählte die beiden Brüder zu ihren Prinzen und Vögten, und ihre Burg nannten sie Gelder, an dem Platz, wo das Tier erschlagen worden war.«

Dass Konrad von Megenburg den Drachen von Geldern in seiner Naturgeschichte anführt, zeigt deutlich, dass Erzählungen wie die obige im Mittelalter als Tatsachenberichte aufgefasst wurden. Der Drache von Geldern ist aber nicht das einzige Ungeheuer, das von Adligen erlegt wurde. Man könnte unzählige Beispiele dafür anführen, wie ein Volk – oder die

Propaganda der Adelsgeschlechter- seine jeweiligen Herren zu Drachentöttern stilisierte. So schreibt Ludwig Bechstein in seinem *Deutschen Sagenbuch* von 1853 über die Urbarmachung der Schweiz: »Ein andres Drachenloch zeigt man bei Burgdorf mitten im Berner Lande. Es zogen zwei Herzoge von Lenzburg aus zu jagen, die waren Brüder und hießen Syntram und Bertram, oder nach andern Guntram und Waltram, und kamen in einem wilden Wald an ein wüstes Geklüft, darin lag ein ungeheurer Drache, der ebenfalls die Landschaft umher zur Einöde machte. Als der die jungen Jäger gewahrte, fuhr er alsbald auf sie los und schlang den Bertram, den Jüngsten, mit Haut und Haar durch seinen weiten Schlund hinab, Syntram aber fiel voll Muth den Drachen an, hieb ihm den Kopf ab, schnitt ihm den Leib auf und half seinem Bruder, der noch lebendig war, heraus. Danach ließen die Brüder der heiligen Margaretha zu Ehren eine Kapelle an dem Orte erbauen und die That durch ein Bild verewigen.«

Fiktive Existenzbeweise

Die Menschen des Mittelalters kannten Drachen allerdings nicht nur aus regionalen Legenden oder großen Epen, wie dem Nibelungenlied, sie waren auch von vermeintlichen Drachenrelikten umgeben, denen sie teils ähnlichen Respekt entgegenbrachten wie Reliquien. Bei solchen als Existenzbeweise angesehenen Relikten handelte es sich nicht nur um fossile Knochen – etwa von Walen und Höhlenbären, aber auch von Sauriern –, sondern auch um mumifizierte Krokodile, die Kreuzritter von ihren Fahrten aus dem Heiligen Land mitgebracht hatten, oder um bewusst angefertigte Drachenfälschungen, wie zum Beispiel getrocknete Rochen. Nicht selten zogen Schausteller von Stadt zu Stadt und präsentierten ihrem Publikum Krokodile oder große Schlangen, die sie als Drachen aus fernen exotischen Ländern ausgaben. In diesem Sinne berichtet auch eine Flugschrift aus dem 16. Jahrhundert von einem gewissen Hieronymus Mantaner (also möglicherweise einem Mann aus dem oberitalienischen Mantua), der in Ägypten ein Nilkrokodil gefangen habe, das 1564 in Straßburg, Antwerpen, Ingolstadt, Rostock und in anderen Städten Europas dem Publikum präsentiert wurde.

Ein schönes Beispiel dafür, wie sehr Fossilien die Menschen früherer Zeiten beschäftigten, ist der Lindwurmbrunnen von Klagenfurt in der österreichischen Steiermark. Er stammt aus dem Jahr 1590 und ist die Rekonstruktion eines Drachen, dessen Schädel 1335 in der Nähe der Stadt gefunden worden war. Heute wissen wir, dass es sich um den Schädel eines eiszeitlichen Nashorns gehandelt hat, damals hatte man allerdings nur zwei Erklärungen für den gewaltigen Knochenfund: Entweder musste es sich um Überreste von in

der Sintflut ertrunkenen Riesen handeln oder um Skelette von Drachen, die einst in der Gegend gehaust hatten.

Neben den vermeintlichen Überresten besiegtter Drachen wurden den Menschen im Mittelalter auch Waffen präsentiert, mit denen die angeblichen Drachen erlegt worden waren. Und das nicht nur auf dem Jahrmarkt. In der Kathedrale im englischen Durham kann man beispielsweise noch heute ein Schwert bewundern, mit dem angeblich der »Wurm von Sockburn« erschlagen wurde, und in der Kirche in Low Ham in Somerset ist noch immer der Speer zu sehen, mit dem ein gewisser John of Aller angeblich einen Drachen erlegt hat.

Dass die hier erwähnten Knochen, Mumien und Waffen, die in Kirchen ausgestellt wurden, fast immer auf den Adel und nur äußerst selten auf Heilige zurückverweisen, macht deutlich, welche Machtposition der Adel für sich beanspruchte und wie er diesen Anspruch unter anderem durch Geschichten von Drachenkämpfen zu legitimieren verstand.

Biblische Vorbilder

Selbst ohne die Propaganda des Adels hätten die Menschen des Mittelalters allerdings wohl an Drachen geglaubt, denn diese Fabeltiere werden mehrfach in der Bibel erwähnt, und deren Schriften galten im Mittelalter bekanntlich als unanzweifelbares Wort Gottes.

Die eingangs bereits erwähnte Offenbarung des Johannes berichtet von dem für die christlichen Legenden des Mittelalters ausschlaggebenden Krieg der Engel gegen den Drachen. Wie am Beispiel der heiligen Martha in Südfrankreich zu sehen war, bildet dieser Kampf eine wichtige Vorlage für all jene Erzählungen, in denen Heilige satanische Drachen bekämpfen und besiegen. Johannes' neutestamentlicher Bericht greift allerdings selbst bereits auf ein biblisches Vorbild zurück, nämlich auf die im Alten Testament geschilderten Kämpfe zwischen Gott und einem Urzeitmonster am Ende der Zeiten. Bei Jesaja [27,1] heißt es: »Zu der Zeit wird der HERR heimsuchen mit seinem harten, großen und starken Schwert den Leviathan, die flüchtige Schlange, und den Leviathan, die gewundene Schlange, und wird den Drachen im Meer töten.« In Psalm 74,14 erfährt man darüber hinaus, dass der Leviathan viele Köpfe haben soll.

Die hebräische Bibel folgt übrigens fast wortwörtlich einer noch älteren Vorlage. Im syrischen Ugarit wurden seit 1929 zahlreiche Tontafeln mit alten kanaanitischen Texten aus dem 14. Jahrhundert vor Christus entdeckt, und in einem dieser Texte, dem Baal-Mythos, werden bereits der Leviathan und sein Kampf mit Gott, in diesem Fall Baal, beschrieben:

»Wenn du Lothan erschlägst, die flüchtige Schlange, vernichtest du auch die gewundene Schlange, Schaljat mit den vielen Köpfen...«

Fast alle altorientalischen Kulturen kennen diesen Mythos des Lichtgotts, der den Urdrachen, das Chaos, tötet und aus dessen Leib die Welt erschafft. Aus dieser heidnischen Vorstellung wird in der Bibel ein in der Zukunft drohender Kampf, wobei der Drache das Böse in der Welt verkörpert, das von Gott endgültig besiegt werden wird.

Das Alte Testament kennt aber nicht nur böse Drachen. Im Buch Hiob werden zwei eher neutral einzuordnende Exemplare dieser Fabelwesen beschrieben: der bereits bekannte Leviathan und der Behemoth, ein gewaltiges Flusungeheuer. Beide Tiere werden bei Hiob nur als wundersame Schöpfungen Gottes dargestellt, satanische Konnotationen gibt es nicht. So heißt es: »Kannst du den Leviathan fangen mit der Angel und seine Zunge mit einer Fangschnur fassen? Kannst du ihm ein Binsenseil an die Nase legen und mit einem Haken ihm die Backen durchbohren? Meinst du, er wird dich lang um Gnade bitten oder dir süße Worte geben? Meinst du, er wird einen Bund mit dir schließen, dass du ihn für immer zum Knecht bekommst? Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel oder ihn für deine Mädchen anbinden? Meinst du, die Zunftgenossen werden um ihn feilschen und die Händler ihn verteilen? Kannst du mit Spießen spicken seine Haut und mit Fischerhaken seinen Kopf? Lege deine Hand an ihn! An den Kampf wirst du denken und es nicht wieder tun! Siehe, jede Hoffnung wird an ihm zuschanden; schon wenn einer ihn sieht, stürzt er zu Boden. Niemand ist so kühn, dass er ihn zu reizen wagt. Wer ist denn, der vor mir bestehen könnte? Wer kann mir entgegentreten, und ich lasse ihn unversehrt? Unter dem ganzen Himmel ist keiner! Ich will nicht schweigen von seinen Gliedern, wie groß, wie mächtig und wohl geschaffen er ist. Wer kann ihm den Panzer ausziehen, und wer darf es wagen, ihm zwischen die Zähne zu greifen? Wer kann die Tore seines

Rachens auf tun? Um seine Zähne herum herrscht Schrecken. Stolz stehen sie wie Reihen von Schilden, geschlossen und eng aneinander gefügt. Einer reiht sich an den andern, dass nicht ein Lufthauch hindurchgeht. Es haftet einer am andern, sie schließen sich zusammen und lassen sich nicht trennen. Sein Niesen lässt Licht aufleuchten; seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröte. Aus seinem Rachen fahren Fackeln, und feurige Funken schießen heraus. Aus seinen Nüstern fährt Rauch wie von einem siedenden Kessel und Binsenfeuer. Sein Odem ist wie lichte Lohe, und aus seinem Rachen schlagen Flammen. Auf seinem Nacken wohnt die Stärke, und vor ihm her tanzt die Angst. Die Wampen seines Fleisches haften an ihm, fest angegossen, ohne sich zu bewegen. Sein Herz ist so hart wie ein Stein und so fest wie der untere Mühlstein. Wenn er sich erhebt, so entsetzen sich die Starken, und vor Schrecken wissen sie nicht aus noch ein. Trifft man ihn mit dem Schwert, so richtet es nichts aus, auch nicht Speiß, Geschoss und Speer. Er achtet Eisen wie Stroh und Erz wie faules Holz. Kein Pfeil wird ihn verjagen; die Schleudersteine sind ihm wie Spreu. Die Keule achtet er wie einen Strohalm; er spottet der sausenden Lanze. Unter seinem Bauch sind scharfe Spitzen; er fährt wie ein Dreschschlitten über den Schlamm. Er macht, dass die Tiefe brodeln wie ein Topf, und rührt das Meer um, wie man Salbe mischt. Er lässt hinter sich eine leuchtende Bahn; man denkt, die Flut sei Silberhaar. Auf Erden ist nicht seinesgleichen; er ist ein Geschöpf ohne Furcht« [Hiob 40,25-41].

Auch der Behemoth zeigt die Allmacht Gottes: »Siehe da den Behemoth, den ich geschaffen habe wie auch dich! Er frisst Gras wie ein Rind. Siehe, welche Kraft ist in seinen Lenden und welche Stärke in den Muskeln seines Bauchs! Sein Schwanz streckt sich wie eine Zeder; die Sehnen seiner Schenkel sind dicht geflochten. Seine Knochen sind wie

eherne Röhren, seine Gebeine wie eiserne Stäbe. Er ist das erste der Werke Gottes; der ihn gemacht hat, gab ihm sein Schwert. Die Berge tragen Futter für ihn, und alle wilden Tiere spielen dort. Er liegt unter Lotosbüschen, im Rohr und im Schlamm verborgen. Lotosbüsche bedecken ihn mit Schatten, und die Bachweiden umgeben ihn. Siehe, der Strom schwillt gewaltig an: Er dünkt sich sicher, auch wenn ihm der Jordan ins Maul dringt. Kann man ihn fangen Auge in Auge und ihm einen Strick durch seine Nase ziehen?« [Hiob 40,15-24.]

In den Drachenkämpfen der Heiligen, Herzöge und Ritter klingen diese biblischen Darstellungen nach. Wie sehr die mittelalterlichen Legenden auf solchen testamentarischen Vorlagen beruhen, wird deutlich, wenn man eine Darstellung im alttestamentarischen Buch Daniel mit dem Bericht über einen Drachen im niedersächsischen Kötterberg vergleicht: Im Buch Daniel wird unter anderem berichtet, wie der Prophet Daniel, der in Babylon gefangen gehalten wurde, einen dort als Gott verehrten Drachen tötet, um die Allmacht Jahwes zu beweisen: »Es gab auch einen großen Drachen, den die Babylonier wie einen Gott verehrten. Der König sagte zu Daniel: Von diesem Drachen kannst du nicht sagen, er sei kein lebendiger Gott. Bete ihn also an! Daniel erwiderte: Nur den Herrn, meinen Gott, bete ich an; denn er ist wirklich ein lebendiger Gott. Du aber, König, gib mir die Erlaubnis, den Drachen zu töten, ohne Schwert und Keule! Der König sagte: Ich gebe sie dir. Da nahm Daniel Pech, Talg und Haare, schmolz alles zusammen, formte Kuchen daraus und warf sie dem Drachen ins Maul. Der Drache fraß sie und zerbarst. Da sagte Daniel: Seht, was ihr für Götter verehrt! Als die Babylonier davon hörten, waren sie empört und taten sich gegen den König zusammen. Sie sagten: Der König ist Jude geworden. Den Bel hat er zertrümmert, den Drachen getötet und die Priester hingeschlachtet« [Daniel 14,23-28].

Mit dieser Darstellung vergleiche man nun eine Notiz aus den Annalen des Klosters Corvey in Westfalen: Es »stak noch im Jahre 1029 eine große Schlange im Kötterberg, von der man sagte, dass sie einen Hund, Lämmer und Kälber verschlungen habe. Sie ward von Bauern nur vermittels Rauches, welchen angezündetes Birkenholz und in die Flamme geworfenes Schuhpech gaben, vertrieben.« Beide Male also wird ein Drache mit Pech vertrieben, die Bauern – weniger tapfer als ein Prophet Gottes – halten sich allerdings in sicherer Distanz.

Der Drache als kontinuierliche Bedrohung

Es gab im Mittelalter nicht nur Drachen, die skelettiert oder mumifiziert in Kirchen ausgestellt wurden – also jene Untiere, die als Verkörperungen des Heidentums von Heiligen erschlagen oder als Ausdruck der Überlegenheit der Kultur über die wilde Natur von Adligen aus ihren Höhlen vertrieben worden waren.

Das Leben der Menschen im Mittelalter wurde ständig von Seuchen, Kriegen und anderen Gefahren bedroht. In den Wäldern gab es Luchse, Wölfe und Bären, die Menschen und Nutztiere angreifen und töten konnten. Naturereignisse wie extreme Schneefälle, Überschwemmungen Hagelschauer und Gewitter konnten Dörfer und Ernten vernichten und so zu ernsthaften Krisen führen. Diese Bedrohungen werden in den Chroniken nicht selten in übertragener Weise zum Ausdruck gebracht, indem sie als Drachen gewissermaßen personifiziert werden. Obwohl sich die Schilderungen in den Annalen wie Augenzeugenberichte lesen, liegt ihnen häufig ein ganz anderes Ereignis zugrunde als jenes, welches beschrieben wird. So wird in der Reimchronik des Schwabenkrieges beispielsweise von einem Drachen berichtet, der bei Luzern aus dem Vierwaldstätter See in den Fluss Reuss schwamm, anstatt von starken Regenfällen, die zu Überschwemmungen führten. Genau heißt es über die Ereignisse des 26. Mai 1499: »vff den xxvj tag meyen ist beschechen zu Lutzern, hat man ein seltsam Ding gesehen, ein wurm, sin hals ward geacht zwei klaffter lang, sich vß dem sew durch die Rübbrück schwang. Sin haupt mit breiten oren, gestalt eins kalb, und die grosse des libß allenthalb ouch einem kalb ze gleichen und ze schetzen. daby hab ich die welt hören schwetzen, des wurms lengy sy by xj klaffter gewesen.«

Zehn Klafter sind fast dreißig Meter – sonst aber entspricht dieser Drache dem üblichen Drachenbild des Mittelalters, denn er hat den Kopf eines Säugetiers, in diesem Fall den eines Kalbs.

Auch Kriege und Notzeiten konnten im Mittelalter durch Drachen symbolisiert werden. Seit mehr als 500 Jahren wird in dem kleinen bayrischen Städtchen Fürth im Wald jedes Jahr im August der so genannte Drachenstich aufgeführt. Die erste schriftliche Erwähnung dieses Spektakels stammt von 1646 (frühere Unterlagen wurden im Dreißigjährigen Krieg vernichtet). 1754 heißt es dann, dass »das Drachenstechen bayhiesiger Statt yber die 200 Jahr ohne Unterbrechung observiret wird«. Somit gilt das Stück, bei dem ein Reiter ein großes schuppiges Untier erlegt, als ältestes Volksschauspiel Deutschlands.

Historisch gesichert ist, dass diese rituelle Ermordung eines Drachenmodells ursprünglich im Anschluss an die Fronleichnamsprozession zu Ehren des heiligen Georg stattfand. Später hat sich die Deutung aber gewandelt, und es heißt nun, dass der Drache ein Symbol für die feindlich gesonnenen Hussiten darstelle. Der Böhme Jan Hus, der den Reichtum der Kirche angeprangert hatte, wurde zum Konzil nach Konstanz gelockt und dort 1415 öffentlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Daraufhin brachen 1419 die Hussitenkriege aus, und am 14. August 1431 besiegten die Anhänger des getöteten Hus ein bayrisches Heer bei Fürth. In der Legende wurde dann aus der gefährlichen Hussitenschar ein bössartiger Drache.

Drachen stellen für die Menschen des Mittelalters also keineswegs immer nur eine durch Heilige oder Adlige längst gebannte Gefahr dar – sie konnten, so glaubte man, jederzeit zuschlagen und Menschen töten. Viele Katastrophen, ob nun Unwetter oder Schlachten, sind in der Form von

Drachenberichten überliefert, und diese verstand die mittelalterliche Zuhörerschaft nicht als Gleichnisse, sondern als Tatsachenerzählungen.

Der geheimnisvolle Lago Gerundo

Der Lago Gerundo ist in keinem Atlas zu finden. Er lag der Legende nach südwestlich von Mailand zwischen dem Abfluss der Adda aus dem Corner See und der Mündung dieses Flusses in den Po, dort, wo Adda und Serio zusammenfließen. In den Quellen wird der See entweder als Mare Gerundo, Mare Gerundio oder Mare Girondo bezeichnet. Mare meint hier nicht das Meer, sondern einen großen Binnensee, vergleichbar mit den Maaren der Eifel. Die erste Erwähnung erfolgt nicht, wie man vermuten könnte, bei den antiken römischen Autoren, sondern in einigen notariellen Briefen vom Anfang des 13. Jahrhunderts. In einem Schriftstück des Mönchs Sabbio über die Stadt Lodi aus dem Jahr 1110 und einer weiteren Akte von 1204 wird das »Ufer des Sees Gerundo« erwähnt.

Einige Historiker bezweifeln, dass es diesen See je gegeben hat. Sie vermuten, die in der Gegend häufig aufgefundenen Teile großer fossiler Wirbeltiere hätten zum Entstehen der Legende, dass es östlich von Mailand einst einen großen Drachensee gegeben habe, beigetragen. Andere Forscher vermuten, dass der Lago Gerundo tatsächlich existiert hat, wenn auch nicht als großer See, sondern als weitläufiges Sumpfgebiet. Dieses Gebiet soll aus Überschwemmungswasser von Adda, Serio und Brembo gespeist worden sein. Solche Überschwemmungsseen hat es sicher gegeben, bevor die ganze Gegend mit Entwässerungsgräben durchzogen wurde – wenn auch vielleicht nur zeitweise. Der ziemlich flache Lago Gerundo war dann bis zu fünfunddreißig Kilometer breit und fünfzig Kilometer lang – mit Inseln, die parallel zur Fließrichtung des Wassers ausgerichtet waren. Die heutige Stadt Crema lag auf der kleinen Insel Fulcheria, Lodi lag am Westufer, Orzinuovi am Ostufer. Das heutige Vaprio befand

sich am Nordufer, Pizzighettone am Südufer. Die größte Tiefe dieses Gewässers soll fünfundzwanzig Meter, die Durchschnittstiefe zwischen zehn und zwanzig Meter betragen haben.

Es gibt neben den historischen Erwähnungen durchaus archäologische Funde, die die frühere Existenz des Sees bezeugen. Man hat an seinen ehemaligen Ufern einen Altar der italischen Göttin Mephite entdeckt, der Herrin der Sümpfe. Bei Acquaria ist man auf Pfahlbauten gestoßen, und man hat in der Gegend auch Einbäume gefunden.

Das Schicksal des Lago Gerundo wurde mit der Urbarmachung dieses fruchtbaren Landes durch die Mönchsorden der Benediktiner, Cluniazenser und Zisterzienser besiegelt. Sie – wie auch die Gemeinde Lodi und die Adelsfamilien der Borromäer – legten Kanäle an, die das Wasser aus Sumpf und See ableiteten.

Der Tarànto, das Ungeheuer des Lago Gerundo

Übereinstimmend ist in den Sagen, die von dem großen Sumpfssee berichten, die Rede davon, dass dort ein furchtbarer Drache gehaust haben soll, der Tarànto, eine gewaltige Schlange mit einem riesigen Kopf. Das Ungeheuer soll ursprünglich aus Soncino gekommen sein, wo der überall verhasste Tyrann Ezzelino da Romano gelebt hatte – ein erster Hinweis darauf, dass der Drache mit dem Bösen in Verbindung steht. Die Legende schreibt die Drachentötung Bernardino Tolentino, dem Bischof von Lodi, zu. Als das Untier erbarmungslos wütete, soll er gemeinsam mit allen Bürgern Lodi Gott gebeten haben, die Gemeinde von dem Untier zu erlösen, dessen Gifthauch eine Seuche ausgelöst hatte. Drei Tage lang habe man eine feierliche Prozession veranstaltet, und jeder in der Gemeinde habe ein Gelöbnis ablegt, dass die Kirche des heiligen Christophorus, die am Sumpfufer lag, wieder aufgebaut werde. Als die drei Tage am 1. Januar 1300 vorüber waren, sollen sich zwei Wunder gleichzeitig ereignet haben: Der Drache soll gestorben und der See ausgetrocknet sein.

Andere Versionen der Legende berichten von einem Drachentöter; mal war es ein unbekannter Ritter aus Calvenzano, der dann die Familie Visconti begründete (diese Familie führte später übrigens eine Riesenschlange, die ein Kind verschlingt, im Wappen, ihren Anspruch auf das Land rund um Lodi haben die Viscontis also auch von der Beseitigung des Drachen abgeleitet), mal Friedrich Barbarossa, der die Bestie zur Strecke gebracht haben soll.

Historisch nachweisbar ist im Zusammenhang mit der Legende um den Drachen von Lodi nur der Wiederaufbau der Kirche des heiligen Christophorus. Geboren wurde diese Idee

allerdings wohl eher aufgrund der Ausrufung des Jahres 1300 als das erste Jubeljahr oder Heilige Jahr der katholischen Kirche durch Papst Bonifatius VIII. als durch die Bedrohung des Dorfes durch einen Drachen. Den Beginn des für die damalige Christenheit denkwürdigen Jahres hat die Legende dann erst mit der Drachenhandlung verknüpft. Dass der Sumpf und der Drache am gleichen Tag verschwunden sein sollen, ist ein weiterer Beleg dafür, dass das Ungeheuer die Wildheit verkörpert, das Land, das noch nicht urbar ist.

Die Menschen des Mittelalters glaubten an diese Legenden. Im Gebiet des ehemaligen Sumpfsees werden daher heute noch Reliquien gezeigt, die mit den damaligen Ereignissen in Zusammenhang stehen sollen: In der Kirche St. Christophorus zu Lodi hat man der Überlieferung nach noch um 1700 die riesige Rippe eines Drachen aufbewahrt. Und noch heute hängt eine 1,80 Meter lange Rippe unter der Decke der Kirche Beata Vergina in Paladina bei Bergamo. Eine weitere, ebenfalls 1,80 Meter lange Rippe kann man in der Kirche San Bassiano von Pizzighettone bei Cremona besichtigen. In Almenno San Salvatore nahe Bergamo wird in der Kirche San Giorgio eine 2,60 Meter lange Rippe gezeigt. Sie soll von einem Ungeheuer stammen, das im Fluss Brembo gefangen wurde.

Aus dem Fluss Serio soll das bestens erhaltene, über drei Meter lange Krokodil stammen, das in der Kirche Santa Maria Annunziata bei Pontenossa, nordöstlich von Bergamo, von der Decke hängt. Es wird 1594 erstmals urkundlich erwähnt. Solche Krokodile sind in Oberitalien nicht selten, es gibt dort mehrere in Kirchen, in denen Nilkrokodile aufbewahrt werden, die vermutlich zum größten Teil von Kreuzrittern als Souvenir von ihren Kriegsfahrten mitgebracht wurden. Die weiter oben erwähnten Rippenknochen wiederum stammen, wie man heute weiß, von Walen, die in früheren Erdzeitaltern in einem flachen Küstenmeer in Oberitalien gelebt haben.

Noch 1995 wurde auf dem Grund der Adda ein fossiler Wirbel von stattlichem Ausmaß gefunden: Er war ganze fünfundsiebzig Zentimeter hoch und maß sechzehn Zentimeter im Durchmesser.

Funde wie dieser führten im Mittelalter dazu, dass die Bewohner der Fundregion zweifelsfrei an die Existenz von Drachen glaubten, schließlich gab es ja zahllose Überreste der Untiere, die sie selbst bestaunen und sogar anfassen konnten. Die Visconti, die eher zufällig zu ihrem Drachenwappen kamen (es handelt sich um das Banner eines sarazenischen Kämpfers, den ein Visconti von den Kreuzzügen mitbrachte), bedienten sich des schon vorhandenen Mythos, um sich selbst zu Drachenbezwingern zu stilisieren, die, weil sie das Land von dem Ungeheuer befreit hatten, auch Rechte an ihm besaßen. Auf ebendiese Weise versucht Loredano di Bergamo in unserem Roman an Landbesitz zu kommen.

Drachenglaube bei den Arabern

Wie hätte ein Araber wie Uthman im 14. Jahrhundert über unsere Geschichte gedacht? Auf jeden Fall wäre ihm der Glaube an Drachen nicht fremd gewesen. Die Araber bezeichneten Drachen mit einem Wort, das auch die Bibel für diese Geschöpfe benutzt, nämlich *tennin*.

Der islamische Gelehrte Mas'udi erwähnt Drachen bereits im Jahr 954 in seiner Enzyklopädie *Wiesen aus Gold*, wobei er allerdings durchaus Skepsis anklingen lässt: »Einige glauben, dass der *tennin* ein schwarzer Wind sei, der auf dem Grunde der Gewässer entstehe, sich dann durch die Luft hebe und sich an Wolken hänge, wie der Wirbelwind, der sich vom Boden hebt und dabei den Staub und vertrocknete Pflanzenteile mit sich führt. Dieser Wind nehme an Breite zu, wenn er sich in die Luft erhebe, und somit denken jene, die diese dunkle Wolke, von Sturm und Dunkelheit begleitet, gesehen haben, es sei eine schwarze Schlange, die sich aus dem Meer erhebe. [Mas'udi sagt also, Seeschlangen seien nur Wasserhosen.]

Andere denken, dass der *tennin* ein Reptil ist, das in den Tiefen des Meeres haust. Wenn es stärker wird, bekämpft es die Fische im Meer, dann schickt Gott Wolken und Engel, die es aus der Tiefe herauslocken, in Form einer schwarzen Schlange, hell und glitzernd, deren Schwanz die stärksten Gebäude, Bäume und sogar Berge niederreißen kann und deren Atem allein die stärksten Bäume entwurzelt. Das soll die Ansicht von Ibn Abbas sein.

Es gibt noch weitere Meinungen über die *tennin*. Die Geschichtsschreiber und Herausgeber von Büchern geben viele Einzelheiten, aber wir wollen sie übergehen. So heißt es, die *tennin* seien schwarze Schlangen, die zuerst in den Ebenen und Gebirgen lebten, von dort würden sie von Fluten und Regen

überrascht, die sie ins Meer schwemmten. Ihr Körper, der sich von den Kriechtieren im Meer ernährt, wird gewaltig, und ihr Leben dauert lange.

Die Schlange, die ein Alter von 500 Jahren erreicht, wird Herr über alle anderen Schlangen des Meeres, sagt Ibn Abbas.«

Im Koran werden weder Drachen noch Seeschlangen erwähnt. In den Hadiths, den Aussprüchen und Taten Mohammeds, die seine Anhänger sammelten, findet sich aber zumindest eine Ungeheurgeschichte: Sahih al-Buhari (810-870) berichtet in seinen *Nachrichten von Taten und Aussprüchen des Propheten Muhammad*. »Der Gesandte Gottes [Mohammed] schickte eine Armee, die aus dreihundert Männern bestand, zur Meeresküste. [Dort sahen sie] einen Fisch liegen, der so groß wie ein Erdhügel war. Die gesamte Armee ernährte sich achtzehn Tage lang von diesem Fisch. Abu Ubaida befahl, ein Rippenpaar des Fisches aufzurichten und eine Kamelin herzubringen. Sie konnte unter dem Rippenpaar hindurchlaufen, ohne es zu berühren!« [Buhari, S. 269.]

Der Fisch war wohl ein Wal, aber auf jeden Fall hätte Uthman an der Existenz von Seeschlangen und Wasserungeheuern nicht gezweifelt!

Drachen in Oberitalien heute

Der scheinbar naive Drachenglaube, der das gesamte Mittelalter hindurch und selbst noch während der Renaissance die Gemüter bewegte, mag uns heute erstaunen. Schließlich hat es Drachen nie gegeben, und niemand kann sie je lebend gesehen haben. Dennoch: Auch heute noch werden das so genannte Ungeheuer von Loch Ness und viele ähnliche Monster in über 500 Seen weltweit angeblich regelmäßig gesichtet – der Glaube daran, dass es Drachen gibt, ist also längst noch nicht ausgestorben.

Die oberitalienischen Seen gehören übrigens auch zu den vermeintlich von Monstern bewohnten Gewässern. Sowohl im Lago Maggiore als auch im Corner See, im Iseosee und im Gardasee glaubt man heute ab und an noch Ungeheuer zu sehen. Allerdings handelt es sich dabei nicht mehr um geflügelte Monster mit Katzenköpfen, sondern eher um Nessiekopien oder gewaltige Fische. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts soll auf dem Lago Maggiore beispielsweise ein »Ungeheuer« das Boot eines Fischers aus Meina angegriffen haben, 1934 meldeten englische Zeitungen, in dem See lebe ein Monster, »das einen Pferdekopf haben und sich von Fisch ernähren soll«, am 11. Juli 1962 ging ein Signore Leonello Boni am Ufer spazieren, als er einen »Wal« im Wasser sah.

Der Corner See gilt seit 1946 als Ungeheuersee. Damals meldeten verschiedene Lokalzeitungen (die diese Berichte nachweislich erfunden haben), dass Augenzeugen einen Riesenfisch oder eine Schlange gesehen haben, im August 1957 war es ein sechs Meter langes Tier ähnlich »einer Rieseneidechse«. Mitte September 1957 berichteten zwei Forscher, sie hätten von einem U-Boot aus »ein seltsames Tier [...] mit einem Krokodilkopf« gesehen. Es war aber nur

zwischen sechzig und einhundertzwanzig Zentimeter lang. Noch gegen Ende der 1990er-Jahre will ein Taucher »einem großen Schatten von einem riesigen Fisch« begegnet sein.

Der Gardasee birgt ähnliche Geheimnisse. Im August 1965 glaubte ein Fischer bei Punta San Vigilio ein etwa zehn Meter langes Tier mit einem riesigen Kopf gesehen zu haben, gewöhnlich aber werden hier angeblich »nur« Riesenfische gesichtet, wie etwa der fast fünf Meter lange Wels, »so groß wie ein Autowrack«, auf den Alan und Henry Brocchetta am 15. August 2001 bei einem Tauchgang bei Gargnano gestoßen sein wollen.

Drachen, so scheint es, sterben langsamer aus als reale Spezies.

Ulrich Magin

Literatur:

Othenio Abel, *Die vorweltlichen Tiere in Märchen, Sage und Aberglauben*, Karlsruhe 1923

Roberto Allegri, I »mostri« délie acque venuti dalla preistoria, *Giornale di Bescia*, 31. August 2000, S. 25

Rolf Beiderbeck und Bernds Knoop, *Buchers Bestiarium*, Frankfurt 1978

Massimo Centini und Laura Rangoni, *Lombardia misteriosa*, Macchione 2001

Umberto Cordier, *Guida ai draghi e mostri in Italia*, Mailand 1986

Sahih al-Buhari, *Nachrichten von Taten und Aussprüchen des Propheten Muhammad*, Stuttgart 1991

P. Werner Lange, *Seeungeheuer*, Leipzig 1979

Hans Schöpf, *Fabeltiere*, Graz 1988